

le ne fay rien
sans
Gayeté

(Montaigne, Des livres)

Ex Libris
José Mindlin

Das
Itajahy = Thal

und die

Kolonie Blumenau

in

Süd-Brasilien,
Provinz Santa Catharina,

von

G. Stüzer.

↪ Mit einer Karte der Kolonie. ↩

Goslar am Harz.
Verlag von Ludwig Koch.
1887.

Herrn Wilhelm Scheeffler,

Präsidenten der Municipal-Kammer von Blumenau, Vorsitzenden des
Gemeinde-Rathes u. s. w.,

meinem lieben Freunde
und General-Bevollmächtigten,

in treuer Anhänglichkeit an die Kolonie
und an ihn selbst, ihren höchsten Be-
amten und Repräsentanten,

der Verfasser.

Vorwort.

Es giebt wohl kaum ein überseeisches Gebiet, welches in Deutschland so bekannt ist, als der Küstenstrich der Provinzen Paraná, Santa Catharina und Rio Grande do Sul in Süd-Brasilien. Eine Menge Schriften und Berichte liegen darüber vor. Haben sich doch deutsche Ansiedler seit nun bald 50 Jahren in diesen Gegenden niedergelassen.

Ueber das Itajahy-Thal und die Kolonie Blumenau giebt es aber noch keine Monographie. — Dieses Heft bildet den ersten Versuch zu einer solchen.

Ich habe nach einem $\frac{5}{4}$ jährigen Aufenthalte in der Kolonie aus eigener Anschauung und Erfahrung und nach bestem Wissen diese kleine Schrift verfaßt, deren einziges Absehen darauf gerichtet ist, Niemandem zu Lieb und Niemandem zu Leid, die thatsächlichen Zustände zu schildern. Trotz bitterer Enttäuschungen bin ich ernstlich bemüht gewesen, mich ohne Groll mit offenen Augen nach allen Verhältnissen umzusehen. Die traurigen Erfahrungen, die ich machen müssen, unterdrückten von selbst alle Schwärmerei, alle Schönfärberei. Man wird in dieser Schrift nur nüchterne Beobachtungen und Berechnungen finden. Ich erhebe nicht den Anspruch, mit diesem Hefte etwas Besonderes geleistet zu haben; hat es überhaupt einen Werth, so beruht derselbe nur darin, schmucklose,

IV

sogar rücksichtslose Detail-Malerei, eine Aufnahme nach der Natur ohne Zierrathen und Zuthaten zu sein. Nachdem die Phantasie mancher Reisenden und Berichterstatter in diesem an sich so herrlichen Lande Leute genug in ihr Unglück gebracht hat, darf nur noch eine kritische und doch eingehende Auffassung der Sachlage aus persönlicher Kenntnißnahme das Recht haben, über die südbrasilianischen Kolonien mitzureden.

Ich schreibe diese Worte wenige Tage vor der Rückreise nach Deutschland, und es würde undankbar sein, wenn ich hier nicht das Bekenntniß offen ausspräche, daß mir und meiner Familie von Seiten der Kolonie nichts als Freundlichkeit entgegengebracht ist.

Gott segne das wundervolle Thal, das ich für mein Leben lieb gewonnen habe!

Blumenau, am 2. Dezember 1886.

G. Stutzer.

Nachschrift.

Nach Deutschland zurückgekehrt, habe ich das Manuscript dieser Schrift wiederholt durchgearbeitet und mit denjenigen Zahlen und Angaben neueren Datums versehen, die mir inzwischen zugänglich geworden waren.

Goslar am Harz, am 22. Juni 1887.

G. Stutzer.

Inhalts-Verzeichniß.

Vorwort.	
Einleitung.	Seite
I. Das Flußgebiet des Itajahy	1
II. Die Bodenbeschaffenheit	8
III. Das Klima	9
IV. Die Pflanzenwelt	12
V. Die Thierwelt	15
VI. Das Mineralreich	18
VII. Die Bevölkerung	19
VIII. Das Haus und die Lebensweise, der Hof und die Besizung des deutschen Kolonisten	27
IX. Die Kirche, die Schule, die Wohlthätigkeit, das Vereinswesen, die Presse	34
X. Die Verfassung, die Rechtspflege, die Verwaltung, die Steuern, die Polizei, das Militär, das deutsche Consulat.	43
XI. Die Landwirthschaft.	
a) Die Roça	47
b) Die landwirthschaftlichen Producte.	
1. Der Mais	50
2. Die schwarze Bohne.	52
3. Der Apim und die Mandioca	53
4. Andere Knollengewächse	54
5. Der Kaffee	55
6. Der Zucker	61
7. Der Reis	63
8. Der Tabak	63
9. Die Baumwolle	65
10. Die Ramie	66
11. Die Seide, der Flachs und der Hanf	67
12. Die Gemüse	68
13. Der Weinbau	70
14. Die Obstbäume, Obststräucher und Südfrüchte	71
15. Die Delfrüchte	81
16. Die Futterpflanzen und allerlei Nachlese	83
17. Einige allgemeine Bemerkungen zu dem Kapitel Landwirthschaft	89

VI

XII. Die Viehzucht.	Seite
1. Das Rindvieh	91
2. Die Schweinezucht	95
3. Die Pferde	98
4. Die Schafzucht.	99
5. Die Bienenzucht	99
6. Die Seidenraupenzucht	100
7. Das Geflügel	100
XIII. Die Verkehrsverhältnisse.	
1. Die Flußschiffahrt	101
2. Die Wege (und über den Bau der „Serrastraße“)	102
3. Von Eisenbahnen	106
4. Das Postwesen	108
5. Das Telegraphenwesen	109
XIV. Die Münzen, Maße, Gewichte, Lebensmittelpreise, Lohnverhältnisse und dergl.	110
XV. Der Handel und die Industrie.	
1. Der Handel	111
2. Die Industrie	119

Anhang.

1. Aus Briefen meiner Frau	122
2. Eine Reise durch das Itajah=Thal nach den Campos von Curitiba=banos.	136
3. Ist das Itajah=Thal als Ziel der Auswanderung zu empfehlen?	140

Die Karte

ist nach den neuesten und zuverlässigsten Vermessungen hergestellt. Die durch schwarze Linien hervorgehobene Stelle bezeichnet den gegenwärtigen Umfang der Kolonie Blumenau, soweit dieselbe bewohnt und bebaut wird. Die weiß gelassene Umgebung hat man sich als eine mit Urwald vollkommen bedeckte, von höheren Gebirgszügen durchsetzte Hügellandschaft zu denken.



Einleitung.

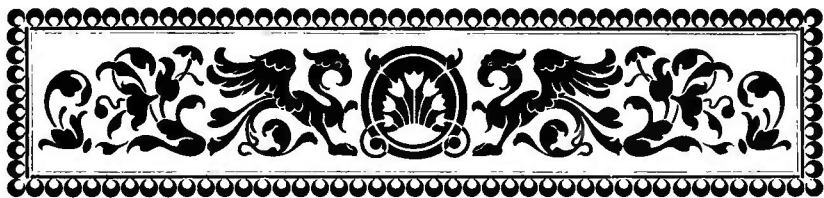
Das Kaiserreich Brasilien ist 15 Mal so groß, als das Deutsche Reich und fast so groß, als ganz Europa. Es zerfällt in 20 Provinzen. Von diesen liegen 17 in der heißen und 3 in der gemäßigten Zone. Diese 3 — Paraná, Santa Catharina und Rio Grande do Sul — begreift man unter dem Namen „Süd-Brasilien“.

Santa Catharina ist die kleinste dieser 3 Provinzen. Doch umfaßt sie ungefähr 3000 □Leguas oder 1700 □Meilen, ist mithin eben so groß als das Königreich Portugal und größer als das Königreich Bayern. Während aber in Bayern trotz aller Gebirge über 5 Millionen Menschen wohnen, hat die Provinz Santa Catharina trotz aller Fruchtbarkeit kaum 200 000 Einwohner, darunter etwa 60 000 Deutsche. Immerhin giebt es also in dieser brasilianischen Provinz fast ebenso viele Deutsche, als im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen leben.

Das Flußgebiet des Itajahy (sprich: Itajähý) liegt in der Mitte der Provinz Santa Catharina. Der Itajahy ist der größte Küstenfluß Süd-Brasilien's. An ihm und seinen Nebenflüssen wohnen wenigstens 20 000 Deutsche.

Man mag über Auswanderung denken wie man will: jeder Gebildete wird ein Interesse daran nehmen, zu erfahren, wie es etwa da aussieht, wo so viele Landsleute eine neue Heimath gefunden haben.





I.

Das Flußgebiet des Itajahy.

In der Entfernung von etwa 10—20 deutschen Meilen von der Seeküste durchzieht von Nord nach Süd ein stark zerklüftetes Felsengebirge die Provinz Santa-Catharina. Es hat den Namen Serra Geral und ist die Fortsetzung des Gebirgszuges, welcher auch in der Provinz Parana die scharf markirte Grenze zwischen Campos und Küste bildet. Das Gebirge erhebt sich stellenweise bis zu 3500 Fuß Höhe, dacht sich nach Westen allmählig ab, während es gegen die Küstenlandschaft in steilen Terrassen von wechselnder Breite abstürzt.

Das ist das Quellgebiet des Itajahy, des größten unter den in den Ocean mündenden Küstenflüssen an der Ostseite Brasiliens.

Zwischen Gebirge und See dehnt sich hier aber nicht eine Tiefebene aus; sondern niedrigere Bergrippen, die hier und da ansehnlichere Köpfe zeigen, durchsetzen das Vorland, parallel laufend mit der Serra oder ihr widerstrebend, Knotenpunkte bildend und sich dann strahlenförmig auslegend: eine krause Hügellandschaft mit unzähligen Thalmulden, kreuz und quer: das Quellland der Flüsse und der tausend Bäche, die sich in den Itajahy ergießen.

Aus dem bunten Gewirr der Hügel heben sich vier bedeutendere Berge, zwei an der linken Seite des Itajahy: der Morro do Itoupava und der Morro do Bahu (Sargberg); zwei an der rechten Seite: der Subida-Berg und der Spitzkopf, jeder etwa 2500—3000 Fuß hoch, in steiler, basaltischer Formation, die bei dem Morro do Bahu in seinem obersten, vielleicht 1000 Fuß hohen Aufsatz fast wie ein Ueberkipp über den unteren, breiten Aufbau erscheint.

Der Itajahy hat von seinen Quellen bis zu seiner Mündung eine Länge von etwa 350—400 Kilometern, 50 deutsche Meilen; ist also nicht so lang als die Weser, aber wohl länger als die

Saale; in seiner Ausdehnung dem Main am ähnlichsten, aber viel wasserreicher als einer dieser Flüsse.

Da, wo die letzte Terrasse der Serra sich in ein breites Thal herabsetzt (etwa 150 Kilometer, 20 Meilen, von der Seeküste entfernt), kommen im dunkeln Urwalde zwei Flüsse zusammen, jeder etwa 100 Fuß breit, welche mehrere Meilen weit ruhiges, schiffbares Wasser haben. Der von Westen kommende Arm heißt Itajahy-assu, der andere Südarml. Diese Stelle wird einst einer der bedeutungsvollsten Punkte Süd-Brasiliens werden, mit dem denkbar besten Lande in vollkommen gesunder Lage, mit dem werthvollsten Walde bestanden, der Sammelplatz des Handels und Verkehrs nach den reichen, von hier aus am leichtesten zu erreichenden Campos und zu den fruchtbaren Territorien des oberen Uruguay und Parana, — ein Kolonisationsgebiet ersten Ranges von mehreren hundert Quadratmeilen devoluten (der Regierung noch gehörenden) Landes.

Da wir die Quellen des Itajahy nicht erreichen können (es ist noch kein Forscher bis zu ihnen durchgedrungen), so treten wir bei diesem Zusammenfluß der beiden Quellströme die Wanderung, oder besser den Ritt, an bis zur Mündung in die See, etwa 20 Meilen.

Das Flußthal bietet zunächst mehrere Meilen eine außerordentlich großartige Scenerie. Die Berge erheben sich zu beiden Seiten zwar nur bis zu 500—600 Fuß, fallen aber fast senkrecht in mächtigen Granitmassen, untermischt mit Porphyr, zum Flusse ab, der sich in einer Breite von 300—400 Fuß in einer ununterbrochenen Reihe von Wasserfällen und Stromschnellen bewegt. Dann flachen sich die Berge ab, das Thal wird breiter, die äußersten Vorposten der Kolonie werden sichtbar, vereinzelte, im Urwalde am Wege zerstreute Niederlassungen von Italienern. Das Terrain wird wieder bergiger, Felsen engen den Fluß ein. Das Wasser schäumt wild dahin und bildet den Salto do Pilão (Pílong), „Mörser-Fall“, weil der Wasserstrahl hoch herab wie ein Stößel in einen Mörser fällt. Der Salto do Pilão liegt 215 Meter über dem Meere. Es folgt eine ununterbrochene Reihe von Wasserfällen und Stromschnellen in einer Länge von 2 Meilen bis zu dem steil und hoch aufsteigenden Morro do Subida, der nahe an den Fluß herantritt. Auf dieser Strecke mündet der noch fast unbekannt Nordarm, dessen Thal sehr fruchtbar sein soll und der wahrscheinlich der längste aller Quellflüsse des Itajahy ist.

Wir kommen in den Bereich der Ansiedlungen; die Pífade wird zum Wege; Palmiten-Hütten, von Anpflanzungen umgeben, treten alle paar hundert Meter hervor, Maisfelder, Weiden mit Vieh. Immer wieder ein Stück Urwald wird durchritten, immer wieder geht's an Kolonien vorbei. Das Thal ist wohl 2 Kilometer

breit. Jenseit des Flusses liegen auch entwaldete Flächen. Bisher sahen wir nur schwarzhaarige Italiener, jetzt kommen auch blonde Kinderköpfe zum Vorschein, Fachwerkhäuser, sogar massive, hellangestrichene Gebäude, Kolonie an Kolonie: deutscher Gruß, der erste deutsche Kaufladen, die erste deutsche Schule. Die Nebenflüsse, die wir überschreiten, haben die deutschen Namen Reibe und Bode.

Und wieder kommen wir in eine fremdländische Zone; vor den Palmiten-Hütten sitzen dunkelfarbige Brasilianer, die man kaum jemals arbeiten sieht. In den Rogas (gesprochen Rosses = Anpflanzungen) arbeiten Italiener. Die nicht unbedeutenden Bäche Guaricanas, San Paulo, San Pedro münden auf der linken Seite in den Fluß, alle weit hinauf dicht besetzt von Italienern, die auch das Nebenthal des Benedetto, das Kodeio-Thal, innehaben, prachtvolle Ländereien, Pflanzung an Pflanzung, meilenweit. Aber es dauert nicht lange, so sind wir wieder unter unsern Landsleuten. Wir überschreiten die Isibrücke und gelangen in einer Stunde, auf dem schönsten Grandwege, aber zwischen weniger üppigen Pflanzungen, nach dem „Stadtplatz“ Warnow. Wir hatten schon einen „Stadtplatz“ passirt, ohne etwas davon gemerkt zu haben. Er lag an der Reibe, führt den Namen „Aquadaban“ besteht aber vorläufig erst aus — drei Häusern. Warnow dagegen ist ein kleines Dorf mit zwei bedeutenden Geschäftshäusern, Schneide- und Mahlmühlen, einer Schule u. s. w. Ein mächtiger Gebirgsstock erhebt sich jenseit des Flusses, in seinen Höhen noch devolut (nach Entwaldung zur Viehzucht jedenfalls geeignet), in den Thälern ringsumher besetzt; am weitesten hinein von den Kolonien am Arapongas. Von Warnow an haben wir 7 deutsche Meilen lang am Hauptflusse hinab nur deutsche Ansiedlungen. Jeder Fuß Erde hat seinen Besitzer. Und vom Hauptflusse zweigen sich rechts und links weithin die Nebenthäler aus, von denen auch nicht eins mehr frei ist.

Die Gegend bietet nichts besonderes. Die Anpflanzungen sind dieselben (Mais, Zuckerrohr, Canna, Apim u. s. w.), bis wir, 8 Kilometer von Warnow, zum Stadtplatz Indayal kommen, so genannt von den hier häufig wachsenden Indaya-Palmen. Das ist landschaftlich einer der schönsten Punkte des Municipiums. Hier mündet der breite Benedetto in den Hauptfluß. Dieser Platz hat ohne Zweifel eine gute Zukunft. Schon jetzt befinden sich hier mehrere blühende Geschäfte, eine Bierbrauerei, Apotheke, Postagentur, Dampf-Schneidemühle, eine evangelische Kirche, Regierungsschule, Polizeiverwaltung zc., und der Verkehr ist so bedeutend, daß der Pächter der Fähre jährlich 1400 Milreis (etwa 2500 Mark) Pacht zahlt. Im Süden ist der Platz begrenzt von der hohen Gebirgskette, die im Spitzkopf (etwa 3000 Fuß hoch) gipfelt; nach Norden breitet sich das mit Recht Benedetto (gesegnet) genannte Thal aus, welches erst in der Entfernung von etwa 5—6 Meilen mit einem Höhen-

zuge abschließt. Es ist ein wundervolles Thal, rechts am Eingange auf einem Hügel die evangelische Kirche von Carijos, daneben eine große Besizung, links am Hauptwege den Beneditto entlang prachtvolle Ansiedlungen mit vielem Pfluglande eine deutsche Meile weit bis Timbo, wo der Cedro sich in den Beneditto ergießt.

Wenn nicht alles täuscht, wird sich bei Timbo der Mittelpunkt der ganzen Kolonisation im untern Stajahy-Thale herausbilden. Schon treffen hier die Wege vom Kodoio, dem oberen Beneditto, der Abda, dem Cedro, der Pommerstraße und der oberen Mulde wie in einem Knotenpunkte zusammen, jeder schon jetzt meilenweit kolonisiert. Der Boden ist vorzüglich und die Möglichkeit der ferneren Ausdehnung der Besizungen noch für viele hundert vorhanden. Dieße sich das Capital finden, um von Timbo zum Stadtplatz Blumenau, der aus natürlichen Ursachen immer der Hafen der Flußschiffahrt bleiben muß, eine 3—4 Meilen lange Pferdebahn herzustellen, so würden weder gute Zinsen fehlen, noch eine günstige weitere Entwicklung der Kolonisation.

Doch kehren wir nach Indayal zurück. Wir reiten neben dem Flusse, der auf beiden Seiten gute Wege hat, 5 Kilometer weiter bis zur großen Brücke über den Encano-Bach, an welchem etwa 3 Stunden weit sich die Ansiedlungen hinaufziehen. Der Fluß bewegt sich in lauter Stromschnellen. Die Kolonien sehen stellenweise etwas vernachlässigt aus, weil auf diesem Striche viele Handwerker wohnen. Nach ferneren 4 Kilometern kommen wir zu der Venda von Paupiz, bei welcher wieder eine Fähre den Fluß überbrückt, dann über den Weißbach, in dessen Thal stundentweit alles kolonisiert ist, nach dem wichtigen Knotenpunkte Badenfurt mit einer ganzen Reihe von Häusern. Auf der linken Seite mündet der Rio Testo, wo die evangelische Kirche und das weithin sichtbare Pfarrhaus liegt.

Der Rio Testo ist der bewohnteste Theil der Kolonie Blumenau. Auf beiden Seiten dieses stark strömenden Flusses wohnen fast ausschließlich Pommern, wohl 4—5000 Seelen, die auch alle Nebenthäler und Thälchen längst besetzt haben und unter einander wetteifern, daß es einer dem andern möchte immer noch zuvorthun. Sie bilden ein vorzügliches Element in der Kolonie und zeigen, was Nüchternheit und Ausdauer fertig zu bringen im Stande sind. Ich bin immer mit Vorliebe durch das Testo-Thal geritten, weil überall Wohlstand herrscht. Was sieht man da für schmucke Häuser, für fette Weiden, für üppige Felder! Diese Leute sind alle ohne das geringste Vermögen hierher gekommen und nehmen es nun mit jedem schuldenfreien Hofbesitzer in Deutschland auf. Im Rio-Testo-Thale verschwindet alles Gold und Silber, das nach Blumenau kommt, denn unter den Pommern herrscht noch die altväterliche Sitte, nach welcher die Strümpfe als Sparcassen dienen. Ungefähr in der

Mitte des Thales, drei Meilen von Badenfurt, steht eine evangelische Kirche mit 600 Sitzplätzen; 1½ Stunden weiter hinauf wird gegenwärtig eine ebenso große gebaut; an gut eingerichteten Schulen fehlt es nicht, und das sind doch alles vollkommen freiwillige Leistungen und zugleich Beweise für vorhandenen Wohlstand. Am Rio Testo liegt auch die Baumwollenspinnerei von Carsten & Hadlich.

Es könnte auffallend erscheinen, daß am linken Ufer des Itajahy die Kolonisierung ungleich bedeutender ist, als am rechten, wenn der Fluß nicht die ziemlich genaue Grenze zwischen der fruchtbaren Granitformation auf der linken und der Sandsteinbildung auf der rechten Seite innehielte. So läuft parallel dem Rio Testo noch das Selke-Thal, die Tatutive und das dem Testo-Thale fast gleichwerthige Itoupava-Thal, wo ich, weit über die Wasserscheide des Itapoku hinaus, etwa 35 Kilometer vom Fluß, noch Besingung an Besingung fand, fast alle in Händen von fleißigen Pommeren.

Rehren wir nach Badenfurt zurück, so haben wir auf dem Weiterritt nach der Stadt Blumenau, die noch 10 Kilometer entfernt liegt, zunächst einige gute Kolonien zu passiren, dann den mächtigen letzten Wasserfall des Itajahy (schlechtweg „der Salto“, der Fall, genannt), der früher eine große Schneidemühle trieb, die aber vom Wasser weggerissen ist. Darauf geht der Weg eine ziemliche Strecke durch Wald, den sich Dr. Blumenau reservirt hat, und bringt uns, 4 Kilometer von der Stadt, ein ganz neues Bild. Die Häuser liegen nahe zusammen und zeigen die Wohlhabenheit ihrer Besitzer, sowohl in ihrer Größe wie in den sie umgebenden Garten-Anlagen. Keine größere Stadt brauchte sich dieser Art von Vorstadt zu schämen, auf deren Straße, weil hier aller Verkehr zusammen kommt, ein so reges Leben herrscht, daß an jedem gewöhnlichen Tage leicht an hundert Wagen hin und her fahren und noch viel mehr Reiter zu sehen sind.

An der über die Belha (sprich Welje) führenden Brücke beginnt der Stadtplatz Blumenau mit 120 Wohnhäusern, landschaftlich sehr schön an dem stolzen Flusse entlang und in einer kleinen Ebene ausgebreitet, die von ansehnlichen Bergen eingerahmt ist. In Wahrheit kann der Stadtplatz aber nur als eine verunglückte Anlage bezeichnet werden. Es mag wohl schwer gewesen sein, als noch Alles vom Urwalde dicht bedeckt war, die Nachtheile der Lage zu erkennen; aber zu beklagen bleibt es, daß zum Mittelpunkte der Kolonie dieser Platz erwählt ist; daß hunderttausende von Milreis von Regierungsgeldern an einer Stelle angelegt sind, die 1855 nur mit einem Boote zu befahren war und die 1868 wieder ganz überschwemmt wurde. Es ist selbstverständlich, daß das Wasser von 1880 den meisten Häusern bis an die Dächer ging, obgleich nicht wenige auf hohen Pfeilern stehen. Wir freuen uns über das

Vorhandensein des stattlichen Municipalgebäudes, der prachtvollen katholischen und evangelischen Kirche und manches ansehnlichen Privathauses, aber wir können doch nur eine Gegend glücklich nennen, wo der Mensch dem Boden vertrauen darf, auf den er sein Haus, sein Hab und Gut, seine Arbeit und seine Unternehmungen gründet. Als im Frühjahr d. J. ein dreitägiges starkes Regenwetter eintrat und der Fluß heftig anschwell, schwebten alle Bewohner des Stadtplatzes in der sehr berechtigten Furcht vor „großem Wasser“; und es geht kaum ein Jahr hin, wo sich nicht dieselbe Befürchtung wiederholt. Dabei ist aber eine Entwicklung der Anlage unmöglich. Wer wird an solcher Stelle etwas wagen? Es sind nur einzelne wenige Häuser wasserfrei. Nur dadurch, daß die der Stadt gegenüberliegende „Scharfe Ecke“ parcellirt wird, lassen sich eine größere Anzahl sicherer Grundstücke gewinnen. Doch ist es dazu vielleicht schon zu spät. Der Zug der Kolonie geht nun einmal flußaufwärts. Man kauft und verkauft jetzt am Timbo, an der Stupava u. s. w. zu denselben Preisen. Die Kaufleute am Stadtplatz legen weit oben in den Thälern Filialen an, um der starken Concurrenz der dortigen Geschäfte zu begegnen. Dabei verdient der Kaufmann wenig, und der Kolonist wird immer mehr davon entwöhnt, an den Stadtplatz zu kommen. Derselbe ist kein Consumtionsort, und damit fehlt der ganzen Kolonie ein Mittelpunkt, der Gewicht hat. Es ist ein schwerer Schaden, daß sich die an sich außerordentlich günstige Entwicklung der oberen Kolonie auf Kosten der Centralstelle vollzieht. — Die Wahl des Platzes bleibt zu beklagen, und ebenso, daß Privat-Interessen so lange seine Ausdehnung verhindert haben.

Am Stadtplatz ist auch diese Erkenntniß der Sachlage eine allgemeine, und man strengt sich nach Kräften an, wieder gut zu machen, was verfehlt ist. Immer wird es der Flußhafen der Kolonie bleiben, denn hier erst beruhigt sich der Fluß vollständig und bildet von hier bis zur Mündung eine vorzügliche Fahrstraße. Niemals auch ist der Sitz der Verwaltung, des Kirchen- und Schulwesens, der Post, des Gerichts u. s. w. von hier wegzuwischen, nachdem auch das furchtbare Wasser von 1880 es nicht vermocht hat. Möge die in der That intelligente und die Verhältnisse klar erkennende Bevölkerung der Stadt Blumenau nicht ermüden, Mittel zu ersinnen und Hand anzulegen, um den Platz nach Möglichkeit zu heben.

Inmitten der Stadt mündet die Garcia in den Fluß, deren stark bevölkertes Thal, früher sehr holzreich, keinen besonders guten Boden hat. Dasselbe gilt auch von den Ländereien, die sich am Stajahy entlang bis zu dem 16 Kilometer entfernten Orte Gaspar erstrecken. Zwischendurch liegen immer einzelne schöne Besitzungen, die Berge treten aber fast überall nahe an den Fluß, der breit, tief und ruhig, ja fast ohne Bewegung dahin fließt, indem er

weite Bogen macht und, vom Gesichtspunkte der Schönheit angesehen, ohne jede Uebertreibung der südbrasilianische Rhein genannt werden kann. Die Berge haben reichlich die Höhe der Rheingebirge und übertreffen diese an vielen Stellen noch um mehr als das Doppelte; der Fluß hat eine mittlere Breite von 500—600 Fuß und wird nur bei der Mündung des Belxior (Belschor) ein wenig unruhig; sein Gefäll von Blumenau bis zur Mündung beträgt auf 80 Kilometer Flußlauf kaum 2 Meter, ist also gleich Null, so daß höhere Fluthen des Meeres bis Blumenau zurückstauen, die regelmäßigen bis Gaspar (San Pedro Apostolo) reichen.

Schon bevor wir nach Gaspar kommen, zeigen sich zwischen den deutschen einige brasilianische, unordentliche, Ansiedlungen, von da bis zur Mündung herrschen die letzteren weitaus vor.

Gaspar ist ein Dorf mit einer herrlich gelegenen Kirche, zwei ganz bedeutenden deutschen Geschäftshäusern, einer Bierbrauerei u. s. w., sonst fast ausschließlich von Brasilianern bewohnt.

Von hier bis zur Hafensstadt Itajahy (auf dem Reitwege 40 Kilometer) dehnen sich rechts und links vom Flusse weite, zum Theil sehr fruchtbare Ländereien aus, die noch auf Kolonisation warten. Wir verweisen auf das im Anhange dieses Heftes mitgetheilte Capitel „Verfügbare Ländereien“

Die Bergketten erheben sich auf dem linken Ufer zu dem schon vorher genannten Gebirgsstocke des Morro do Bahu, der in seinen Thälern und Flächen das beste Land enthält, an seinem Fuße nach dem Flusse zu dadurch Sümpfe bildet, daß das von den Höhen kommende Wasser nicht überall Abfluß gefunden hat; denn die Bäche, wie der Real und der größere Luiz Alves, können die Niederschläge nicht vollständig aufnehmen. Wenn das Land erst einmal aufgeschlagen ist, werden diese verhältnißmäßig unbedeutenden Sumpfbildungen bald verdunsten. Auf der rechten Seite flachen sich die Höhen mehr und mehr ab und gehen zuletzt ganz in Flachland über, welches unerschöpflich reich an Humus ist.

Nabe vor der Hafensstadt Itajahy mündet noch der bedeutende Itajahy-mirim (Klein) auf der rechten Seite in den Hauptfluß. An diesem kleinen Itajahy, fünf deutsche Meilen von seiner Mündung aufwärts, liegt der ansehnliche Flecken Brusque (gesprochen Brustke), der Mittelpunkt der gleichnamigen Kolonie mit 10,000—12,000 Einwohnern.

Die Hafensstadt* Itajahy mit 3000—3500 Einwohnern bildet den Schlüssel zu dem ganzen Thale, oder, von Blumenau aus betrachtet, entweder einen Riegel für die Kolonie, oder, je nach dem, ein offenes Ausgangsthor. Die Interessen des Hafens wie der Kolonie lassen es wünschenswerth erscheinen, daß zwischen beiden nie eine dauernde Spannung eintritt.

Der Hafen gestattet allen Schiffen bis zu 12 Fuß Tiefgang die Einfahrt und wird von den Küstendampfern der National-Linie regelmäßig angelaufen. In Segelschiffen, von denen das Haus Affeburg sechs besitzt, kommt hier hauptsächlich Holz aus Blumenau und Brusque nach Rio und Montevideo zur Verladung, im Jahre durchschnittlich 15 000—20 000 Duzend Bretter und Bohlen. Nähere Nachweise siehe in dem Capitel „Handel“.

II.

Die Bodenbeschaffenheit.

Das Küstengebirge, Serra Geral, auf welchem der Itajahy entspringt, besteht in seiner Basis aus Granit, durchsetzt von Quarz und Gneis. Die Ausläufer der Serra, welche in Rippen und Wellen sich bis an's Meer erstrecken und zwischen denen das Thal des Itajahy die größte Mulde bildet — aber an keiner Stelle eine Ebene — sind ein buntes Durcheinander von Formationen. Am linken Flußufer herrscht vorwiegend der Granit, am rechten der rothe Sandstein vor; doch schießen beide auch strahlenförmig durcheinander; die Bergzüge am oberen Flußlaufe lassen dazwischenwichtige Porphyrmassen auftreten, während im untern Flußgebiete die Basaltbildungen höchst charakteristisch in kofferförmigen oder fargdeckelartigen Rücken erscheinen, unter denen der schon wiederholt erwähnte Morro do Bahu von vielleicht 3000 Fuß Höhe auf breiter Grundlage hervorragt. Durch das ganze Hüggelland von der Serra bis zur See brechen Quarz, Syenit, Grünstein hervor und ist dunkelbrauner Thonstein aufgelagert. Dieser bildet durch seine Verwitterung das Haupt-Material für den bald mehr rothen, bald mehr gelben, fettigen Lehm, der hier überall die Decke ist, oft (sogar auf den Berghöhen) zwanzig und mehr Fuß stark. Darauf lagert als oberste Schicht der Humus in sehr verschiedener Stärke.

Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß das ganze Küstenland bis an die Serra einft vom Meere bedeckt war.

III.

Das Klima.

Bei diesem Capitel hat sich der Berichterstatter am meisten vor der Gefahr einer gewissen Ueberschwenglichkeit zu hüten, denn sie liegt sehr nahe.

Es kann in der That kein herrlicheres Klima geben, als es hier herrscht. Darüber sind Alle einig; auch Diejenigen, welche Nord-Italien, Süd-Frankreich, Griechenland und andere klimatisch berühmte Länder kennen; auch Diejenigen, welche hier sonst manches oder gar vieles zu tadeln wissen. Etwas schöneres als diese milde Luft unter dem dunkelblauen Himmel; etwas erquickenderes als diese leisen Windzüge des Terral am Morgen, des Seewindes am Nachmittage kann es nicht geben. Freilich kommen auch drückend heiße Tage vor, wo das Thermometer bis zu 29° R. im Schatten steigt; und wenn solche hochgradige Wärme, wie um Weihnachten 1885, einige Wochen anhält und zugleich die Seewinde schwach werden, wirkt die Luft erschlaffend. Andererseits bringen der Juni, Juli und August empfindlich kühle Morgen- und Abendstunden, in denen das Quecksilber bis auf 3, selbst auf 2° Wärme fällt; es kommen sogar Reifbildungen vor und oben am Fluß Ansätze von Eis. Die Kälte wird hier begreiflicher Weise sehr unangenehm empfunden, denn die Haut wird bei der durchschnittlichen Jahrestemperatur von 16½° R. empfindlicher, die Kleidung ist leichter, die Zimmer entbehren der Heizvorrichtungen. Die Brasilianer versammeln sich in den kalten Monaten mitten in ihren Hütten um eines offenen Feuers gesellige Flamme, und unsre deutschen Bauern freuen sich dann ihrer dicken Federbetten. In den Mittagsstunden ist es aber selbst „mitten im Winter“ (wie man hier wirklich sagt) warm. Abgesehen von den heißen Stunden um Weihnachten, von den kühlen um Johannis, herrscht eine einzigartige Milde und Gleichförmigkeit der Luft. Das ganze Jahr hindurch im Innern des Landes kein Sturm, keine Regenzeit, ein ununterbrochener Wechsel von Sonnenschein und Regen, doch in den meisten Jahren viel mehr heitere als trübe Tage, im Sommer häufige Gewitter, die rasch vorüber zu ziehen pflegen, ein immerwährender wundervoller Frühling: das ist das Klima am Stajahn.

Das Entzücken des Reisenden von Tschudi theilen wir vollkommen.

Herr R. Scheidemantel, der Herausgeber der Zeitung „Immigrant“, macht täglich dreimal genaue metereologische Beobachtungen und hat mir dieselben gütigst zur Verfügung gestellt.

Ich verzichte aber darauf, große Tabellen zu bringen. Wer sich dafür interessirt, findet solche über die Kolonie Blumenau in dem Buche von Dr. Henry Lange „Süd-Brasilien“ 2. Auflage, S. 13—28. Die aus sechs Jahren sich ergebende mittlere Monats-temperatur zeigt in Wärme-Graden nach Réaumur:

Januar	20 ¹ / ₂	Mai	15	September	16
Februar	20	Juni	13 ³ / ₄	October	16 ¹ / ₄
März	20 ¹ / ₄	Juli	13	November	17 ¹ / ₂
April.	17	August	14 ¹ / ₂	December	20 ¹ / ₄

Dem Klima entspricht der Gesundheitszustand.

Wir können Virchow nur beistimmen, wenn er immer wieder gesagt hat: „Bei der Anlegung einer Kolonie sind in erster Linie die klimatischen Verhältnisse zu beachten; denn wer will die Verantwortung dafür übernehmen, unsern Landsleuten eine ungesunde Gegend zur Ansiedlung zu empfehlen?“

Wir glauben, daß es kein gesünderes Land auf der Erde giebt, als das Flußgebiet des Itajahy.

Zu der guten Luft kommt gutes Wasser. Das überall hügelige Terrain hindert die Sumpfbildung. Die das Kolonie-Gebiet umgebenden, mit Urwald bedeckten Berge schicken unzählige Bäche zum Flusse, die über Sandstein oder Granit fallen. Fast jeder Kolonist hat auf seinem Grundstücke frisch fließendes Wasser.

Das gelbe Fieber hat das Itajahy-Thal nie berührt. Andere Fieber kennt man hier gar nicht. Nur die Malaria trat vor fünf Jahren einmal am oberen Flußlaufe local auf, eingeschleppt durch Italiener. Vor längeren Jahren gab es eine Anzahl Pockenkranker (Zwangsimpfung existirt ja in diesem Lande der größten persönlichen Freiheit nicht). Magenkatarrhe, Schnupfen und Husten fehlen selbstverständlich nicht; rheumatische Affectionen sind häufiger, weil noch von Manchem (besonders von den Neu-Eingewanderten) versäumt wird, das ganze Jahr hindurch Wolle auf der bloßen Haut zu tragen. Wenn sie daran von vornherein und immer festhielten, auch im Trinken des Zuckerschnapses (Cachaça) Maß hielten und das Barfußlaufen unterließen, würden sie auch nicht an Acclimations-Erscheinungen leiden. Irgend welche endemische Krankheitsform giebt es nicht. Auch das mal da terra („Landeskrankheit“), eine Art von Bleichsucht, kommt doch wohl nur von falscher Ernährung, namentlich von dem zu starken Essen der Farinha, in welcher immer noch, wenn auch nur geringe Theile von Blausäure enthalten sind. Die nicht seltenen Wurmkrankheiten führen sich vielleicht auf den Genuß des Maisbrotes und Schweinefleisches

zurück. In der heißen Zeit tritt ein lästiger Ausschlag auf (der „rothe Hund“ genannt), der ein heftiges Jucken erzeugt. Entzündete Augen sieht man zuweilen, besonders bei Frauen, weil sie dieselben durch ein fest umgeknottes Tuch gegen die Sonnenstrahlen nicht genügend zu schützen pflegen. Masern und Keuchhusten kommen vor, traten aber bis jetzt stets gutartig auf; den Würgengel der Kinderwelt, die Diphtheritis, kennt man gottlob hier noch nicht. Schwindsucht ist selten.

Alle Beobachter stimmen dem Urtheile R. Hensels bei, daß „Süd-Brasilien sich durch die günstigsten klimatischen Verhältnisse auszeichnet“. — Jener Hamburger Arzt, der in der „Reform“ von 1867 Nr. 143 das hiesige Klima für Brustleidende dringend empfahl, hatte gewiß recht. Sein Urtheil sollte von den deutschen Ärzten mehr beachtet werden. Ein Sanatorium für Brustleidende wäre leicht herzurichten und unter die Aufsicht der tüchtigen hiesigen Ärzte zu stellen. Seit Jahren finden sich bereits Erholungsbedürftige aus Rio und Vesterro ein, welche alle die guten Erfolge ihres Aufenthaltes in diesem gesunden Thale rühmen, in welchem auch eine Wasserheil-Anstalt nach deutschem Muster bei dem in den Städten Brasiliens vorhandenen großen Reichthume glänzende Geschäfte machen könnte.

So ist denn der Gesundheitszustand bei den Bewohnern des Stajahn-Thales ein vorzüglicher. Meine Bemühungen, eine Zusammenstellung der Geburts- und Todesfälle zu erhalten, sind an der Unmöglichkeit gescheitert, besonders über letztere absolut sicheres, statistisches Material zu erlangen. Daß die Zahl der Geburten aber die der Todesfälle um das vierfache übersteigt, ist gewiß; wahrscheinlich sogar, daß fünfmal mehr Geburten als Sterbefälle zu verzeichnen sind, so übertrieben das für deutsche Ohren klingt.*) (In Preußen kommen auf 1 Todesfall kaum 2 Geburtsfälle). Das ist das beste Zeugniß für das Gedeihen unsrer Landsleute, besonders wenn man noch hinzunimmt, daß Nahrungsvorgen hier unbekannte Gäste sind. Der Kindersegens ist in den meisten Häusern sehr groß. Familien mit 10, 12 und mehr Kindern trifft man häufig. Das Land ist ein wahres Paradies für die Kinder, die das Haus nur inwendig kennen, weil man in demselben ißt und schläft. Sie sind den Eltern keine Last, und auch ihr späteres Fortkommen pflegt den Vätern wenig Sorgen zu machen. Großeltern von 45 Jahren sind nicht selten; und man sieht viele alte und sehr alte Leute.

*) Anmerkung. Dr. G. von Sbering sagt in seinem vortrefflichen Buche über Rio Grande do Sul S. 81, daß sich auch dort das Verhältniß zwischen Todesfällen und Geburten jetzt wie 1:4, 1:5 oder gar 1:6 stellt.

IV

Die Pflanzenwelt.

Nach den Mittheilungen über die Bodenbeschaffenheit und das Klima bedarf es wohl kaum noch der Bemerkung, daß der Pflanzenwuchs hier in außerordentlich üppiger Fülle gedeiht. Der Reisende Pauli, welcher jahrelang in Indien gelebt hat, bezeugte es wiederholt, daß die Vegetation am Stajahy großartiger sei, als auf Ceylon; und Keller-Leuzinger, der den Amazonas genau kennt und in seinem schönen Werke über den Nebenfluß desselben, den Madeira, in Wort und Bild tropische Vegetation darstellt, hält den Reichthum der Formen hier für ebenso groß, wie dort.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, den Pflanzenwuchs unsres Urwald-Gebietes zu schildern. Das haben viele Andere in klassischer Bollendung gethan. Ich möchte dem Leser nur eine Vorstellung vom Lande und allen seinen Erscheinungen vermitteln und nach Möglichkeit verdeutlichen.

In Beziehung auf den Pflanzenwuchs ist also Folgendes zu sagen:

Dichter Urwald bedeckt alles, wo ihn die Kultur noch nicht niedergelegt hat. Bis zu den höchsten Bergköpfen ist alles dick verwachsen, eine Waldwüste, ein unbeschreibliches Gewirr von riesigen Bäumen der verschiedensten Art, an denen heindicke Schlingpflanzen hinaufklettern. Die Bäume und alle ihre Aeste sind mit Schmarotzer-Pflanzen überladen. Ein Parasit drängt den andern: Großblättrige Philodendron mit langen Luftwurzeln; viele Arten Orchideen mit kaum sichtbaren, aber auch mit herrlich gefärbten Blüthen; Bromelia-ceen in unendlicher Fülle; Cacteen; Farren. Hoch aus den Zweigen hängen Lianen wie Taae oder wie Bindfaden herab, mit andern Bäumen verwachsen. Unter und neben den Riesen die schlanken Palmiten, Baumfarren, Taquara, Schachtelrohr und tausenderlei andere Gewächse. Nur mit dem säbelartigen Waldmesser (facão, sprich: fakong) kann man sich mühsam Schritt vor Schritt einen Weg bahnen, der immerfort gehemmt wird durch umgefallene faule Stämme, tiefe Wasserrinnen, dichte Bambuse, stechende Dornen. Man kann sich den Urwald, wo er von der Menschenhand noch unberührt ist, gar nicht so wild und überschwänglich üppig vorstellen, wie er ist, wenn man nur den deutschen Wald kennt. Doch ist der deutsche Laubholzwald viel schöner als der Urwald. Dieser ist das Bild des wildesten Kampfes um die Existenz. Die Großen

unterdrücken die Kleinen, bis auch sie fallen, von den schleichenden Lianen ausgezogen. Und wenn dann der königliche Riese hinsinkt, erstickt er zugleich seine Würger. Nur dies sind die Stellen, wo die Sonnenstrahlen auf eine kurze Zeit den Erdboden erreichen, der sonst durch die Jahrhunderte unter dem Dunkel der immergrünen Blätterkronen liegt.

Etwa 150 Kilometer aufwärts von der Mündung des Stajahy wird der Urwald lichter, weil das Gelände sich um einige hundert Meter gehoben hat. Die Palmen, Bromelien und Orchideen werden seltener. Die Sonnenstrahlen dringen hier und da hindurch. Weiter hinauf bilden nur noch Fuchstien, Malven, Laurus und Myrthen das Unterholz, untermischt mit Farrenkräutern, Schiefblättern und vielen andern Blattpflanzen. Dann folgen bis auf die Höhe der Serra die hohen astfreien Stämme der Pinien von gewaltigem Umfange, die nur in ihrer Spitze eine durchsichtige Baumkrone von Fichtennadeln bilden.

Obgleich sich Herr Dr. Müller (dem ich werthvolle Notizen zu diesem und dem folgenden Capitel verdanke) und Herr Consul Gärtner seit 30 Jahren schon große Verdienste um die botanische Erforschung des Stajahy-Thales erworben haben, bleibt hierin doch noch sehr viel zu thun übrig.

Der Urwald enthält eine große Menge nützlicher Holzarten, von denen nur einige aufgezählt werden sollen. Man muß aber nicht vergessen, daß alle diese und hunderte von andern Sorten und Abarten nicht in geschlossenen Beständen auftreten, sondern durcheinander stehen, wenn auch in den Niederungen z. B. mehr Arariba, an und auf den Höhen mehr Cedern wachsen. Auch ist noch nicht das Geringste für eine Forstcultur geschehen, obgleich dieselbe eine hohe Verzinsung des Anlage-Capitals in sichere Aussicht stellen würde. Denn die Nuzhölzer werden schon seltener und Pinien z. B. liefern in 20 Jahren Bauholz, in 25—30 Jahren Bretterholz. Der bis jetzt üblichen und unvermeidlichen Waldverwüstung müßte eine rationelle Aufforstung zur Seite gehen.

Von Palmen sind 7 Arten vertreten, von denen die Girivá-Palme (Coqueira) häufig ist. Die Uricanna liefert Dachblätter. Die in Massen vorhandene schlanke Palmite (Gessára) giebt in ihren Blätterschäften den spargelartigen Palmentohl, gespalten dient sie zu Dach- und Zäunlatten u. s. w. Die Judaya-Palme ist ein prachtvolles Gewächs. — Von den vielen eßbaren Früchten des Waldes sind wenige von Werth. Wenn aber erst einmal gründliche botanische Versuche stattgefunden haben, wird sich auch herausstellen, daß mancher Fruchtbaum durch Veredelung nutzbar zu machen ist. Dahin gehört, um nur ein Beispiel zu sagen, die überall wuchernde Gujava, eine Myrthacee, deren birnenförmige Frucht schon viel zu einem wohlschmeckenden Mus und Pasta eingekocht wird.

Als Bauholz in den Außenwänden kommen hauptsächlich zur Verwendung, weil sie den Einflüssen der Witterung und den Insekten am wenigsten ausgesetzt sind: Cabriuva, Canella preta, Canjerana, Grapiapunha, Ipé, Louro, Tajuba und viele andere, deren Namen zu nennen ermüden würde. Als Balkenholz z. B. Louro, Canella branca u. s. w. Zu Möbeln am meisten Cedern; von denen auch die Cigarrentisten gemacht werden; Arariba (nach meiner Ansicht das schönste Holz des Stajahy-Thales), Bicuiba, das helle Sacarandá, Olea in verschiedenen Sorten, Canella u. s. w. Zu Drechslerarbeiten: Araça, das eisenharte Ipé (für Regelfugeln, Holzschrauben, Walzen, Pressen, Wagenachsen), das dem Hickory an Elasticität und Dauerhaftigkeit gleichkommt und gewiß noch einmal einen Ausfuhrartikel bilden wird. Zu Art- und Hammerstielen dienen Cereja, Araça, Guabiroba, welche ein besseres Material geben als die dazu in Europa so verbreiteten nordamerikanischen Holzarten. Aber es fehlt noch für unsere Hölzer der Markt, und es bleibt wirklich nichts andres übrig, so traurig es ist, als alle diese kostbaren glatten, dünnen Stämme nieder zu hauen und mit zu verbrennen. Im Wasser nicht schwimmende, fast unvergängliche Hölzer giebt es viele, z. B. Cabriuva, Tajuba. Wann aber werden diese Eisenhölzer als Eisenbahnschwellen Verwendung finden? Als Farbholz wird bis jetzt nur Tajuba benutzt, gelb färbend. Doch sind noch manche andere gute Farbhölzer vorhanden; auch die an Baumstämmen in Menge wachsenden Rocella-Flechten zur Bereitung von Orseille. Sie werden aber bis jetzt noch nicht gesammelt. Zu Arznei-Zwecken dienen Specacuanha, Salsaparilla, Saffraz, Cabriuva, Quassia, die durch Einrißen gewonnene Milch einer Figueira-Art, Cipo jumbo, die Wurzel von Hero tostão, das Del der Olea.

Das leichter zu erreichende Nugholz ist jedoch in den 53 Schneidemühlen der Kolonie Blumenau, von denen 6 Dampfbetrieb haben, schon verarbeitet und die guten Zeiten der Schneidemüller sind vorüber. Der Transport der Stämme zur Mühle, der Bretter zur Balze (Floß) kostet zu viel. Dazu kommt, daß jetzt in den Hafenstädten das — schwedische Holz stark Concurrenz macht, welches wegen seiner leichten Bearbeitung von den Handwerkern vorgezogen wird und nicht theurer ist, als das schwere brasilianische.

Im Jahre 1886 betrug die Ausfuhr aus der Kolonie Blumenau an Brettern nur 8350 Duzend, wozu 1200 Cubikmeter Cedernblöcke kommen. Der niedrigen Preise wegen haben Schneidemüller und Holzhändler nach Möglichkeit zurückgehalten. Der augenblickliche Bestand an geschnittenen Hölzern im Municipium erreicht eine Höhe von mindestens 3500 Duzend.

V

Die Thierwelt

ist so reich, daß wir nur die allerhäufigsten Erscheinungen derselben aufzählen können.

1. Von den Säugethieren seien nur erwähnt: Der rothe Brüll-Affe (stentor), der mit seinem fürchterlichen Geschrei (daher wohl der Ausdruck: „Stentor-Stimme“) die Wälder erfüllt, aber nicht leicht gesehen wird, weil er scheu ist; der kleine possirliche Macaco-Affe; sehr zahlreiche Arten von Fledermäusen, von denen eine sich gern an die Pferde hängt, um diesen das Blut auszusaugen; verschiedene Raubthiere aus dem Katzengeschlechte, darunter der Jaguar, selten schwarz, meist gefleckt, von den Kolonisten Tiger genannt, im Gebiete der Ansiedlungen ein seltener Gast, menschenscheu, den man so wenig fürchtet, daß Niemand daran denkt, bei tagelangem Durchstreifen der Wälder aus Besorgniß eine Schießwaffe mitzunehmen; noch seltener und feiger ist der Puma oder Cuguar, obgleich man ihn hier den „Löwen“ nennt. Die kleine niedliche Tigertigge ist häufig; ebenso der Waldhund, der Nasenbär oder Coati. Doch giebt es Bauern genug, die Jahrelang im Walde arbeiten, ohne ein einziges von den genannten Thieren gesehen zu haben, da sie alle den Menschen fliehen. Fischottern gab es in großer Menge; sie werden schon seltener.

Die Gruppe der Nagethiere ist sehr stark vertreten durch Eichhörnchen, mancherlei Mäuse (in den Häusern selten), Stachelschweine, auch kletternde, Meerschweinchen, Goldhase, Kaninchen, Raca, Ratten, Aguti, die gern gefangen und gegessen werden; im oberen Flußlaufe das Wasserschwein (Capivara), das größte jetzt lebende Nagethier.

Von Wiederkäuern giebt es nur eine kleine Art von Rehen; von Dickhäutern zwei in Rudeln lebende Arten Wildschweine; von unpaarzehigen Huftthieren den bekannten Tapir (Anta), dessen Haut sehr geschätzt ist; von zaharmen viele Gürtelthiere oder Armadille (Tatu) und 2 Arten Ameisenfresser; von Beuteltieren die gränliche Beutelratte (Gamba) in Menge, die Feindin der Hühnerställe.

2. Vögel giebt es erstaunlich viele: Papageien, zeitweise in Trupps zu tausenden, in einigen Arten immer hier; Tufane (Pfefferfresser); Kolibris, die alle Blumen umschwirren, um die Insekten herauszuholen (brasilianisch Beijaflor, Blumenküßler, genannt); Jacu-Lingas, wilde Fasanen, die willkommene Beute der Jäger; ebenso Waldhühner, Rebhühner, Wachteln; die sehr nütz-

lichen, unter dem Schutze der Geseze stehenden Nasgeier (Urubu), die auf die Dächer und Höfe kommen, und hundert andere Vögel, zum Theil in den prachtvollsten Farben. Viele Sänger, die aber nach deutschen Begriffen entweder kreischen oder piepen. Nur die Drosseln würden wir Singvögel nennen. Von europäischen Vögeln kommen vor: Habichte, Eulen, Spechte, Nachtschwalben, Eisvögel, Drosseln (der „Sabia“ der Brasilianer), Schwalben, wilde Tauben, wilde Enten, Wasserhühner, Bekafinen, Reiher, Sperlinge, deren Weibchen wie Kanarienvögel aussehen, u. s. w., die meisten in großer Anzahl.

3. Von Reptilien ist ein im Stajahy sehr seltener Alligator (Jacaré) zu erwähnen, der schon seit Jahren gar nicht mehr gesehen ist, und eine ebenfalls nicht häufige Flußschildkröte. Eidechsen giebt es dagegen viele und zum Theil solche von ansehnlicher Größe, 3 Fuß lang und mehr, sehr scheu, eßbar, wohlschmeckend (für Liebhaber), den Hühnereiern gern nachstellend. — An Schlangen fehlt es hier nicht; 1885/86 waren sie sogar in den heißen Monaten (von December bis März) häufig, weil ein milder Winter vorhergegangen war. Nach unsrer Ansicht ist das Vorhandensein der Schlangen die unangenehmste Zugabe, die dieses Land bietet. Die Indianer und die wilden Thiere des Waldes stellen keinerlei wirkliche Gefahr dar; von 1000 Menschen ist kaum einer, der sie nur gesehen hätte; aber Schlangen giebt es überall; nur in den Häusern sehr selten. Und wenn auch die Schlangen-Geschichten meistens in das Fach der „Jagdgeschichten“ gelegt werden müssen, so darf doch nicht geleugnet werden, daß etwas daran wahr ist. Die alten Waldläufer, die ein Menschenalter barfuß im Urwalde zugebracht haben, lachen, wenn man sie nach der Gefährlichkeit der Schlangen fragt; sie wissen wohl dieses oder jenes Hörtörchen davon zu erzählen, geben aber nie zu, daß es unheimlich sei, in den Pikaden zu gehen, unter einem Baume zu schlafen. Und es ist richtig, daß Schlangenbisse selten sind. Das Geschmeiß greift nie an, sondern wehrt sich nur, wenn es getreten wird; sieht man's, so genügt ein Schlag mit einer Gerte auf den Rücken, um es sofort zu lähmen und damit zu tödten. Die meisten und gerade die größten Schlangen sind nicht nur unschädliche, sondern sehr nützliche Thiere. Die Mausechlange wird z. B. von den Brasilianern wie eine Katze im Hause gehalten. Klapper- und Riesenschlangen kommen hier nicht vor. Wirklich gefährlich ist nur die Jararacá, die armdick und wohl 4 Fuß lang wird. Der Biß der Jararacá ist übrigens keineswegs tödtlich, wenn die Wunde gleich ausgewischt, gewaschen, fest ausgedrückt oder mit einer Cigarre ausgebrannt wird, bis die Haut in einen Brandschorf verwandelt ist. Der Gebissene muß dann laufen, so lange er kann, Branntwein oder Kaffee im Uebermaß trinken, bis ärztliche Hilfe kommt. Einspritzungen von einer ein-

procentigen Lösung von übermanganfaurem Kali haben sich als sehr wirksam bewährt. Die Zahl der Todesfälle, welche hier durch Schlangenbiß verursacht werden, ist eine sehr geringe.

4. Amphibien giebt es selbstverständlich in dem feucht-warmen Klima in ungeheurer Menge. Frösche, Kröten und Laubfrösche erfüllen an warmen Abenden die Luft mit ihrem Gequak. Eine Sorte von den letzteren hat einen mächtigen, dumpfen Ton, als wenn Alempner auf Blech schlagen. Der Knackfrosch hämmert dazu, der Ochsenfrosch giebt einen paukenartigen Ton von sich, das Geschrei der Hyla gleicht dem eines weinenden Kindes. Man hört bald die Musik nicht mehr, ebensowenig, als das Gezirp der Legion von Cicaden.

5. Unendlich reich ist die Welt der Insekten. Schmetterlinge in den wundervollsten Farben bis 6 Zoll Spannweite; Käfer, die wie Edelsteine glänzen; Leuchtkäfer, bei deren Glanz man lesen kann, wenn man nur einen in ein Glas setzt, und die im December, Januar und Februar zu Myriaden aufleuchten; die absonderlichsten Gebilde, die einen genau wie Blätter, die andern wie Enden von Bindfaden aussehend; die Eisenbahngrille, die durch ihren Pfiff alle Neu-Eingewanderten täuscht — es wäre leicht, von den Wundern der Insektenwelt ein Buch zu schreiben, auch wenn man kein Fachgelehrter ist. Weil wir uns aber vorgenommen haben, ebenso die Schatten- als die Lichtseiten des hiesigen Lebens hervorzukehren, dürfen wir die Plagegeister der Insektenwelt nicht vergessen. — Da ist zuerst das zahllose Heer der Fliegen. In den Häusern nicht so viel als in Deutschland. Aber wenn man Abends mit Licht auf der Veranda sitzt, wimmelt in den warmen Monaten bald die Lampe und der Tisch von mancherlei Arten. Die Moskitoz, unsern Mücken ähnlich, aber kleiner, sind stellenweise, wo stehendes Wasser oder eine Schlächterei in der Nähe ist, eine große Plage. Ebenso die Boroschuten. In der Kolonie wird man wenig oder gar nicht davon belästigt. Der Sandfloh kann den barfüßig Gehenden lästig werden. Das widerlichste von allem Ungeziefer sind die Baratten, Käfer, die sich Tags über in Ritzen aufhalten und Nachts alles anfressen, selbst Bücher und Stiefel. Vor Luft, Ordnung und Reinlichkeit bestehen sie aber nicht und sind längst nicht so eßlig wie die deutschen Wanzen. Dagegen muß man in Holzhäusern auf der Hut sein vor Termiten, die oft in kurzer Zeit ganze Balken aushöhlen. Hügelbauende Termiten kommen hier nicht vor. Einige Sorten Ameisen sind dem Landbau gefährlich; besonders die „Schlepper“, die im Stande sind, in kurzer Zeit ganze Kaffee- und Orangebäume und Gemüesfelder zu entblättern. Die Naturforscher bestätigen, daß die Schlepper (Sa-uba) Sklavenhalter sind, die ihre Arbeiter mit großer Strenge behandeln. Die Nester der Schlepper werden mit siedendem Wasser zerstört. Dagegen werden die „Wandrer“ wie

gute Freunde begrüßt. Kommen diese merkwürdigen Thiere unter der Führung ihrer Officiere in großen Armee-corps an, die Officiere an der Spitze und an den Seiten, so öffnet jedermann Thüren, Schränke und Koffer. Sie durchsuchen das ganze Haus bis zum Dachfirst und tödten alles Ungeziefer. Nach einigen Stunden ziehen sie weiter. — Ein kleiner Käsekäfer („Büschel“ genannt) thut vielen Schaden. Eine Art bohrt sich in die schwarzen Bohnen und in den Mais, eine andere in's Holz; so daß es z. B. besonderer Vorkehrungen bedarf, um Weinfässer vor ihnen zu bewahren. — Die wilden Bienen haben keinen Stachel und liefern einen vor-
trefflichen Honig.

6. Fische giebt es im Itajahy noch in großer Menge; doch soll ihre Zahl gegen früher abgenommen haben. Die Trahira kommt dem Karpfen vollkommen gleich, der Mandi dem Lachs. Auch Seefische steigen bis zur Stadt Blumenau hinauf.

VI.

Das Mineralreich.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich im Flußgebiete des Itajahy allerlei Mineralien finden und wurde uns gar nicht schwer, eine größere Kiste davon in kurzer Zeit zusammenzubringen. Doch sind es nur Handstücke, die nicht viel beweisen. Nicht das Vorkommen dieses und jenes Erzes ist von Bedeutung, sondern die Mächtigkeit der Lager, und dazu gehören Bohrarbeiten, für die hier Niemand Geld hat. Einer, der es besaß, Dr. K., hat es in einer großartig angelegten Goldwäscherei im oberen Garcia-Thale verloren. Es ist dort Gold gefunden; aber nachdem 90—100 000 M. in Dammarbeiten und Röhrenleitungen gesteckt waren, verließ der Unternehmer vor der Vollendung die Arbeit. Jetzt ist das Meiste wieder verfallen, Alles dicht zugewachsen. Keiner hat den Muth, das Werk wieder aufzunehmen. — Eisen findet sich in Menge. Aber wer mag bei den europäischen Preisen es hier theuer verhütten? Die Fracht von hier nach Rio ist ja so hoch, als von Hamburg nach Rio. — Wichtiger als alles andere wäre es, wenn gute Kohlen und Salz gefunden würden. — Töpferthon und Porcellanerde giebt es genug und in guter Qualität. Beides könnte eine lohnende Industrie geben.

VII.

Die Bevölkerung.

1. **Die Ar-Einwohner.** Die rothbraunen Indianer, Bugres genannt, haben sich vor der fortschreitenden Kolonisation in den tiefsten Urwald zurückgezogen. In den unzugänglichsten Gebirgen, an den Quellflüssen des Itajahy, mögen noch einige Hundert leben. Sie halten sich stammweise zusammen und bekämpfen sich untereinander; nähren sich von der Jagd und den Früchten der Pinien. Die Männer müssen ungeheuer stark sein, da es noch keinem Deutschen gelungen ist, ihre Bogen zu spannen und mit ihren Pfeilen zu schießen, mit denen sie eine erstaunliche Geschicklichkeit beweisen. Doch sind sie zugleich sehr feige. Noch niemals wagten sie einen offenen Kampf und fürchten das Gewehr über alles. Sie gehen ganz nackt, winden sich wie die Katzen durch den dichtesten Urwald, haben aber auf ihren gewöhnlichen Jagdpfaden schmale Pfade (Schneisen) und vermögen stundenlang im schnellsten Tempo zu laufen, was daraus sicher zu schließen ist, daß dieselben Trupps nach 24 Stunden in Entfernungen beobachtet sind, die eine andere Erklärung gar nicht zulassen. Ihre Bogen und Pfeile sind von sauberster Arbeit. — Nur selten unternehmen sie Streifzüge bis in die Nähe der äußersten Vorposten der Kolonisation; doch wissen die älteren Ansiedler mancherlei von ihnen zu berichten, und es mögen wohl in den 36 Jahren seit dem Bestehen der Kolonie Blumenau 12 Menschen von ihnen getödtet sein. Sie umschleichen tagelang eine einsam im tiefsten Walde liegende Haung oder Pflanzung und brechen dann, wenn die Kolonisten sorglos sind, hervor, alles tödtend und zerstörend, was sie finden; besonders scheinen sie hinter eisernen Geräthschaften her zu sein, die sie für ihre Pfeilspitzen verarbeiten, so daß man schon angenommen hat, die Gewinnung von Eisen sei der eigentliche Zweck ihrer räuberischen Ueberfälle. Das Jahr 1885 brachte der Kolonie nach langen Jahren zum ersten Male wieder den Bugres-Schrecken. Zwei Italiener wurden hoch oben am äußersten Ende der Kolonie bei der Arbeit getödtet und bald darauf ein alter Deutscher in einem einsamen Seitenthale, nur 2—3 Meilen vom Stadtplatze. Die Verfolgungen waren beidemale resultatlos, obgleich im letzteren Falle die Bugres nahe gesehen wurden. Die Flinte eines Verfolgers verpagte, und die Wilden waren dann wie weggeweht. Seitdem ist keine Spur wieder von ihnen beobachtet, und man würde sich lächerlich machen, wenn man innerhalb des weiten Gebietes der Kolonie eine Be-

sorgniß vor ihnen äußerte. Man geht und reitet auch stets ohne Waffen durch den Urwald, und es ist noch niemals vorgekommen, daß ein Reiter oder Wanderer von den Bugres belästigt wäre. — Der Civilisation und Christianisirung sind aber diese „Indios bravos“ (wilden Indianer) leider unzugänglich, weil überhaupt nicht zugänglich.

2. Die Nachkommen der Portugiesen, die sogenannten **Luso-Brasilianer**, von gebräunter Hautfarbe, schwarzem Haar und dunkeln Augen, meist von zarter Gestalt. Es sind die Herren des Landes. Während sie in andern Provinzen, besonders im Norden des Kaiserreichs mit Indianer- und Negerblut häufig gemischt sind, haben sie sich hier reiner in der Rasse erhalten. Ihre Zahl mag sich im Stajahy-Thale auf 10 000 belaufen, doch fehlt in diesem glücklichen Lande jede Statistik über seine Bewohner, wohl deshalb, weil es gar keine Personal- oder Grundsteuer giebt. Die niederen Classen der Brasilianer im Stajahy-Thale zeichnen sich durch eine Genügsamkeit ohne Gleichen aus. Eine Hütte von gespaltenen Palmiten (Kohlpalmen), mit Blättern von der sogenannten Dachpalme gedeckt, durch welche der Wind von allen Seiten Zugang hat; genügt ihnen zum Schutz gegen den Regen und als Schlafstelle; von einem Bettgestell ist keine Rede, Matten von Rohr (Stören) thun denselben Dienst, Fußböden bezeichnen schon einen Luxus, Klappen dienen als Fenster. In einem von der Decke herabhängenden Kessel wird vom 1. Januar bis 31. December die Farinha (Mandioca-Mehl) mit Wasser gekocht und der Brei wird dann, zwischen den Fingern zu Kügelchen gedreht, geschickt in den Mund geworfen. Dazu giebt es getrocknete Fische (Bagers), die so sehr zum Lebensbedürfnisse des Brasilianers gehören, daß er sich, um sie zu haben, nur an Flüssen ansiedelt. Die Kleidung macht ihm wenig Sorge, Schuh und Strümpfe kennt er nicht; ein wollenes Hemd und eine Hose genügen ihm, den Frauen Hemd und Rock. Doch pußen sich die letzteren an Sonn- und Festtagen nach Möglichkeit heraus. Es ist ein hochkomischer Anblick, ein in blendend weißer Robe (sie verstehen das Waschen und Plätten meisterhaft) gekleidetes junges Mädchen, mit dunkelrother Blume im Haar, Sonntags vor einer so erbärmlichen Hütte zu sehen, wie man sie in Deutschland den Hühnern nicht bietet; hochkomisch deshalb, weil mit ängstlicher Sorge darüber gewacht wird, daß das Kleid nach der neuesten Pariser Mode zugeschnitten ist; jetzt also mit der durchaus nothwendigen „Tournüre“ Um sich diesen Luxus gestatten zu können, wird gern gehungert und werden hunderte von Bagers verkauft.

Der einzige Lebenszweck des brasilianischen Arbeiters und Kolonisten ist das — Nichtsthun. Die Männer sitzen so lange vor den Hütten, bis sie etwas thun müssen, um nicht zu verhungern; die Frauen halten Arbeit geradezu für Schande und liegen den

ganzen Tag in den Fensterlücken. Wenn der Mann nicht kocht, die Frau thut es gewiß nicht; wenn er nicht die Kinder wäscht, sie gewiß nicht. Er stopft auch die Löcher, wenn er diesen Aufwand für nothwendig hält.

Dabei führen diese Deutchen das glücklichste Familienleben. Die Frau wird von ihrem Manne und ihren Kindern auf den Händen getragen, nur mit *Senhora* (gnädige Frau) angeredet und stets in der unterthänigen Form; z. B. fragt der Mann: „Befehlen gnädige Frau, daß ich das Essen koche?“ Man muß es aber auch diesen „Damen“ lassen, daß sie eine natürliche Grazie und Grandezza besitzen, auch wenn sie keinen Stuhl und Tisch im Hause haben, die wahrhaft mustergültig genannt werden muß. Ohne sich etwas von ihrer Hoheit zu vergeben, sind sie freundlich und zwingen so gleichsam den Eintretenden zur Höflichkeit, dem sich nicht die Empfindung aufdrängt, daß er in einem Stalle von Hause ist, sondern die, daß die Frau, die ihm gegenübersteht, unter diesem Dache regiert. Dabei liegt in ihrem Wesen gar nichts affectirtes. Auch die ärmste Frau ist gewohnt, von Jedermann ohne Ausnahme artig behandelt zu werden; sie ist nicht stolz, aber adlig. Geradezu verblüffend wirkt die Leichtigkeit der Unterhaltung. „Der gnädige Herr wollen verzeihen, daß ich keinen Stuhl anbieten kann, aber wir pflegen uns mit dergleichen Möbeln nicht zu belästigen.“ Was bleibt Einem auf die Anrede anders übrig, als eine stumme Verbeugung? Und in der Tonart geht es weiter. Daß man aber, bevor man das Haus, ja bevor man die Umfriedigung vor demselben betritt, die Erlaubniß des Hausherrn mit Klatschen in die Hände und feierlicher Frage einholen muß, und daß es unmöglich ist, das Haus zu betreten, wenn „der Herr“ (doch meist ein armes Kerlchen) nicht daheim ist, versteht sich ganz von selbst. Dies durch Gesetz und Sitte geheiligte Recht auf absolute Unantastbarkeit im eigenen Hause, ist eine von den vielen Institutionen dieses merkwürdigen Landes, die in aller Welt Nachahmung verdienen.

In ihrer großen Liebe zu den Kindern sind die Brasilianer gegen dieselben zu nachsichtig. Sie spielen mit ihnen wie Kinder, aber sie erziehen sie nicht. Selbst ganz unwissend, denken sie gar nicht daran, sie auch nur Lesen und Schreiben lernen zu lassen. Es ist genug, wenn sie den Rosenkranz beten können. Aber so tief ist die Ehrfurcht vor den Eltern bei diesen im Gemüth reichbegabten Menschen, daß ein Kind nie sitzen bleiben wird, wenn der Vater oder die Mutter in's Zimmer tritt; daß es sich nie wieder hinsetzen wird ohne ausdrückliche Aufforderung dazu; daß der Sohn oder die Tochter, wenn sie verreist gewesen sind, heimkehrend wohl erst vor dem Hause um Erlaubniß einzutreten bitten, worauf dann ihr erstes Wort ist, indem sie die Arme aufheben: „Deinen Segen, Vater, Deinen Segen, Mutter!“ Darauf lautet die Antwort: „Sei

gesegnet, mein Kind, durch Jesum Christum." Und das Kind antwortet: „In Ewigkeit, Amen!“

Bei den Brasilianern der höheren Stände im Stajahy-Thale erscheinen ebenfalls alle diese Tugenden; aber auch dieselben Schwächen, letztere in feinerer Art. Ein ritterlicher Zug findet sich bei allen Gebildeten; höchst angenehm berührende gewählte Formen des Umgangs, die im Auftreten glauben lassen können, der Mann sei auf dem Parquetboden eines Schlosses groß geworden, die aber in den Worten oft zur wirklich schönen Phrase werden. Doch sind die Brasilianer gefällig und z. B. gastfreundlich und kinderfreundlich im höchsten Grade. Ich habe persönlich nie etwas anderes von ihnen erfahren, als ein liebenswürdiges Entgegenkommen. Es ist ein Jammer, daß bei ihnen Alles von der Politik überwuchert ist, d. h. nicht von dem Kampfe für Principien oder gar für verschiedene Weltanschauungen (solche Abstractionen sind ihnen gleichgültig), sondern für die Partei. Es ist eine Politik des Geldbeutels. Wie über den Göttern der Griechen und Römer aber die Mōra, das Fatum, unsichtbar, alles, auch die Götter, bestimmend, schwebte, so wird Brasilien in Wahrheit nicht von dem und dem Parlamente u. s. w. regiert, sondern von der Partei-Direction. Es giebt eine conservative und eine liberale, also ein herrschendes Fatum und eins a. D. resp. z. D. Als vor einem Jahre bei der Neuwahl der Reichstags-Abgeordneten die conservative Partei die Mehrzahl der Stimmen im Kaiserreiche erhielt, war eben damit das liberale Fatum abgesetzt mit sammt dem ganzen Olymp der höchsten, hohen, niederen, Subaltern-Beamten, der Richter, Staatsanwälte, Post-Beamten u. s. w. Die Direction der conservativen Partei, die ihre Abtheilungs-Chefs wieder in den Provinzen hat, trat an's Ruder des Staatsschiffes, unsichtbar, und personificirte ihren Willen in den Ministern und allen, allen übrigen Beamten des ganzen weiten Reiches bis herab auf den einfachsten Polizeidiener, ja bis zum Nachtwächter. Die schönen Tage von Aranjuez waren nun für die Liberalen vorbei, die, ich glaube 9 Jahre, regiert und Zeit gehabt hatten, sich auf die Jahre der mageren Mehren und der mageren Rüche vorzubereiten. Jetzt besorgen die Conservativen genau dasselbe Geschäft, und die Liberalen thun Alles, was nur menschenmöglich ist, um wieder zur Herrschaft zu gelangen.

Man kann keine Charakteristik über die Brasilianer der höheren Stände schreiben, ohne eine Auseinandersetzung über die Politik zu geben; denn diese ist das punctum saliens alles Denkens und Thuns; sie ist der fruchtbare Boden der Gehässigkeit, der Verleumdung, des Ränkeschmiedens, der erbarmungslosen Zerfleischung in den öffentlichen Blättern. Der beste, treueste Beamte wird abgesetzt, wenn seine Partei fällt, — so ziemlich Alles, was die regierende Partei neu eingerichtet hat, wird über den Haufen ge-

stoßen, wenn die Zügel ihrer Hand entgleiten. Das ist das Verderben des Landes und seiner Bürger. Die Partei-Schlaubeit gilt als die wichtigste bürgerliche Tugend. An der Spitze steht also ein unmoralisches und deshalb demoralisirendes Princip.

Dazu kommt, daß die großen autoritativen Mächte fehlen, die einem Volke und jedem Einzelnen den Geist des Gehorsams und der Zucht, und damit der Kraft, fast unbewußt einflößen. Der Kaiser ist nach dem Staatsgrundgesetze nur der erbliche Repräsentant des souveränen Volkswillens; der Militärdienst, diese große nationale Erziehungs-Anstalt, fehlt ganz; die Schule existirt nur für diejenigen Kinder, deren Eltern es für gut finden, sie 1, 2 oder mehrere Jahre hinzuschicken — aber wehe dem Lehrer, der ein Kind strafen wollte!

Die katholische Kirche sieht sich wohl vor, an irgend einem Punkte reformatorisch einzugreifen.

3. Die Kolonie-Bevölkerung. Dieselbe besteht im Stajahy-Thale aus Deutschen, Italienern, wenigen Polen und ganz vereinzelt Belgiern.

a) Die Deutschen. Um das Jahr 1838 sind die ersten deutschen Kolonisten in das Stajahy-Thal eingedrungen. Sie kamen von der südlicher gelegenen Kolonie San Pedro d'Alcantara und suchten ohne Zweifel ein günstigeres Terrain zur Niederlassung, welches sie hier auch fanden. Ihnen folgte von 1840—1847 eine kleine Anzahl Belgier. Das steht fest. Genauerer, zur Veröffentlichung geeigneter, zu erfahren, ist mir aber trotz aller Mühe nicht möglich gewesen. Von den Alten lebt kein einziger mehr, und die Berichte der Nachkommen widersprechen sich vollständig. Im Jahre 1848 kam Dr. Hermann Blumenau mit Hackradt, Wagner, Lucas und Andern in die Gegend des jetzigen Stadtplatzes. Von Mitte 1848 bis Ende 1850 wirthschaftete Hackradt für gemeinschaftliche Rechnung der Eingewanderten an der Belha mit Sägemühle und Landwirthschaft unter harten Entbehrungen Aller, wollte aber von einer Kolonisation nichts wissen, ging nach Desterro und gründete dort das heute noch in hohem Ansehen stehende Geschäftshaus Hackradt* (jetzt Höpfe und Co.). Die Andern blieben an der Belha unter Leitung des Dr. Blumenau, der — für einen Spottpreis — nahe an zweimalhunderttausend Morgen Land von der Regierung und von brasilianischen Großgrundbesitzern zusammenkaufte. Dann kamen neue deutsche Einwanderer. Im April 1852 wurde zuerst an der Stelle des jetzigen Stadtplatzes Wald geschlagen.

*) Sein Sohn ist als der erste deutsche Abgeordnete in diesen Wochen in das Reichs-Parlament gewählt.

So ist es denn das unbestreitbare Verdienst des Dr. Hermann Blumenau, durch seine zähe Ausdauer bei der Kolonisirung der ihm gehörenden Ländereien dieses reichgesegnete Thal der deutschen Einwanderung zugänglich gemacht zu haben. Ueber das Wie? wird eine spätere Generation vielleicht weniger hart urtheilen, als die gegenwärtige, die aus ihrer persönlichen Erfahrung nur Ursache zu bitteren Anklagen, mit wenigen Ausnahmen, glaubt nehmen zu können. Herr Dr. Blumenau hat meine Bitte, mich mit objectiven Notizen zur Klarstellung der Geschichte der deutschen Einwanderung im Itajahy-Thale zu versehen, wegen seines leidenden Zustandes bedauerlicher Weise ablehnend beantwortet und nur einige mir längst bekannte Thatfachen zur Vorgeschichte der Kolonie mitgetheilt, die vorstehend zum Abdruck gekommen sind. Die jedenfalls sehr lehrreiche Geschichte der Anfänge und ersten Entwicklung der Kolonie muß ich deshalb leider einem später Schreibenden überlassen, da ich mich nicht dazu entschließen kann, die Berichte der Kolonisten zu reproduciren.

Dagegen werden die Verdienste eines verstorbenen Herrn Wendeburg von allen Seiten rückhaltlos anerkannt, für den die Verehrung in der Kolonie so groß ist, daß ein von Wislicenus in Düsseldorf in Del gemaltes Portrait Wendeburg's den Sitzungsaal des Municipal-Rathes schmückt, als das einzige Denkmal der Dankbarkeit von Seiten der Kolonie für ihre Gründung und Entwicklung.

Es sei hier nur noch bemerkt, daß die Regierung am 13. Januar 1860 dem Dr. Blumenau den größten Theil derjenigen Ländereien, die er bis dahin noch nicht verkauft hatte, für etwa 120000 Mark abgekauft hat, indem sie zugleich ihn mit einem bedeutenden Jahresgehalte zum Director einsetzte, und in der großartigsten Weise mit nahe an 6 Millionen Mark von 1860 bis 1879 die Kolonie unterstützte.*) Im Jahre 1880 wurde dieselbe „emancipirt“, d. h. auf eigene Füße gestellt, womit zugleich die Thätigkeit des Dr. Blumenau aufhörte und die Verwaltung in die Hände der Municipal-Kammer überging. Herr Dr. Blumenau behielt noch etwa 7000 Morgen in unmittelbarer Nähe des Stadtplatzes in Besitz und verlegte nach einigen Jahren seinen Wohnsitz nach Braunschweig.

Deutsche mag es in der Kolonie und im Itajahy-Thale (mit Ausnahme des stark bevölkerten Brusque am kleinen Itajahy) 15000 Seelen geben; poco mais ou menus — wie man in diesem gemüthlichen Lande zu allen Zahlen hinzusetzt, d. h. mehr oder weniger. Denn wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammen kamen? Kein Anmelde-Bureau, kein Polizei-

*) Vergleiche Sellin „Das Kaiserreich Brasilien“ (Statistik) Seite 84 und desselben 37. Band „Wissen der Gegenwart“ Seite 176.

Register, kein Civilstands-Beamter, kein Kirchenbuch! Etwas ist von dem allen vorhanden; auch sind Zählungen vorgenommen, die aber zwischen 12000 und 18000 schwanken!

Die Deutschen entstammen allen Gauen unsres Vaterlandes, so daß der Schwabe neben dem Holsteiner wohnt, der Rheinländer neben dem Altmärker, der Mecklenburger neben dem Baier. Es ist ein kunterbuntes Durcheinander von Stammes-Eigenthümlichkeiten und von Verschiedenheiten der deutschen Sprache, die sich von den Eltern wieder auf die Kinder vererben. Eben redet man mit einem „kuten“ Sachsen und im nächsten Augenblicke kann man sein bißchen Plattdeutsch bei einem hiedern Pommer anbringen u. s. w. Eine Folge dieser vielleicht in der Welt einzigartigen Zusammenwürflung ist leider ein ausgebildeter nachbarlicher Unfrieden. Ich kann diese Erscheinung wenigstens nicht auf einen einfacheren Erklärungsgrund zurückführen. Es ist die urdeutsche Reiberei zwischen den Thüringern und Westfalen, zwischen den Sachsen und Franken u. s. w., die hier im kleinen Maßstabe ihr Nachspiel hat. Doch soll das nicht so verstanden werden, als herrschte viel älterer Streit. Im Gegentheil. Man verkehrt scheinbar ganz gemüthlich mit einander (und die Gebildeteren thun das wirklich); man hat aber so viel an einander zu mäkeln, daß die Klatschsucht ebenso üppig wuchert wie das Unkraut. Besonders die Franen sollen Großes darin leisten, weil ihnen gewöhnlich in der Nachbarin zur Rechten und zur Linken eine Art, die Wirthschaft zu führen, die Kinder zu halten, das Haus einzurichten, entgegentritt, die sie in der deutschen Heimath nie gesehen hatten. Erst nach und nach wird sich durch Heirath untereinander der Gau-Typus mehr verwischen.

Nur die Pommern wohnen in großer Anzahl, im Ganzen sind es wohl 6—7000, zusammen, haben ganze Thäler inne und zeigen hier in kräftiger Entwicklung die Licht- und Schatten-Seiten dieses stark-angelegten Volksstammes.

Die Deutschen sind mit wenigen Ausnahmen Ackerbauer und Handwerker, und auch als Handwerker zugleich Ackerbauer. Diese Ausnahmen bilden die Kaufleute, die ebenfalls fast lauter Deutsche sind, die Gastwirth und die Lehrer. Das Stajahy-Thal lebt vom Ackerbau, worüber an einer andern Stelle dieses Heftes ausführlich Bericht erstattet werden soll.

Die deutschen Ansiedler haben hier ein großes Stück Arbeit seit 36 Jahren geleistet. Man vergißt es oft ganz, daß noch vor einem Menschenalter der undurchdringlichste Urwald Alles bedeckte. Sähe man nicht die fremdländischen Bäume und Pflanzen, man würde es kaum merken, in einem andern Lande als in Deutschland zu sein. Unsere Landsleute sprechen nur deutsch; nur die Kaufleute und die Beamten verstehen und sprechen portugiesisch. Sie sind auch in der Gefinnung deutsch geblieben, was um so mehr anzu-

erkennen ist, als das Deutsche Reich doch nichts für sie gethan hat. Sie leben still dahin, gehorsam den Gesetzen des Landes; froh, Besitzer zu sein, während sie in der alten Heimath heute noch Tagelöhner und Knechte wären; unbekümmert um Politik und die große Welt, die in ihre Thäler nicht hineinreicht. Sie haben Alles, was zum Leben gehört, im Ueberfluß; Arme giebt es gar nicht; wer nicht im Trunke untergeht, klagt nicht. Große Reichthümer sammeln die Wenigsten, aber Wohlhabenheit ist allgemein. Man begegnet deshalb auch niemals socialen oder gar socialdemokratischen Gedanken. In ernstlichen Sorgen fehlt die Veranlassung. Hier giebt es keinen Winter; Schusterrechnungen sind nicht zu bezahlen, ebensowenig Grund- oder Einkommen-Steuern; für die Kinder braucht Niemand vorzuarbeiten; die Mädchen verheirathen sich früh, die Söhne verschaffen sich, wenn sie erwachsen sind, leicht einen eigenen Besitz von 100 Morgen, bauen sich ihre Hütte, bis ein Haus daraus wird und vermehren je nach Fleiß und Glück ihren Viehstand wie ihr Ackerland, das sie, wie ihre Väter, Morgen für Morgen dem Urwalde abgewinnen. Sind mehrere Söhne in einem Hauswesen (und meist sind es nicht wenige), so gehen einzelne für ein paar Jahre als Monatslöhner oder sonst wie in Arbeit, immer gewiß, daß sie, wenn sie nur wollen, Kolonie-Besitzer werden können. Manche lernen nebenbei ein Handwerk, und alle zeichnen sich durch eine Vielseitigkeit der Leistungsfähigkeit aus, die man in Deutschland nicht kennt. Der Waldarbeiter kocht zugleich, ist geschickt im Reiten und Fahren, baut ein Haus wie ein Zimmermann und stellt Tische und Bänke her, schlachtet selbst sein Schwein und melkt seine Kuh. Den Frauen wird aber in häuslichen und ländlichen Arbeiten eigentlich zu viel zugemuthet. Sie sind im Großen und Ganzen fleißiger als die Männer, die immer Zeit haben, auszureiten. Freilich übernimmt sich Niemand in der Arbeit, er sei Mann oder Frau, und von der angestregten Art, sich nur den Lebensunterhalt zu erwerben, die in Deutschland nothwendig ist, hat man hier keine Ahnung. Die Jugend, vielfach ohne Schule aufgewachsen, zeigt eine bedenkliche Neigung, an dem Uebermaß von Freiheit und an der leichten Manier, sich Genüsse zu verschaffen, Schiffbruch zu leiden. Es fehlen ihr die geistigen Interessen, und so sucht sie Ersatz im starken Rauchen, Schnaps-Trinken, Spielen — ein bereits zur Gefahr herangewachsenes Uebel, welches einen guten Theil der Jugend zu einer Degenerirung treibt, die man auf das Lebhafteste bedauern muß. Noch stehen die Alten zwischen ihnen, die von Deutschland wenigstens das Erbtheil der Schulbildung mitgebracht haben; aber die Reihen lichten sich bereits, und der Nachwuchs mag sich hüten, daß er nicht zur Capoeira aufschiebt. Es giebt eine Menge vortrefflicher junger Leute, die sich von dieser Gefahr frei halten, aber jeder Kenner der hiesigen Verhältnisse, der sich

nicht scheut, offen und ehrlich seine Ueberzeugung auszusprechen, wird mein ernstes Urtheil bestätigen.

Eigenthümlich ist es, daß die Mehrzahl der älteren Kolonisten weder deutsche noch brasilianische Bürger sind. Sie haben die deutsche Staatsangehörigkeit längst verloren und das brasilianische Bürgerrecht nicht erworben. Es ist in der Ordnung, daß sie von Seiten der einsichtigeren Landsleute jetzt mehr und mehr gedrängt werden, sich als brasilianische Bürger naturalisiren zu lassen. Die hier im Lande Geborenen sind von selbst Angehörige des Staates.

b) Italiener giebt es vielleicht 4—5000 im Itajahy-Thale. Sie bewohnen weit abliegende fruchtbare Thäler. Ich habe sie aber nicht genau genug kennen gelernt, um über sie berichten zu können. Dasselbe muß ich von den

c) Polen, Schweizern und Holländern bekennen, die hier und da zerstreut wohnen und zusammen 1—2000 Seelen stark sein mögen.

Zusatzweise sei zu diesem Capitel noch bemerkt, daß es im Itajahy-Thale nur bei einzelnen brasilianischen Fazendeiros (Fazendehros — Großgrundbesitzern) noch Sklaven giebt, die nun auch bald durch das Gesetz frei sind. In der Kolonie sieht man nur selten einen Schwarzen, während in Gaspar und der Hafenstadt Itajahy ziemlich viele freie Schwarze wohnen. Den Kolonisten war schon lange gesetzlich verboten, Sklaven zu besitzen.

VIII.

Das Haus und die Lebensweise, der Hof und die Besitzung des deutschen Kolonisten.

Ich will es versuchen, mich so deutlich wie irgend möglich, hierüber auszusprechen. Aber wenn ich auch das Talent eines Niehl hätte, über Land und Leute zu schreiben, so würde es mir doch nicht gelingen, im deutschen Leser ein ganz zutreffendes Bild vom Leben des hiesigen Kolonisten zu erwecken. Käme er dann von Deutschland nach Blumenau, so fände er noch Vieles, worüber er sich in bösem oder gutem Sinne wundern würde und woran er sich erst gewöhnen müßte. So klagte z. B. wirklich eine Frau darüber, daß hier freilich Kaffee wüchse (und zwar sehr schöner),

daß sie aber „noch nicht einmal Cichorien kaufen könne“. Ich mußte mich, sammt meiner Familie, erst recht daran gewöhnen, daß die Diensthoten und Kinder immer, und die Kolonisten bei der Arbeit und bei Regenwetter barfuß gehen. Nach vier Wochen hatten wir gar kein Arg mehr daraus. — Wer kann nun alle die kleinen Züge beschreiben, aus denen sich doch das Leben zusammensetzt?

Sprechen wir 1. vom Hause und von der Lebensweise des deutschen Kolonisten.

Anfangs genügt ihm eine Hütte von gespaltenem Palmholze, deren Wände mit Lehm beworfen sind, deren Dach von Palmblättern gebunden ist. So eine Bude ist rasch hingestellt. Einige Bekannte, die die Arbeit schon kennen, helfen dabei. Alles wird aus Holz gemacht, wie es dasteht, kein Nagel kommt zur Verwendung. In solchen Hütten haben hier Alle zuerst gewohnt, und darüber habe ich noch Niemand klagen hören, denn Wetter und Klima fordern nicht mehr Schutz.

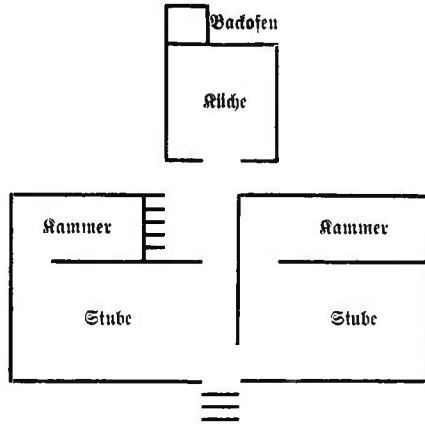
Nach ein paar Jahren pflegt aber Jeder in der Lage zu sein, sich ein wirkliches Haus zu bauen. Und so kommt es denn, daß man die Palmitenhütten nur noch an den Enden der Kolonie zu sehen bekommt.

Das Haus wird ohne Ausnahme einstöckig gebaut; entweder aus Barnsteinen von einer der 20 Ziegeleien, und dann meist mit Kalk abgerieben und mit einer freundlichen Farbe übersezt, auch mit schablonirten Ranten unter dem Dachgesims und dunkler abgetönten Ecken geziert; oder aus Holzfachwerk mit Barnsteinfüllung. Das Dach besteht fast ausschließlich aus hellrothen Ziegeln, bei denen jetzt die flachen, sog. französischen, Ziegel den Hohlpfannen vorgezogen werden. Die Dächer haben fast gar keinen Ueberstand, wodurch die Häuser alle etwas Kastenartiges bekommen und weniger geschützt sind. Eine Rinne von Zink findet sich an jedem guten Hause, obgleich das Material dreimal so theuer ist, als in Deutschland.

Die Form des Hauses ist fast ausnahmslos dieselbe. Man tritt von der Straße durch einen Garten nicht auf einen Hausflur, sondern unmittelbar in die Stube, eine Einrichtung, die sich in ganz Brasilien findet. Die eigentliche Hausthür ist auch die Stubenthür, meist von einem Schuttdache oder von einer Veranda gegen Regen und Sonne geschützt. Die Zimmer pflegen groß und luftig zu sein, letzteres auch schon dadurch, daß das Haus auf 2—4 Fuß hohen gemauerten Pfeilern steht, die der Luft freien Zutritt unter das ganze Gebäude gestatten. Keller bilden eine seltene Ausnahme und haben sich gar nicht bewährt, weil sich nichts in ihnen hält. Die Isolirung des Fußbodens von der Erde ist aber aus Gesundheitsrückichten nothwendig. Auch in der trockensten Lage würden

sich durch Auflagerung der Holzböden auf die Erde oder auf Kies Pilze als Krankheitsträger entwickeln. Man muß nicht vergessen, daß es Urwaldboden ist, auf welchem die Häuser erbaut werden, Jahrtausende dem Einfluß der Sonne entzogen, oft erst vor kurzer Zeit gelichtet.

Die allgemein übliche innere Eintheilung des Hauses verdeutlicht sich am besten durch folgende Striche:



Das Haus wird länger oder tiefer gebaut, je nach Bedürfniß. Die Küche ist immer vom Hause getrennt, ein Backofen schließt sich an dieselbe an.

Die innere Einrichtung der Räume richtet sich nach dem Geldbeutel und dem Sinne für Behaglichkeit. Die Wände werden lieber gemalt als tapeziert, weil die Tapeten sich nicht gut halten; die schlichten Holzdecken sind oft recht sauber gearbeitet; die Fußböden, meist aus dem braunen Canella- oder hellen Garuba-Holze, zeigen nicht selten künstliche Würfelungen durch Anbringung verschiedener Holzarten; die Fenster zeichnen sich durch schlechtes Glas und miserabeln Beschlag aus, weil man in Deutschland leider noch immer dem thörichten Grundsatz huldigt: billig und schlecht ist gut für die Kolonien. Weiße oder doch helle Gardinen findet man fast überall. Obgleich die Möbeln theuer sind, wird viel Geld darin angelegt. Die geschickten Tischler können kaum Rath schaffen. Polirte Schränke und Commoden von Olea, Stühle und Tische von Cedernholz fallen durch Solidität und häufig durch guten Geschmack auf. Schaukelstühle sind sehr beliebt. Wie sehr aber die Deutschen im Stajahy-Lhale, bei aller Dankbarkeit gegen ihre neue Heimath, deutsch geblieben sind, erkennt man am Besten am Schmucke der Wände. Jede halbwegs eingerichtete Wohnung hat Bilder der deutschen Fürsten und Feldherren; am häufigsten natürlich die vom Kaiser Wilhelm, vom Kronprinzen und vom Fürsten Bismarck, für

den Jedermann mit Recht schwärmt, weil der Deutsche im Auslande Bismarck's parlamentarischen Feinden nichts, ihm aber sehr viel verdankt. Bunte Vater-Unser, Haussegens, Confirmations-Scheine aus der alten Heimath sieht man fast in allen Häusern.

Die Kammern enthalten die gewohnten mächtigen Federbetten; Jüngere Leute oder Anfänger begnügen sich aber mit einem „Esel“, das ist ein selbstgemachter doppelter Boß, mit Lianen (Zippo-) Geflecht verbunden, worauf sich vortrefflich schlafen läßt.

Petroleumlampen fehlen nirgends und sind von besonderer Bedeutung, weil die Abende das ganze Jahr hindurch lang sind. Man kann durchschnittlich rechnen, daß man immer von 6 Uhr an Licht brennen muß. Doch arbeitet Niemand bei Licht, sogar kein Handwerker.

Die Küchen sind einfach eingerichtet. Die offenen Feuer, die den Rauch durch's Dach entlassen, werden immer mehr durch Platten und Kochherde verdrängt, die selbstverständlich nur mit Holz geheizt werden. Schwedische Bündhölzer sind allgemein, deutsche Schwefelhölzer gar nicht, im Gebrauch. Die Kochkunst der Hausfrauen spielt hier zu Lande eine große Rolle. Man lebt ungleich viel besser, als in Deutschland. Des Morgens giebt es einen Kaffee, an dessen Stärke man sich erst gewöhnen muß; dazu Maisbrot mit Butter oder dem köstlichsten Honig. In der Nähe der Stadt wird jeden Morgen frisches Weißbrot umhergefahren. Zum Frühstück Schinken, Speck, Wurst, Käse u. s. w., wozu die Männer einen Zuckerschnaps trinken. Ein derbes Frühstück leistet sich auch der kleinste Kolonist. Des Mittags Fahr aus Fahr ein schwarze Bohnen, ähnlich den deutschen Linsen, aber viel wohlgeschmecker, mit carne secca (Dörrfleisch) oder Schweinefleisch, Huhn oder Ente, Apim oder Kartoffeln und dem unvermeidlichen, mir nur sehr unsympathischen Piron (Brei aus Mandioca-Mehl). Es ist fast unglaublich, was für eine Menge Fleisch von unsern Landsleuten am Stajahy verzehrt wird und welche schönen Gerichte man bekommt, wenn man auch ganz unversehends zur Mittagstunde in einem Gasthause der Kolonie einkehrt. Die Speisen werden übrigens in ganz Brasilien nicht nach einander aufgetragen, sondern alle auf einmal hingestellt. Frisches Fleisch, doch gewöhnlich nur Rindfleisch, kann man mehrere Male in der Woche überall haben. An den verschiedensten Gemüßen pflegt es nur in den heißen Monaten zu fehlen; wer sich aber Mühe darum giebt, kann sie immer frisch aus dem Garten holen. Zum Mittagessen wird gern selbstgebrautes Bier (aus Zucker oder Honig) getrunken. Das hiesige Lagerbier ist dazu zu theuer.

Nachmittags Kaffee und Abends wieder ein tüchtiges Essen mit Fleisch — das sind so die Magenfreuden des deutschen Kolonisten. Der Backofen ist ein guter Hausfreund. Das an sich etwas steife Maisbrot wird durch Cara und dergleichen schmeidiger ge-

macht; dazu verstehen sich die Hausfrauen sehr auf die Herstellung von Topfkuchen, Blechkuchen, Zwieback und allerlei „docs“ (Süßigkeiten), wozu sie Weizenmehl theuer, aber nm so billiger Ararut, Borvilha und andere Feinheiten kaufen, Apfelsinen, Pfirsiche u. s. w. vor der Thür haben. Eine gute Freundin von uns backte zum Geburtstag ihres Mannes 7 verschiedene Kuchenarten, eine noch immer delikater als die andere; und wenn sie auch unbestritten den ersten Rang in der edlen Kunst einnimmt, so streben ihr doch Alle eifrig nach.

Das bringt mich auf das Familienleben. Man findet hier gerade so viele glückliche und unglückliche Ehen als in Deutschland; man findet aber nur da Noth, wo der Mann ein Trinker ist oder sonst läuderlich, oder wo besondere Unglücksfälle walten. Hohläugiges Elend, hungernde oder frierende Kinder kennt man hier nicht. Zu essen hat jeder in Fülle. Um die Kinder kümmert man sich nicht viel. Im Hemdchen spielen die Kleinen draußen; in ordentlichen Familien werden die größeren wenigstens ein paar Jahr zum Schulbesuche und zur Arbeit angehalten, gehen auch früh mit in die Roça (Rossa), wo sie capiniren (hacken), pflanzen, Futter für die Schweine, Pferde und Kühe holen. Arbeiterfamilien, wie in Deutschland, giebt es gar nicht. Jeder Hausstand hat sein eigenes Land.

Die Geburtstage sind die Versammlungstage der ganzen Freundschaft. Da geht es von Morgens bis Abends hoch her. Weihnachten wird ganz deutsch gefeiert; Pinien vertreten die Stelle von Tannen; Dichter, Backwerk, Geschenke wie in der alten Heimath.

Zu einer großen Wichtigkeit ist, nach dem schönen Vorbilde der Brasilianer, das Taufpathen=Amte gekommen. Der Compadre oder die Commadre gehören mit zur Familie und haben nach der guten Sitte die Verpflichtung, für die von ihnen über die Taufe Gehaltene nach Möglichkeit zu sorgen.

Ueber die Kleidung unsrer hiesigen Landsleute ist nichts besonderes zu bemerken. Deutsche Nationaltrachten sieht man gar nicht. Die pommerischen Mädchen tragen hübsch um den Kopf geschlungene rothe Tücher. Die Reitkleider (fast jede Frau und jedes Mädchen reitet) müssen beinahe die Erde streifen. Eigenthümlich, und in ganz Brasilien Mode, sind lange weiße, bauschig sitzende Jacken, die recht praktisch sein mögen, aber nach meinem Geschmack häßlich sind. Schneiderinnen, die nach Modezeitungen arbeiten, sind stark beschäftigt. Gedruckte Zeuge kosten nur etwas mehr als in Deutschland, wollene Stoffe dagegen sind theuer. Spitzen und Besatz aller Art ist in den Kaufläden in reichlicher Auswahl. Die Putzmacherinnen haben volle Arbeit.

Die Männer kleiden sich sehr verständig. Bei der Arbeit pflegen sie über dem wollenen Unterzeuge, das vom Halse bis zu

den Füßen reicht, nur eine Hose von derbem baumwollenen Zeuge zu tragen, ohne ein Oberhemd anzulegen. Bei Besuchen glänzen sie in untadelhaft weißer Wäsche, worauf großes Gewicht gelegt wird, und in dunkeln Anzügen. Die Wäsche wird nirgends schöner bearbeitet als hier, wozu das weiche Wasser, die bleichende Sonne und die Ararut-Stärke helfen. Die Wäsche besteht aber nie aus Leinen, das zu sehr kältet und leicht verfasert, sondern immer aus Baumwolle, die auch ausschließlich zum Bettzeug und Tischzeug gebraucht wird. Schwarze Filzhüte und mächtige Wassertiefel vervollständigen den Anzug des Reiters, der bei größeren Touren, oder wenn er Kälte oder Regen fürchtet, den sehr fremdländisch aussehenden Ponscho übergeworfen hat, ein großes viereckiges Stück Zeug mit einem Loche, durch welches der Kopf gesteckt wird. Der Ponscho deckt den Reiter und das halbe Pferd.

Die Befreundeten besuchen sich gern. Und so fehlt es in den zwar einzelnen, aber durchschnittlich doch nicht 5 Minuten von einander entfernt liegenden Häusern nicht an Verkehr; Reitpferde hat ja ein Jeder.

Das Haus unsrer Landsleute in der Kolonie Blumenau ist im Großen und Ganzen eine Heimstätte deutscher Gemüthlichkeit; und es giebt wohl nur sehr wenige Familien, die ihre neue Heimath mit der alten wieder vertauschen möchten.

2. Der Hof und die Besizung des deutschen Kolonisten zeigen nicht die geringste Aehnlichkeit mit den gewohnten Einrichtungen im Vaterlande. Scheuern kennt man hier nicht, denn man erndtet kein Getreide; Heuböden giebt es nicht, denn das Vieh läuft das ganze Jahr auf der Weide; eben deshalb findet man auch keine eigentlichen Stallungen. Mehr oder weniger geschlossene Schuppen für Ackerwagen und Geräthe, für Brenn- und Nutzholz, auf deren Böden die Maiskolben aufgeschichtet werden; andere Schuppen, unter die das Vieh treten kann und unter denen es Zufutter bekommt; andere, ganz rohe, für die Schweine, wenn sie gemästet werden, während sie sonst auf einem von Brettern eingezäunten Raume, dem sog. Kraal, liegen; ein möglichst luftiger Hühnerstall — das sind die unordentlich aussehenden Gebäude. Mancher Kolonist hat außerdem einen großen Schuppen, in welchem die Zuckermühle betrieben wird und daneben einen Raum, worin der Zuckerschnaps (Cachaça, gesprochen Kaschaf) hergestellt wird.

Zum Gehöft gehört immer ein kleiner Hausgarten, der wegen des weidenden Viehes stark umfriedigt sein muß. In demselben werden die Gemüse gezogen, die in einer Ueppigkeit gedeihen, von der man in Deutschland gar keine Vorstellung hat. Blumenkohl, Mohrrüben, Steckrüben, Kohlrabi, Salat — kurz alles Gemüse, was es überhaupt giebt. Der Same wird aber jedes Jahr aus Erfurt durch ein Geschäft am Stadtplatze neu bezogen.

Auf den Rabatten des Gemüsegartens und vor dem Hause sieht man die schönsten Rosen, die fast das ganze Jahr hindurch blühen. Verschiedene Lilien, Nelken, Narzissen, Aster, Azalien, Georginen u. s. w., alles, was man in Deutschland mühsam zieht, wuchert hier ohne Pflege. Was man mit Pflege erreichen kann, das zeigen einzelne Gärten, z. B. der von Herrn Hofang, der die prachtvollsten Gewächse und Blumen enthält und überaus sauber gehalten ist. Darin liegt aber eine große Arbeit; denn das Unkraut ist kaum zu bewältigen. Die Fruchtbarkeit ist so groß, daß man einen Blumenstrauß von den verschiedensten Sorten auseinander nehmen und in die Erde stecken kann, ohne sich weiter darum zu bemühen; er wächst an und blüht weiter. Natürlich fehlt es um das Haus her nicht an großen Oleanderbüschen, an mannshohen Camilien, Fuch sien u. dergl. mehr. Apfelsinenbäume (hier Orangen oder Saranschen genannt) vertreten die Stelle der deutschen Obstbäume, die nicht oder doch nur kümmerlich gedeihen; die verschiedensten andern Kernfrüchte sind vorhanden, kommen aber an Wohlgeschmack den deutschen Kirschchen und Zwetschen nicht gleich. Dagegen wachsen Birnsche überall wild. Palmen mannigfacher Art und die herrlichen Bananen, deren Früchte das ganze Jahr reifen, sieht man bei jedem Hause; dazu häufig Bambus und Pinien, Ricinus und Kaffeebäume.

Die Besitzungen unsrer Landsleute (nie Farm oder Gut, sondern immer „Kolonie“ genannt) dehnen sich fast ausnahmslos an den Fahrstraßen hin; nur sehr wenige liegen so abseits in den sogenannten „Tiefen“, daß sie zu Wagen nicht oder schwer zu erreichen sind. Die „Kolonie“ umfaßt der Regel nach 100 Morgen (dem preußischen Morgen fast gleich); doch giebt es zehnfach größere Kolonien und auch manche, die kleiner sind; letztere jedoch nur in der Nähe des Stadtplatzes.

Der Wald ist ein gut Theil weggeschlagen; hier übersieht man nahe beim Wohnhause einen „Past“ (Weideplatz) von 10, dort einen von 20 und mehr Morgen, eingefast von schönen Citronenhecken oder von struppigen Akazien oder von Latten und Brettern, an denen die wilde Ananas einen undurchdringlichen Zaun bildet. Auf dem Past gehen die Kühe und Pferde, von denen wir später berichten. Die Anpflanzungen liegen gewöhnlich nicht bei den Häusern und an den Straßen, sondern hinter dem Past. In dem Capitel „Landwirtschaft“ werden wir darauf zu sprechen kommen.

Die Erwerbung einer Besitzung erfolgt entweder durch Ankauf von Privatleuten oder von der Regierung. Bei mehr als 3000 vorhandenen einzelnen Kolonien stehen begreiflicher Weise immer eine ganze Anzahl zum Verkauf aus, zuweilen, aber selten gute Grundstücke, die, wenn sie aus irgend einer Ursache cedirt werden sollen, rasch unter der Hand einen Abnehmer zu finden

pflegen (100 Morgen zu 2000, 4000, 6000 und mehr Mark je nach der Lage, Bodenbeschaffenheit und dem Werth der Gebäude); gewöhnlich sind es „abgebaute“, d. h. seit 20 und mehr Jahren ausgenutzte Besitzungen, die verkäuflich sind. Kenner der Verhältnisse sind sehr vorsichtig, neu Einwandernde fallen häufig dabei herein, indem sie sich durch ein freundliches Haus, hübsche Weide u. dgl. täuschen lassen. Der erfahrene Kolonist zieht gutes Urwaldland allem andern vor. Denn trotz der Mühe der Dichtung erwirbt er sich darin einen Boden, der ein Menschenalter lang keiner Düngung oder sonstiger Pflege bedarf.

Es giebt in dem bewohnten Theile des Thales und der Nebenthäler aber nur noch kleine Parcellen Urwaldland in Händen solcher Besitzer, die einzelne Kolonien davon verkaufen. An den Enden der Ansiedlungen dehnen sich dagegen noch Lagereisen weit devolute (von der Regierung noch nicht vergebene) und zum Theil ganz vorzügliche Ländereien aus und sind dort immer Besitzungen vermessen, die von der Regierung für ein Billiges abgegeben werden (100 Morgen für 4—500 Mark einschließlich der Vermessungskosten). Mit einer nicht genug anzuerkennenden Güte behandeln die Behörden den Modus der Abzahlungen auf solche sog. „Kolonie-Loose“, wenn sie jetzt auch mit Fug und Recht dem Versuche manches Ansiedlers, seinen Verpflichtungen gar nicht nachzukommen, mit Strenge entgegen treten. Wer die ungeheuern Entfernungen dieser neuen Kolonien vom Verkehr, vom Absatz- und Einkaufs-Markte, von Kirche, Schule, Arzt und Apotheke nicht scheut, geht oben hinauf in die Flußthäler und verlängert so die sich an einander schließende Kette der Besitzungen, diese Pionierarbeit der Cultur gegen den Urwald. — Vergleiche den Anhang „Verfügbare Ländereien“.

IX.

**Die Kirche, die Schule,
die Wohlthätigkeit, das Vereinswesen,
die Presse.**

1. Die Kirche.

Im Allgemeinen sei vorausgeschickt, daß durch die brasilianische Staatsverfassung unbeschränkte persönliche Glaubensfreiheit gewährleistet ist, und daß der Constituirung evangelischer Kirchen-Gemeinden ein Hinderniß nicht in den Weg gelegt werden darf. Doch ist die katholische Confession Staatsreligion, was aber nur an einem

Punkte fühlbar wird: die katholische Kirche gestattet, nach den Beschlüssen des Concils von Trient, ihren Angehörigen nur dann eine Mischehe, wenn das Versprechen katholischer Kindererziehung gegeben wird. Sie würde durch diese Bestimmung ihren Einfluß noch weiter ausdehnen, als sie es dadurch schon thatsächlich thut, wenn Brasilien nicht das Land der vollkommensten persönlichen Freiheit wäre, wo sich bei später eintretender besserer Erkenntniß so leicht Niemand durch eine wider Willen abgedrungene Erklärung für gebunden hält. Es wird die Aufgabe der Protestanten sein, auch diesen letzten Niegel der Glaubensfreiheit noch wegzuschieben.

Wenn man in Deutschland von „Unterdrückung der Protestanten in Brasilien“ spricht, so irrt man sich. Freilich sollen die evangelischen Kirchen nicht wie Kirchen aussehen; aber diese Bestimmung ist zu lächerlich, als daß sie aufrecht erhalten würde. Es giebt sehr schöne evangelische Kirchen mit Thürmen, und es ist zu bedauern, daß das evangelische Gotteshaus am Stadtplatz Blumenau dieses Schmuckes entbehrt. Alle von einem evangelischen Geistlichen vollzogenen kirchlichen Handlungen haben gesetzliche Gültigkeit, eine Ausnahme bildet nur die Einsegnung gemischter Ehen. Es kommt aber gar nicht selten vor, daß der katholische Theil der Brautleute vor der Trauung zum Protestantismus übertritt.

a) Die evangelische Kirche.

Gut $\frac{2}{3}$ aller Eingewanderten und deren Kinder gehören derselben an. Sie umfaßt im Itajahy-Thale gewiß 12000 Seelen. Weit aus die meisten stammen aus Ländern und Provinzen, in denen das lutherische Bekenntniß gilt. Nur ein kleiner Theil ist reformirt oder unirt. Noch niemals ist hier eine Differenz zwischen den beiden inner-evangelischen Confessionen zu Tage getreten; und das ist als ein rechtes Glück zu bezeichnen. Das Herz wird in der weiten Welt weit. Man lernt dankbar dafür sein, daß man überhaupt evangelisch-kirchliche Institutionen vorfindet, und die an einer andern Stelle geschilderte Zusammenwürfelung aller deutschen Stämme macht die Stärkung des gemeinschaftlichen Bandes, das alle Evangelischen umfaßt, im höchsten Grade wünschenswerth.

An äußeren Einrichtungen besitzen die Evangelischen eine entzückend schön gelegene Kirche am Stadtplatze Blumenau, die für etwa 60000 Mark auf Staatskosten erbaut ist. Ein werthvolles Harmonium aus Stuttgart leitet den Gesang. Die Gemeinde schafft in dieser Zeit eine Uhr an für etwa 1200 Mark, die ohne Mühe aus freiwilligen Gaben aufgebracht sind. Oberhalb des Hügels, auf dem die Kirche steht, liegt der evangelische Kirchhof mit vielen Königspalmen und Kreuzen und Denkmälern in Eisen und Marmor. Neben der Kirche das Pfarrhaus. — Hübsche massive Kirchen giebt es außerdem in Indajal, Carijos, Pommeroda (mit 600 Sitz-

plätzen) und Alto Rio do Testo (mit 600 Sitzplätzen); leichtere kirchliche Bauwerke in Badensfurt und an der Stoupava. An andern Stellen (z. B. an der Warnow, Ilse, Tatutiba, Pommerode-Tiefe, Timbo, Rega) wird Gottesdienst in den Schulen gehalten.

Alle diese Kirchen und Capellen, wie auch das hübsche Pfarrhaus zu Badensfurt, verdanken ihre Entstehung, ihren Schmuck und ihre Erhaltung dem opferwilligen Sinne der Evangelischen, die ohne Anreizung von Seiten der Geistlichen aus freien Stücken sich Gotteshäuser bauen. — Als Gesangbuch dient das in Berlin für die Diaspora herausgegebene. — Dem Confirmanden-Unterricht liegt der lutherische kleine Katechismus zu Grunde.

Zwei Geistliche versehen den Dienst; der eine wohnt in der Stadt Blumenau, der andere 3 Stunden weiter hinauf in Badensfurt. Die Herren haben sehr saunere Posten, weil die Entfernungen so groß sind. Sie reiten oder fahren 3 Meilen und mehr, um zu den Kirchen zu kommen, in deren jeder etwa alle Monat Gottesdienst gehalten wird (in Blumenau alle 14 Tage), an welchen sich kirchliche Handlungen, Confirmandenstunden u. s. w. anschließen und haben nur einzelne Tage in der Woche zur Erholung frei. Lange wird es nicht mehr dauern können, dann muß in dem oberen Theile der Kolonie ein dritter Geistlicher angestellt werden.

Die Anstellung der Pastoren erfolgt durch Gemeindewahl und Registrierung von Seiten der obersten Provinzial-Behörde. Der Gehalt wird in Blumenau nur durch die Vergütung für besondere kirchliche Handlungen aufgebracht, in Badensfurt durch Beiträge der Gemeinde-Mitglieder. In Blumenau existirt aus Gründen, die ich hier nicht zu erörtern habe, der in der Welt vielleicht einzige Fall, daß eine so große evangelische Bevölkerung mit Kirche und Pfarre bis jetzt gar keine Gemeinde bildete. Doch rafft sich die evangelische Bevölkerung jetzt energisch auf, um diese verschleppten provisorischen Zustände in feste zu verwandeln. Ein einheitliches Zusammengehen der evangelischen Bevölkerung im ganzen Municipium wird dabei hoffentlich, zum Vortheil Aller, nicht fehlen.

b) Die katholische Kirche

umfaßt nicht, wie die evangelische, nur Deutsche, sondern in der Kolonie Blumenau nach den mir von Bigario Jacobs gütigst mitgetheilten Notizen etwa 7000—8000 Seelen in 200 deutschen, 750 italienischen, 50 polnischen und 400 brasilianischen Familien. Außerdem besteht in Gaspar (San Pedro Apostolo) eine Gemeinde mit einer herrlich gelegenen Kirche, und eine Gemeinde von 3000 bis 3500 Seelen in Itajahy. Im ganzen Flußthale wird es also wohl ebensoviel Katholiken als Evangelische geben, während Letztere in der Kolonie die große Mehrzahl bilden.

Die Mutterkirche (igreja matriz) am Stadtplatz Blumenau stellt den Mittelpunkt der Gemeinde dar. Es ist ein schönes Gotteshaus in gothischem Style auf einem Felsenhügel über dem Flusse, von sauber gehaltenen Anlagen umgeben. Die Kirche ist, wie die evangelische, auf Staatskosten für etwa 60000 Mark erbaut (eingeweiht am 24. December 1877). Die innere Ausschmückung ist würdig und stylgerecht, zum größten Theil auf Kosten des Pfarrers hergestellt. Glocken, Altäre, Statuen, Paramente, heilige Gefäße, Harmonium — alles ist vollständig und gut. — Capellen giebt es außerdem in der Kolonie 13, in welchen vom Pastor Jacobs in deutscher, italienischer und brasilianischer Sprache Gottesdienst gehalten wird, eine Aufgabe, die eines Mannes Kraft fast übersteigt. Er ist dem Bischof von Rio de Janeiro unterstellt, bezieht von der Provinzial-Regierung einen Gehalt von 600 Mark und seine übrigen Einnahmen von den kirchlichen Sporteln.

2. Die Schule

läßt sehr viel zu wünschen übrig. Am Stadtplatze besteht eine Regierungs-Schule für Knaben und eine für Mädchen in wohl eingerichteten Häusern mit anständig besoldeten Lehrern resp. Lehrerinnen; in Indaial wird eine solche Schule jetzt gegründet, was dankbar anzuerkennen ist. Der Unterricht erfolgt in deutscher Sprache, doch ist die Unterweisung zur Erlernung der portugiesischen Landessprache obligatorisch. Das Ziel der Ausbildung deckt sich ungefähr mit dem einer guten deutschen Volksschule.

Das Municipium Blumenau hat außerdem 39 Privatschulen.

Unter diesen nimmt das neben der katholischen Kirche gelegene „Sanct-Paul's-Colleg“ des Vigario Jacobs die erste Stelle ein und ist die einzige höhere Lehranstalt der Kolonie. Dieselbe wurde am 16. Januar 1877 in einer alten Nothkirche mit 16 armen Kolonisten-Kindern als Pensionären eröffnet. Ein neuer Bau wurde 1879 von 60 Schülern und 2 Lehrern bezogen. Als die Zahl dann bald weit über 100 wuchs mit 4 Lehrern, entstand durch milde Gaben, bei denen sich die evangelische Bevölkerung reichlich betheiligte, ein stattliches, großes, massives Schulhaus. Seit 1881 bekam der Pastor Jacobs von der Provinzialregierung einen jährlichen Zuschuß von 2000 Mark, der aber im September 1886 für die neue Finanzperiode nicht wieder bewilligt ist. Der Unterricht ist in eine Elementar- und Realschule getheilt. Jene besteht aus 3 Classen mit je 2 Abtheilungen. Ihr Ziel ist Aneignung gründlicher Elementar-Bildung und christliche Erziehung, sowie einige Kenntniß in den Realien. In sprachlicher Beziehung gehen in den beiden oberen Classen portugiesisch und deutsch nebeneinander. Die Realschule umfaßt, außer Sprach- und Styl-Übungen in portugiesisch und deutsch, die französische Sprache, Geschichte, Geographie, Mathematik, Rechnen,

Physik, Naturgeschichte, Zeichnen und Gesang. Wir entnehmten diese Auseinandersetzung über den Unterricht dem neuesten gedruckten Prospective der Anstalt und fügten im Allgemeinen noch hinzu, daß etwa 40 Kinder alles umsonst erhalten; ferner, daß nur wenige brasilianische Familien zu vermögen sind, ihre Kinder zu schicken, obgleich sie ihren Pastor, der große Opfer für die Schule bringt, sehr verehren. Es ist das wohl der stärkste Beweis dafür, wie wenig die Brasilianer auf Schulbildung geben. So bereitwillig wir die Verdienste des Pastor Jacobs um die ebenso kluge, als energische und persönlich selbstlose Förderung der Schule anerkennen, ebenso offen beklagen wir es, daß die Evangelischen ein ähnliches Institut noch nicht besitzen. Obgleich im St.-Paul's-Colleg nicht gerade Propaganda für die römische Kirche gemacht wird, werden die vielen evangelischen Schüler doch von dem darin herrschenden Geiste in einer Weise beeinflusst, die den Interessen des Protestantismus zuwiderläuft.

In welchem Sinne wird wohl z. B. die Weltgeschichte gelehrt? Was wird aus Luther gemacht? Herr Pastor Jacobs ist Jesuit und muß als katholischer Geistlicher die evangelische Kirche als eine womöglich zu überwindende Sekte ansehen; auch ist er, wie er selbst sagt, aus Deutschland „herausgebismarckt“. In welchem Lichte wird da die Geschichte unsrer Zeit den Knaben und jungen Leuten gezeigt? Herr Pastor Jacobs ist ein viel zu geistreicher Mann, um anders als in feiner Weise seine Zwecke zu verfolgen, aber er legt doch der evangelischen Bevölkerung der Kolonie einen Bann auf, von dem sie sich befreien muß. Die Zerfahrenheit der protestantischen Kirchen-Gemeinde gegenüber der geschlossenen Einheit der katholischen, die ganz genau weiß, was sie will, läßt die Gefahr um so größer erscheinen.

Ich bin mit Herrn Pastor Jacobs gut befreundet, und weil es meine heilige Ueberzeugung ist, daß auf dem Gebiete des Glaubens die höchste persönliche Freiheit und Selbstentscheidung walten soll, bin ich auch im vollsten Maße tolerant gegen die römische Kirche; wenn ich aber über die Kolonie Blumenau und die darin herrschenden Zustände schreibe und wollte den Krebschaden der specifisch-katholischen Erziehung evangelischer Kinder mit dem Mantel der — Feigheit zudecken, so würde ich damit ein schweres Unrecht begehen.

Hierbei hilft aber kein Raisonniren, sondern nur Concurriren. Und wenn der evangelische Geistliche am Stadtplatze gar keine andere Aufgabe bekäme, als die, der Seelsorger einer beschränkten Anzahl Gemeinde-Glieder und der Vorsteher einer Realschule mit Pensionat zu sein, so könnte er in großem Segen wirken.

Es ist sehr absichtlich geschehen, daß wir uns bei diesem Gegenstande so lange verweilt haben. Was vor 10 und mehr Jahren sich ohne Mühe hätte einrichten lassen, läßt sich mit Mühe doch auch

noch heute herstellen. Wenn nur erst einmal die Erkenntniß in der Kolonie Platz griff, daß die Bildungsfrage mindestens ebenso wichtig ist als die Brotfrage; daß das nachfolgende Geschlecht unfehlbar einer geistigen Verödung und sittlichen Verjümpfung entgegengeht, wenn die Schulverhältnisse der Kolonie nicht verbessert werden; daß also hierin etwas geschehen muß.

Ein einmal in frischem Boden eingewurzelter Schaden ist schwer wieder auszumerzen. Die Kolonie Blumenau ist auf rein materielle Interessen gegründet. Wenn die Engländer oder Nordamerikaner kolonisiren, so ist das erste, daß sie eine Kirche, eine Schule, ein Regierungshaus und ein Wirthshaus hinstellen. Hier dagegen war die Losung: Mais bauen, Apim pflanzen, Kühe anschaffen, Sägemühlen anlegen u. s. w. Das Alles hatte auch seine volle Berechtigung, so lange der saure, entbehrungsvolle Kampf gegen die übermächtige Urwaldsnatur zu kämpfen war. Ich bin weit davon entfernt, den einzelnen Kolonisten einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie zuerst für Haus und Vieh, für Kleidung und Brot gesorgt haben. Als die Zustände aber geordneter wurden, als die Kinder der ersten Ansiedler heranwuchsen, ist für die geistige Cultur entschieden zu wenig gethan. Die Arbeit in den Hoças, die damals immer mehr aufblühende gemüthliche Geselligkeit, wiederholte bittere Enttäuschungen mit traurigen Subjecten, die sich als Lehrer aufspielten, ohne es zu sein; der Mangel an Wegen, die übergroßen Entfernungen förderten eine Gleichgiltigkeit in den Schul-Angelegenheiten, die bittere Früchte tragen mußte. Die Jugend wuchs auf, ohne Nahrung für den Geist empfangen zu haben. Es giebt eine Menge junger Leute, die gar nicht oder nur stümperhaft lesen, die kaum ihren Namen schreiben können, die bei der Abgeschlossenheit des Itajah-Thales und besonders der Nebenthäler zugleich von den Bildungselementen unberührt bleiben, die in Deutschland einem Jeden gleichsam anfliegen.

Gewissermaßen instinktiv haben sich deshalb durch das ganze weite Gebiet der Kolonie längst diejenigen Eltern zusammen gethan, die ein Gefühl der Verantwortung für die Ausbildung ihrer Kinder hatten, und Schulkreise hergestellt, mit großen Opfern Schulhäuser gebaut (früher wohl meist mit Unterstützungen von Seiten der Regierung), die Schulen ausgestattet und — Lehrer angestellt. Diese Schulverbände sind von ganz privatrechtlicher Natur; sie haben weder mit dem Staate, noch mit der Kirche, noch mit der Gemeinde das Geringste zu thun. Ein Schulvorstand leitet und bestimmt Alles, stellt auch die Lehrer an und entläßt sie. Derartige Schulverbände und Schulvorstände giebt es 38 in der Kolonie. Man soll wohl Respect davor haben, daß viele Eltern keine Mühe und kein Geld scheuen, ihre Kinder unterrichten zu lassen; aber das diesen Einrichtungen gegenüber am stärksten zur Geltung kommende

Gefühl ist doch dasjenige des herzlichen Bedauerns darüber, daß wohl Schulen da sind, es fehlen aber die rechten Lehrer. Wir gehören keineswegs zu den Schwärmern für moderne deutsche Schulregulative, wir hätten nichts dagegen, wenn die ehrwürdige Gestalt des richtigen Schulmeisters vom alten Schrot und Korn im Itajahy-Thale wieder auflebte. Aber wenn wir also auch bereit sind, die Anforderungen auf die niedrigste Stufe herabzuschrauben, so müssen es doch Lehrer sein, die unterrichten, nicht unfähige Menschen, die auf andere Weise kein Brot verdienen können, die früher auch nie eine Ahnung von Schulehalten bekommen haben. Es giebt Schulen in der Kolonie, die ihrem Zwecke voll genügen, es giebt auch einzelne ebenso ehrenhafte wie tüchtige Lehrer, aber nur recht vereinzelte. Ich weiß, daß ich mit diesen freimüthigen Mittheilungen in ein Wespennest greife, aber ich wünsche doch der Kolonie 20—30 seminaristisch geschulte, tüchtige deutsche Lehrer. Was dieselben für eine hohe Aufgabe haben, merkt man erst vollkommen, wenn man in so einer großen deutschen Gemeinschaft lebt, in der sie seit einem Menschenalter gefehlt haben.

3. Die Wohlthätigkeit.

Davon ist wenig zu berichten, weil wenig Veranlassung dazu vorliegt. Armenhäuser giebt es nicht, weil es keine Armen im deutschen Sinne giebt. Ein Krankenhaus befindet sich in einem schönen Garten der Vorstadt. Dasselbe ist ausreichend groß und ganz zweckentsprechend eingerichtet. In der Nähe desselben, dem Arzte, sowie dem Oberwärter des Krankenhauses unterstellt, liegt ein Haus mit Isolirzellen für gemeingefährliche Irrsinnige. Bei einer durch besondere Unglücksfälle zu Tage tretenden wirklichen Noth zeigt sich in der gesammten Bevölkerung die größte Bereitwilligkeit, Hilfe zu leisten. Die falsche Gutmüthigkeit, mit der Faulpelze unterstützt werden, die leider noch immer, von ihren Familien in Deutschland geschickt, den Weg hierher finden, ist zum Glück stark in der Abnahme begriffen. Die Herrchen, die zu Haus nichts thun wollten, dürfen nicht mehr darauf rechnen, hier viele gute Freunde zu finden. Man erkennt sie rasch und sieht sie als ein Unglück für die Kolonie an. Wer dagegen den Beweis liefert, daß er solide ist und vorwärts strebt, wird, auch ohne Mittel zu haben, nie verlassen sein. Die meisten Kolonisten erinnern sich noch genau der Zeit, wo sie selbst nichts weiter oder nicht viel mehr besaßen, als gesunde Hände und Arme und den ernstlichen Willen, etwas zu verdienen.

4. Das Vereinswesen

zu geselligem Verkehr ist begreiflicher Weise stark entwickelt. Man kann nicht, wie in der alten Heimath, hierhin und dorthin reisen,

sondern bleibt immer im Itajahy-Thale, wenn nicht Geschäftsreisen nach Rio oder Desterro oder Itajahy nothwendig sind. Aber das trifft doch meist nur den Kaufmann.

Den Mittelpunkt des Vereinslebens bildet das Schützenhaus am Stadtplatze Blumenau. Der Schützen-Verein feierte am 2. December 1884 schon sein 25jähriges Jubiläum. Das auf Actien gebauete und längst schuldenfreie Haus enthält einen großen Saal mit vorzüglicher Ventilation, eine Bühne und viele Nebenräume. Da kommt jeden Montag die Gesellschaft der Senioren und Honoratioren zum Regeln, zu dem unvermeidlichen Stat und gemüthlichem Plaudern zusammen. Es ist eine sehr schöne Ecke in der Welt, von Dr. Blumenau mit prachtvollen Palmen und vielen anderen interessanten Bäumen geschmückt. Die Namen der Schützenkönige prangen auf Ehrentafeln.

Im Schützenhause finden auch die Theater-Vorstellungen des Vereins „Frohsinn“ statt, eines Liebhaber-Theaters, welches, unter der Leitung des Consul Gärtner und seiner Frau stehend, besonders im kleinen Lustspiele Vorzügliches leistet, auch recht gute, hier gemalte, Coulissen besitzt. Die Theater-Abende pflegen mit einem Balle zu schließen, bei welchem die stark besetzte Rüdiger'sche Capelle die Musik macht. Die Damen erscheinen fast ausnahmslos in weiß. Während die Brasilianer eigentlich nur Quadrillen tanzen oder richtiger gehen, wird hier der deutsche Rundtanz eifrig gepflegt. Unsere Landsleute in Blumenau tanzen überhaupt bei jeder Gelegenheit, die es irgend zuläßt. Ein Tanzstunden-Cursus wird jedes Jahr von der jungen Welt stark benutzt.

Vor dem Schützenhause liegt der Turnplatz, mit allen den in Deutschland beim Turnen üblichen Apparaten. Bei einem kürzlich abgehaltenen Schauturnen fand ich die Leistungen am festen und schwebenden Reck, am Barren, am Pferde, im Diskus-Werfen und mit den Hanteln allen den in der Heimath gewohnten Productionen ebenbürtig, nur dem Exercieren fehlten Schnitt und Schneide, weil die jungen Leute nie ein Vorbild darin gesehen haben.

Mehrere Männer-Gesangvereine erfreuen sich zahlreicher Theilnahme, auch ein Chor für Männer- und Frauenstimmen ist eingerichtet.

Ein deutscher Kriegerverein besteht schon lange unter Führung eines Herrn von Seckendorff.

Die Freimaurer-Loge „Zur Palme“ soll viele Mitglieder zählen.

Der Cultur-Verein, der sich besonders die Hebung der Landwirtschaft zur Aufgabe gestellt hat, wird von dem hervorragend tüchtigen Herrn August Müller geleitet, dem Bruder des bekannten Zoologen Dr. Fritz Müller, der auch in der Nähe des Stadtplatzes wohnt. — Der Cultur-Verein besitzt eine ansehnliche Bibliothek mit wissenschaftlichen Werken und Unterhaltungsbüchern.

Außer der schon genannten Rüdiger'schen Musikcapelle, die recht gute Concerte veranstaltet, giebt es am Stadtplatze noch eine, die

Schneider'sche. Wenn man bedenkt, daß außer den vielen Wenden (Kaufläden) am Stadtplatz, in denen nach der Landesfittte auch Bier geschänkt wird, 8 Hotels und Restaurants daselbst vorhanden sind, wo sich die Bekannten treffen oder Vereinigungen zur Unterhaltung stattfinden, so muß man sagen, daß für diese Seite des Lebens ausreichend gesorgt ist.

In der Kolonie existiren außerdem noch selbstständige Schützenvereine, Sängervereine, Musikvereine u. s. w., die ich nicht näher kennen gelernt habe.

5. Die Presse

ist durch 2 Zeitungen vertreten, von denen die „Blumenauer Zeitung“, von Härtel redigirt, von Baumgarten gedruckt, am Sonnabend erscheint, das Organ der conservativen Partei; während der „Immigrant“, von Scheidemantel redigirt und gedruckt, am Mittwoch ausgegeben wird. Der „Immigrant“ (Eintwandler) hat politisch einen weiteren Horizont, als die Blumenauer Zeitung; ist auch die größere von beiden und bringt regelmäßig eine große Beilage zur Unterhaltung. Der Redakteur verfügt über einen heißen Witz, über einen behaglichen Dinkel-Ton und eine gewandte Feder, Eigenschaften, die das Blatt interessant machen und ihm den Stempel geistiger Ueberlegenheit aufdrücken. Doch habe ich durchaus nicht die Absicht, mit dieser Charakteristik die Blumenauer Zeitung in den Schatten stellen zu wollen, in der ich manchen vortrefflichen Artikel gelesen habe. Beide Blätter sind bei aller Anhänglichkeit an das neue Vaterland gut deutsch; beide tragen dazu bei, Leben zu wecken; ja sind die Hauptvermittler geistiger und politischer Interessen. Es wäre zu beklagen, wenn eine von ihnen unterginge. Daß sie sich zuweilen gegenseitig lothweise fricassiren, bringt das Geschäft so mit sich. — Der jährliche Abonnementspreis für jede der beiden Zeitungen beträgt im Municipium Blumenau 7 Milreis (= etwa 12 Mark), für Deutschland 18 Mark.

Von deutschen Zeitungen und Zeitschriften werden eine große Anzahl gehalten; man findet, um nur einige zu nennen, die Röllnische Zeitung, die National-Zeitung, das Braunschweiger Tageblatt, die Norddeutsche Allgemeine, die Hamburger Nachrichten die Darmstädter, die Braunschweigische Landeszeitung, viele Kreis- und Localblätter aus der alten Heimath, die vier Wochen nach dem Erscheinen regelmäßig in Blumenau eintreffen; besonders viel gelesen sind: das Echo, Ueber Land und Meer, Illustrierte Welt, Familien-Zeitung, Familienblatt, Roman-Bibliothek, Daheim, Gartenlaube, das Buch für Alle, Bazar, Modenwelt; von religiösen Blättern: das Stuttgarter, das Duisburger, das Berliner Sonntagsblatt, das Calwer Missionsblatt und manche andere.

X.

Die Verfassung, die Rechtspflege, die Verwaltung, die Steuern, die Polizei, das Militair, das deutsche Consulat.

1. Wer sich für die Verfassung Brasiliens specieller interessiert, mag andere Bücher lesen, die davon handeln. Wir erwähnen hier nur, daß es die constitutionellste Monarchie der Welt ist, noch mehr als England. Alle Staatsgewalt, auch die des Kaisers, wird als vom Volke übertragen angesehen. Die persönliche Freiheit steht in diesem Lande in höchster Blüthe. Jeder kann seine Gedanken mündlich, schriftlich und durch die Presse veröffentlichen; Niemand kann der Religion wegen verfolgt werden; kein Gewerbe kann verboten werden, wenn es nicht gegen die Sittlichkeit und Sicherheit verstößt; jeder Bürger besitzt in seinem Hause eine unverletzliche Schutzstätte. Ohne seine Einwilligung darf des Nachts Niemand, nicht einmal die Polizei, in sein Haus eindringen, es sei denn, um ihm bei Feners- und Wassersnoth zu helfen; bei Tage ist der Eintritt nur unter Erfüllung bestimmter Formen erlaubt (ein ganz vorzügliches Gesetz!). Wenn es in Brasilien ein festes Beamtenthum gäbe mit deutscher Gewissenhaftigkeit, so könnte man nirgends gesicherter und ruhiger leben. Die Gesetze lassen wenig zu wünschen übrig. *) Man macht sich auch eine falsche Vorstellung vom Charakter der brasilianischen Beamten. Dieselben stehen durchschnittlich viel höher, als z. B. die russischen. Schurken giebt es überall. Die Brasilianer sind viel besser, als ihr Ruf. Man hält sie in Deutschland für abgefesimt; sie sind vielmehr sehr gutmüthig. Es fehlt die stramme Haltung, die fleißige Arbeit, die soldatische Pünktlichkeit, — aber das ist doch auch kein Wunder. Die Beamten haben alle ohne Ausnahme keinen anderen Boden unter den Füßen, als die Macht ihrer Partei.

Die Ausländer genießen in ganz Brasilien den vollen gesetzlichen Schutz des Staates, können ungehindert reisen, Handel und Gewerbe treiben gleich den Einheimischen, Grundeigenthum besitzen,

*) Wie heilsam ist z. B. die Vorschrift, daß der Mann ohne die Zustimmung der Frau keinen Morgen Land verkaufen darf; daß der in deutschen Contracten gebräuchliche Zusatz: „Beide Theile verzichten auf die Einrede der Verletzung über die Hälfte“ hier als „grober Betrug“ bestraft wird, weil der Verkäufer dadurch den Käufer schwer verletzen kann u. s. w.

haben aber selbstverständlich erst Wahlrecht, wenn sie brasilianische Bürger geworden sind, was nach einem Aufenthalte von 2 Jahren geschehen kann.

2. Die wichtigsten Bestimmungen über die Rechtspflege müssen hier genannt werden, weil dieselben viel mehr als die politischen Verhältnisse (von denen sich ja jeder fern halten kann) in das Leben Aller eingreifen.

Das Flußgebiet des Itajahy umfaßt drei Municipien (Kreise), Itajahy — Brusque (gesprochen: Brüste) — Blumenau; sie bilden eine Comark, d. h. sie haben gemeinschaftlich einen Obergerichter, der auch die Geschworenengerichte in den drei Municipien zu leiten hat.

Jedes Municip hat einen Municipalrichter (Amtsrichter) und einen Friedensrichter, juiz de paz (das z wird immer weich gesprochen, wie s) und einen Subdelegado (Polizeirichter). Bei allen Klagen ohne Ausnahme bildet das Friedensgericht, vor dem ein gütlicher Vergleich versucht wird, die erste Instanz. Die protokollarischen Erklärungen vor dem Friedensgerichte sind unanfechtbar und ziehen bei zugestandenen Zahlungs=Verpflichtungen im Weigerungsfalle sofortige Exekution nach sich. Die zweite Instanz ist das Municipalgericht, bei dem auch der öffentliche Notar, tabellião (Tabellion) oder escrivão, fungirt; die dritte Instanz ist der juiz de direito (Direto), Richter des Rechts, in der Comark; die Apellations=Instanz ist das Obergericht (relação = Relafion) in Porto Alegre.

Das Municipalgericht ist zugleich die obervormundschaftliche Behörde für Waisen, Irre und Abwesende.

Dr. juris Ottokar Dörffel, seit 1855 in Joinville, deutscher Consul, einer der nüchternsten und klarsten Beurtheiler südbrazilianischer Verhältnisse, schreibt in seinem Hefte über die Kolonie Dona Franziska, S. 16:

„Das Gerichtsverfahren, sowohl in Prozeß- wie in Vormundschaftssachen, ist äußerst weitläufig und schleppend und dazu höchst kostspielig. Aehnlich, wie im altrömischen Gerichtswesen, herrscht hier die Form über alles; Richter und Schreiber, wie Advokaten, verfahren auf's Aengstlichste nach vorhandenen Formularbüchern, und wegen des kleinsten Formfehlers geht oft das beste Recht in die Brüche. Denn zwischen wesentlichen und unwesentlichen Formfehlern macht man in der Praxis keinen Unterschied, und wenn nur, so zu sagen, ein Tüpfel überm i fehlt, so kann das den Richter veranlassen, den ganzen Prozeß für null und nichtig zu erklären. Es ist das für ihn höchst bequem, weil er so um eine Prüfung des Sachverhältnisses und um eine Entscheidung der Streitfrage, die ihm Arbeit und vielleicht Kopfzerbrechen verursacht hätte, auf die leichteste Weise hinum kommt. Darum geschieht es sehr häufig, daß Prozesse nach langwierigem Verfahren am Ende, irgend

eines Formfehlers halber, für nichtig erkannt werden, zumal in allen Fällen der Kläger (wohl auch der Beklagte) in die Kosten verurtheilt wird, selbst dann, wenn der Formfehler von Seiten des Gerichts verschuldet wurde. Dieser bedenckliche Gerichtsbrauch kann leicht dazu verleiten, daß der Gerichtsschreiber oder Gerichtsdienner absichtlich einen Formfehler einschlüpfen läßt, um damit dem Beklagten herauszuhelfen, der vielleicht ein Freund von ihm ist oder sich ihm dafür erkenntlich erweist. — Ueber grobe richterliche Willkürlichkeiten oder Verstöße gegen Recht und Gesetz haben wir hier noch nicht zu klagen gehabt, aber — wohl Jedem, der mit den Gerichten nichts zu thun bekommt! Denn das durch Rom's frühere Weltherrschaft über ganz Europa verbreitete complicirte und spitzfindige Rechts- und Gerichtswesen herrscht auch in Brasilien noch ziemlich ungeschwächt und dient mehr dem Stande der Juristen und Advokaten, als dem Wohle des Volkes. Jeglicher Streit ist von Uebel, schnellste Entscheidung desselben eine Wohlthat. Glücklich wäre daher ein Gemeinwesen, in welchem das einfache schiedsgerichtliche Verfahren als alleinige gesetzliche Norm zur Geltung käme.“

3. Die Verwaltung liegt in der Hand der Municipal-kammer, welche alle 4 Jahre von den Bürgern aus ihrer Mitte gewählt wird. In Blumenau fungiren 7 Municipalräthe (Bereadores) „Kammerräthe“ genannt; unter den für den Zeitraum vom 1. Januar 1887 bis 31. December 1890 erwählten sind 5 Deutsche, auch der Präsident ist ein Deutscher, Herr Wilhelm Scheeffler. Die Sitzungen werden in dem stattlichen „Kammergebäude“ in Blumenau gehalten, in welchem sich auch das Bureau für die Collectorie (Steuereinnahme) und der Sitzungssaal für das Friedens-, Municipal- und Schwur-Gericht befindet. Zum Geschäftskreise der Kammer gehört besonders auch die Instandhaltung der Wege und Brücken.

4. Staats- Steuern giebt es in Brasilien nicht. Das Reich deckt seine Ausgaben hauptsächlich durch Zölle, womit manche Waaren beim Eingange bis zu 60 und mehr Procent belastet sind. Die einzelnen Provinzen, auch im Verkehr untereinander, erheben Ausfuhrzölle; ebenso die Municipal-Behörden. Für Geschäfte, Wirthschaften, Fabriken, Gewerbe werden Abgaben an den Staat entrichtet, auch wohl an die Municipalkammer, welche für die communalen Interessen das Halten von Fuhrwerken und dergl. besteuern kann. Für Umschreibung von Land erhebt der Staat sogar eine „Siza“ (Sise = Accise) von 6 % des „angegebenen“ Werthes, wozu die Provinz noch 2 % fügt; jedoch ist der Kolonist für den ersten Ankauf frei davon. Derselbe zahlt also keinerlei directe Steuern.

5. Die Polizei. Jedes Municipium hat einen „Delegado“ als Polizei-Chef, dem in den einzelnen Distrikten Sub-Delegados und Viertelsinspectoren unterstellt sind. Ein escrivão (Skrivong,

Actuar) und mehrere Officiale (Polizei-Soldaten) vervollständigen den Apparat, der bei Polizeivergehen und Criminalprocessen in Function tritt. Die wohluniformirten Polizei-Diener bewachen das Gefängniß (cadea), wobei oft merkwürdige Dinge geschehen. So entflohen z. B. 2 Mörder, während die Polizisten bis auf den letzten Mann an einer Hochzeit fröhlichen Antheil nahmen. An eine Verfolgung im Urwalde ist aber nie zu denken. Für gewöhnlich sieht man die Herren Wächter des Gesetzes fleißig spazieren gehen. Sie führen ein recht beschauliches Dasein, weil Diebstähle selten vorkommen (in der Kolonie verschließt man Nachts die Hausthüren nicht), und weil Niemand bei der Polizei Schutz für seine Person sucht, der nicht erforderlich ist; denn man lebt hier ebenso sicher als in Deutschland.

6. Augenblicklich liegt auch etwas Militär in Blumenau. So lange es keinen Krieg giebt, sind die militärischen Verhältnisse Brasiliens recht niedlich. Das Reich, fünfzehnmal größer als Deutschland, soll im Frieden nach dem Gesetze 14 000 Mann Soldaten haben, von denen aber immer 3000 fehlen. Von den 11 000 sind im Jahre 1885 über 7000 bestraft. Die reguläre Armee besteht aus — Freiwilligen. Im Kriegsfall soll sie 36 000 Mann zählen.

7. In Blumenau hat auch ein kaiserlich deutscher Consul seinen Sitz, in Itajahy ein Consular-Agent. Diese amtliche Vertretung des Deutschen Reiches inmitten der Kolonie ist viel werth; giebt dem Eingewanderten auch das Gefühl, daß er einen Schutz hat. Doch ist das eben nur ein Gefühl. Man muß es der brasilianischen Regierung zum Ruhme nachsagen, und es ist ein gutes Zeichen für die allgemeinen bürgerlichen Verhältnisse des Landes, daß der Einwanderer unter dem vollen Schutze der Gesetze steht und dem Bürger des Reiches gleich behandelt wird. In Folge davon denkt kaum Jemand daran, sich die deutsche Staatsangehörigkeit zu bewahren, was mit Schwierigkeiten und Kosten verbunden ist. Die sogenannte Matrifel muß jährlich für 6 Mark beim Consul erneuert werden; die Bescheinigung kostet ebensoviel. Wer wird jährlich diese 12 Mark daran wenden! Kein anderer europäischer Staat legt seinen Angehörigen solche Belastung auf. Der Consul fungirt bei Verträgen in der Vollmacht eines deutschen Notars; ebenso bei Regulirung von Erbschaften. Er hat aber keinen Einfluß auf gerichtliche Angelegenheiten. Die im Jahre 1882 zwischen Brasilien und dem Deutschen Reiche abgeschlossene Consular-Convention räumt dem Berufs-Consul auch die Befugniß ein, als Standesbeamter Ehen zwischen deutschen Staatsangehörigen abzuschließen.

XI.

Die Landwirtschaft.

Das Itajahy-Thal ist in erster Linie auf den Ackerbau angewiesen. Sein Boden ist mit Ausnahme kleiner Districte außerordentlich fruchtbar. Auch fehlen alle natürlichen Weiden, die Veranlassung geben könnten, die Viehzucht dem Ackerbau vorzuziehen. Auf letzterem beruht der Wohlstand der Kolonisten, wodurch keineswegs in Abrede gestellt werden soll, daß industrielle Unternehmungen und so viel Viehhaltung dazu kommen müssen, als ohne Ueberproduction irgend möglich ist. Denn die einseitige Plantagen-Cultur, wie sie in den ersten 20 Jahren nothwendig geübt werden mußte, ist auf die Dauer undurchführbar.

Es kann selbstverständlich nicht meine Absicht sein, in diesem Capitel den Lehrmeister der Kolonisten spielen zu wollen. Ich bin ein Jahr lang und darüber ihr lernbegieriger Schüler gewesen, wie mir Alle bezeugen werden, mit denen ich in Berührung gekommen bin. Ich danke den erfahrenen Männern für die Geduld, die sie ohne Ausnahme mir Neuling entgegengebracht haben, der besonders in den ersten Monaten wohl manche sonderbare Frage an sie gerichtet haben mag. Ich habe mich aber in der ganzen Zeit wirklich ernstlich bemüht, mich über die wichtigsten Angelegenheiten der Landwirtschaft in der Kolonie zu orientiren und biete hier in knappen Linien das Resultat, wobei mein Absehen eigentlich nur ist, den Lesern in Deutschland klar zu machen, was im Itajahy-Thale gebaut und wie etwa die Cultur gehandhabt wird.

Daß über jede einzelne Abtheilung dieses Capitels bei den Sachverständigen die Meinungen etwas auseinandergehen, weiß ich ganz genau; denn ich habe wohl selten zwei Kolonisten gefunden, die derselben Ansicht in allen Stücken waren.

Für Zurechtstellungen bin ich sehr zugänglich. Sollte dies Heft eine zweite Auflage erleben, so würden dieselben gewissenhaft benutzt werden.

a) Die Roça (sprich Roffe).

Mit diesem Ausdruck bezeichnet man die Urbarmachung des Urwaldes; und da es hier gar kein Sampland (waldfreies Weideland) giebt, sondern nur Urwald, so ist das „Roçaschlagen“ die erste Arbeit bei der Erwerbung einer noch unbebauten Kolonie und die sich jährlich wiederholende, bis die Besizung waldfrei ist. Das Roçaschlagen kann immer geschehen, wird aber am vortheilhaftesten mit

dem Beginn des Frühjahrs vorgenommen, also in den Monaten September und Oktober, weil dann das gefällte Holz am raschesten trocknet und zugleich der Platz zu einer günstigen Pflanzzeit freigelegt wird.

Zuerst wird mit einem eigenthümlichen Instrumente, einer Hauthippe mit langem Stiele — Foica (sprich Foise) d. h. Fuchs genannt — alles Unterholz „rossirt“ (niedergehauen). Dabei fallen das Röhrlicht, die Bambuse, die Baumfarren, die verschiedenen zarteren Palmenarten, die von den Bäumen herabhängenden Lianen. Der Boden ist dann hochbedeckt, aber die Bäume selbst kommen dadurch frei. Die Luft erhält zum ersten Male freien Zutritt in den Wald und trocknet das abgebuschte marklose Unterholz rasch an. Sind so einige Morgen durchsichtiger geworden, daß man sich darin rühren kann, so geht es an das Niederlegen der Stämme selbst, wobei man sich nie der Säge, sondern nur der Art bedient; eine schwere Arbeit, bei der es nicht an Vorsicht fehlen darf. Denn die Kronen der Bäume, die dicht zu stehen und wahre Waldriesen zu sein pflegen, sind häufig mit den stärksten Schlingpflanzen unter einander verbunden, wodurch der Stamm anders fallen kann, als beabsichtigt war oder Zweige mit abgerissen werden. Doch sind in meinen Belha-Grundstücken für Anpflanzungen und Wege weit über 100 Morgen vor meinen Augen niedergelegt, ohne daß das geringste Unglück vorkam. Die solche Arbeit gewohnten Kolonisten besitzen eine erstaunliche Geschicklichkeit sowohl im Hauen, als im Dirigiren der Bäume und wissen immer genau, wohin sie zu treten haben, wenn die mächtigen Kolosse knacken und sich gleich darauf mit donnerndem Getöse niederlegen. Der Anhieb geschieht etwa 3 Fuß über der Erde, so daß die Stufen stehen bleiben. Liegt der Baum, so werden die Aeste, die beim Fallen nicht zerschmettert sind, ab- und zusammengehauen, wodurch die zweite Arbeit, das Brennen, wesentlich erleichtert wird. Eine gut geschlagene Roça zeigt keine sperrigen Aeste, sondern liegt ganz dicht. Es hat mir anfänglich immer leid gethan, die vielen schönen Palmiten mit den hohen, schlanken Stämmen, die dünnen, ebenso harten wie elastischen Cerejas und viele andere Holzarten dem Verderben preisgegeben zu sehen oder die stolzen Figueiren mit den riesigen Strebepfeilern, unter deren breitem Dache ganze Häuser Platz fänden; bald aber kam ich mir im Gegentheil wie ein Pionier der Cultur vor, wenn ich in diesen grausen Urwald mit seiner erdrückenden Massigkeit Luft und Sonne einführte.

Nachdem der Waldhau, je nach der Witterung, 2—4 Wochen gelegen hat, oft auch länger, wird er an einem sonnigen Tage auf der Windseite an mehreren Stellen am Rande angezündet, am besten zwischen 11 und 12 Uhr Mittags, weil dann der Thau abgetrocknet ist. Thurmhoch pflegt dann die Lohe aufzuschlagen,

namentlich wenn das Feuer einen Hügel hinaufläuft und vom Winde gefaßt wird. In einer viertel oder halben Stunde habe ich Hogen von 20—30 Morgen total ausbrennen sehen, so daß nichts übrig blieb, als die dicken Stämme der Nuzhölzer für Bau und Bretter. Ein ödes Bild. Glühende Asche bedeckt die Fläche und tödtet auch die Wurzeln der unzähligen Pflanzen, die seit Jahrtausenden den Boden versilzen.

Andern Tags schon kann das „Räumen“ beginnen, die schmutzige Arbeit, durch welche die liegengebliebenen Reste von Zweigen und Nesten zusammengeworfen und verbrannt werden. Die Stufen überläßt man dem Proceß des Verfaulens, der in einigen Jahren vollendet ist, so daß dann der Pflug das nicht zu steile Land durchziehen kann. Die harten Stämme zieht man mit Ochsen heraus, wenn man Verwendung dafür hat, was bei manchen Sorten erst nach Jahren zu geschehen braucht. Zunächst ist also nur die Cultur mit der Hacke möglich.

Das Hoga schlagen, brennen und räumen geschieht vielfach in Accord. Der Morgen kostet je nach dem Waldbestande 20—25 Mk.

Nun ist aber auch alle Vorarbeit geschehen und das Land, wie es im Stajahy-Thal ist, giebt durchschnittlich 20 Jahre ohne die geringste Zuhilfe Erndte um Erndte und zwar so, daß unmittelbar nach der Aberndtung der einen Frucht die andere wieder gepflanzt wird, im Jahre also manche Früchte zweimal geerntet werden; oder so, daß gleich mehrere Fruchtarten zusammen gepflanzt werden, von denen die eine rascher, die andere langsamer reift. Wir kennen Kolonien, auf denen seit 25 und mehr Jahren ohne jede Unterbrechung und ohne irgend welche Pflege des Bodens immer wieder gepflanzt und immer wieder gut geerntet ist, wollen aber dies Raubsystem damit durchaus nicht empfehlen. Es ist ein Erbtheil, das von den bequemen Brasilianern auf unsere Landsleute übergegangen ist. Aber die akademischen Reden, die man über dies „Raubsystem“ häufig zu lesen bekommt, vergessen, daß der Landbauer in Süd-Brasilien bei dieser Wirthschaft bis jetzt groß und wohlhabend geworden ist. Wenn die Preise des Bodens steigen, wenn die 100-Morgen-Kolonien in kleinere Theile für die Kinder zerlegt werden müssen, stellt sich eine intensivere Ackerwirthschaft ganz von selbst ein.

Nach 10, 20 oder 30 Jahren ist die Hoga „abgebaut“, d. h. sie giebt keinen lohnenden Ertrag mehr, je nach der Fruchtbarkeit des Bodens. Dann läßt man sie liegen und in erstaunlich kurzer Zeit erzeugt sich auf ihr ein neuer Waldwuchs, die sogenannte Capoeira (Kapo-ere), bestehend aus Buschwerk, Schlingpflanzen und Bäumen, die in wenigen Jahren eine solche Höhe erreichen, daß man sie wieder hauen und verbrennen kann. Doch giebt dann der Boden nur noch einige Jahre gute Erndten her.

In die frisch gebrannten Koffen pflegt zuerst Mais gepflanzt zu werden. — Das führt uns auf

b) die landwirthschaftlichen Producte.

1. Der Mais.

Nach alten Berichten ist der Mais — in der Landessprache „Milho“ (gesprochen „Miljo“) genannt — schon vor der Entdeckung Amerikas von den Ureinwohnern kultivirt. Derselbe bildet heute noch eine der wichtigsten Nährpflanzen Brasiliens. Es werden hauptsächlich zwei Sorten, eine weiße und eine gelbe, davon angebaut. In neugebrannten Koffen wird deswegen am liebsten Mais gepflanzt, weil er da am besten gedeiht, durch dichte Beschattung des Bodens das Unkraut unterdrückt, eine rasche Erndte und einen sichern Absatz gewährt und so die Kosten der Waldhauung in kurzer Zeit, nicht selten durch eine Erndte, deckt. Auch ist in solchem Lande keine Behackung oder Behäufelung nothwendig, und es genügt in den meisten Fällen eine Reinigung des Bodens vom Unkraut mit der etwa 8 Zoll breiten Hacke. Die Pflanzzeit ist von August bis Ende October. Ich habe sogar im Anfang December noch eine große Maisplantage angelegt und guten Erfolg erzielt; doch bildet das eine Ausnahme, weil es im December gewöhnlich zu warm ist. Schon am dritten oder vierten Tage nach der Pflanzung treten die Keime zolllang zu Tage. Die Erndte beginnt nach Weihnachten und dauert, je nach der Pflanzzeit, bis Ende Februar. Am besten ist es, wenn die Kolben geknickt werden, sobald die Körner ausgereift sind. Dann können die Kolben ruhig hängen bleiben, bis es den Kolonisten paßt, sie abzunehmen. Der Regen übt auch keinen schädlichen Einfluß und die Papageien, die schlimmsten Feinde dieser Frucht, können nicht vielen Schaden daran thun. — Durchschnittlich darf man auf einen Ertrag von 1:180 rechnen, wie ich mich durch häufige Zählungen überzeugt habe. Das bringt auf 1 Quart (= 9 Liter) Ausfaat 22 Sack Erndte. — Die Kolben werden in der Blätterhülse auf den Böden der Häuser und Schuppen aufbewahrt und vor dem Gebrauche enthülst. Die Entföhrung geschieht meist noch durch die Hand, bei stärkerer Kultur aber durch vorzüglich konstruirte, aus Nord-Amerika eingeführte, Maschinen. — Der Mais ist ein ausgezeichnetes Kraftfutter, besonders für Pferde, die hier keinen Hafer bekommen, weil dieser wohl als Grünfutter (mit sechsmaligem Schnitt im Jahre), aber nicht als Kornfutter gebaut wird. Am meisten wird der Mais zur Mästung der Schweine gebraucht, wenn der Preis nicht so hoch steigt, daß der Verkauf vortheilhafter ist. — Das Mehl dient zur Herstellung des in jedem Hause gebräuchlichen, selbst gebackenen Brotes; das feine Stanb-

mehl ist unter dem Namen „Maizena“ bekannt als Material für feine Backwaaren. Die italienischen Kolonisten stellen sich auch die „Polenta“ davon her, indem sie Maismehl mit Wasser anrühren und etwas — Ricinusöl dazuthun, ein Gericht, das täglich wenigstens zweimal auf ihren Tisch kommt.

Der Mais enthält nach den Mittheilungen meines Bruders, welcher der landwirthschaftlichen Versuchsstation für Rheinland in Bonn vorsteht:

In den Blättern und Stengeln:

Eiweiß	1—1½ %
Holzfasern	5
stickstofffreie Stoffe	8—9
mineralische Stoffe	1—2 „
Wasser	82—83 „

In den Körnern:

Eiweiß	10 %
Fett	6—7
Holzfasern	5 „
Stärkemehl	60—65 „
mineralische Stoffe	1—1½ „
Wasser	14

Der Sack = 2 Alqueiras = 8 Quart = 72,728 Liter wechselt stark im Preise, zwischen 4 und 8 Mark.

Die Ausfuhr des Municipiums Blumenau flußabwärts betrug an Mais im Jahre 1883: 3943 Sack, 1884: 3332 Sack, 1885: 950 Sack, 1886: 1208 Sack.

Der „Immigrant“ bemerkt dazu in seiner zweiten Januarsummer 1887 sehr richtig: „Der Export des Mais hat stetig abgenommen. Zu Anfang der achtziger Jahre war er ein sehr bedeutender. Der Anbau des Mais ist hier ein geradezu riesiger und unwillkürlich fragt man sich, wo alljährlich diese ungeheuern Massen bleiben, die anscheinend kaum zu verbrauchen sind, wenn sie nicht ausgeführt werden. Die Antwort ist einfach. Es ist die Brotrucht der Kolonie und für unsern Viehstand das Kraft- und Mastfutter, ohne welches sie nicht bestehen könnte.“

Ohne Maisfutter keine ausdauernden Arbeitsthiere, kein Mastvieh, überhaupt kein schöner Viehstand. Der nicht als Brotrucht verbrauchte Ueberschuß wird umgeseht in Butter, Schmalz und Fleischwaaren und bringt in dieser Gestalt dem Kolonisten mindestens das Doppelte, als wenn er die Körnerfrucht verkaufte, deren Transport außerdem noch unverhältnißmäßig kostspielig ist.“

2. Die schwarze Bohne,

brasilianisch Feijão (gesprochen Fêschong) preto, aus Afrika eingeführt, eine Phaseolusart, das Nationalgericht der Brasilianer, das sogar auf dem Tische des Kaisers an keinem Tage im Jahre fehlen soll. Wie der Mais, so wird auch die schwarze Bohne in allen Provinzen des Reiches gezogen; am massenhaftesten aber auf den deutschen Kolonien Süd-Brahiliens; nicht zum Vortheil des Bodens, wenigstens dann nicht, wenn diese Frucht zu oft hinter einander auf derselben Stelle gepflanzt wird. Denn die Bohne erschöpft den Boden sehr schnell. Die schwarze Bohne liefert zwei Erndten im Jahre. Die Pflanzung ist ungemein einfach. Der Boden bleibt fest liegen. Man macht mit der Hacke 4—5 Zoll tiefe Löcher, etwa 2 Fuß aus einander, wirft 4—6 Bohnen hinein und deckt die Löcher mit der ausgeworfenen Erde zu. Schon am vierten Tage gehen die Bohnen auf, blühen und reifen in kurzer Zeit, nachdem das Feld gewöhnlich zweimal vom Unkraute gesäubert ist; sie werden dann mit der Wurzel ausgezogen, wenn man vor Regen sicher zu sein glaubt, auf Baumstämme u. dergl. in der Kasse zum Nachtrocknen gelegt und in der heißesten Mittagszeit auf große Laten ausgebreitet und ausgeklopft. Die zum Aufbewahren bestimmten werden, mit dem Staube oder mit Asche vermischt, in Fässer geschüttet, um sie dadurch vor den Würmern („Büschchen“) zu schützen; die zum Verkauf bestimmten gesiebt und gesackt. Die Erträge pflegen außerordentlich hoch zu sein (durchschnittlich 90- bis 100-fältig), und die Preise steigen oft, besonders bei Mißerndten in den nördlichen Provinzen des Kaiserreichs, bis auf 12, 15 und mehr Mark für den Sack. Doch ist nur dann mit Sicherheit auf flotten Absatz zu rechnen, wenn in den nördlichen Provinzen Mangel an Regen geherrscht hat.

Eine sichere Einnahmequelle von Bedeutung stellt also die schwarze Bohne für den Kolonisten nicht dar. Sie wird übrigens auch vielfach in Mais-, Kartoffel-, und Mandioca-Feldern mit diesen Früchten zusammen cultivirt und in jungen Kaffeepflanzungen zur Deckung des Bodens benutzt.

Wir verstehen die Schwärmerei der Brasilianer für dies Lieblingsgericht vollkommen, das, mit Dörrfleisch, Speck oder Wurst zusammengekocht, mit Suppenkräutern oder Mandiocamehl (farinha) gemischt, eine ebenso wohlschmeckende als nahrhafte Speise ist, die man täglich wieder genießen kann, auch wenn man in Deutschland Bohnen, Linsen und Erbsen nicht gern gegessen hat.

Die schwarze Bohne enthält etwa 25 % Eiweißstoff, also mehr als Fleisch.

Die Ausfuhr aus der Kolonie Blumenau betrug im Jahre 1883: 1116 Sack, 1884: 1678 Sack, 1885: 1360 Sack, 1886: 740 Sack.

3. Der *Uipim* und die *Mandioca*,

auch *Cassave*trauch genannt, gehört zur Familie der *Euphorbiaceen*.

Diese Nahrungspflanze von höchster Wichtigkeit wird ebenfalls im ganzen Kaiserreiche gezogen und war den Indianern schon vor der Entdeckung des Landes bekannt. Ein merkwürdiges Gewächs, in der Form dem Haselnußstrauche nicht unähnlich, breit, 8—10 Fuß hoch, mit dicken, oft 20 und mehr Pfund schweren, wohlschmeckenden und nahrhaften Wurzeln.

Man unterscheidet zwei Arten, den *Uipim* (gesprochen *Uiping*), botanisch *Manihot Aipi* Pohl und die *Mandioca*, botanisch *Manihot utilissima*. Beide Arten lieben einen trocknen Boden, womöglich an einem sonnigen Abhange und werden durch Stecklinge von dem holzartigen Buschwerke, soweit dasselbe hart geworden ist, fortgepflanzt. Man haut mit dem *Jacão* (Waldmesser) Enden von einigen Zoll Länge ab, steckt sie schräg in den Boden und hält das Feld vom Unkraut rein, bis es sich im Schatten der Pflanzen selbst davor schützt. Die Wurzeln brechen am Ende des Stecklings zwischen Bast und Splint hervor und sind beim *Uipim* nach einem Jahre, bei der *Mandioca* erst nach zwei Jahren reif. Der *Uipim* kann dann noch ein Jahr lang stehen und wird während der Zeit je nach Bedarf immer frisch, weil die Wurzel eine Aufbewahrung außer der Erde nicht verträgt, aus der Pflanzung geholt, indem der Busch ausgerissen wird. Der *Uipim* wird roh als ein vorzügliches Futter den Kühen gegeben und vertritt, gekocht, in den meisten Haushaltungen die Stelle unserer Kartoffel, wird auch dieser weit vorgezogen.

So werthvoll der *Uipim* ist, so ist doch die *Mandioca*=Wurzel ungleich viel wichtiger. Sie ist im März oder April reif. Dann wird der Stamm ausgerissen, die Wurzeln werden abgebrochen und mit der Hand leicht von der anhängenden Erde gereinigt, in die *Farinha*= (*Farinje*=) Mühle gefahren, mit Messern von der dunkelgrauen Rinde befreit, gewaschen, in einem hölzernen Trichter einem Reibrade zugeführt oder mit der Hand an dasselbe gehalten und so in Brei verwandelt. Die *Mandioca* enthält aber (im Gegensatz zum *Uipim*, der keinen giftigen Stoff in sich trägt) unter der Oberhaut einen stark Blausäure führenden Milchsaft. Um das Wasser und die Blausäure zu entfernen, wird der Brei in Körben von Rohrgeflecht unter einem möglichst kräftigen Druckwerke ausgepreßt, sodas er sägespähnartig erscheint. Der abfließende Saft ist so giftig, das alle Thiere, die davon saufen, auf der Stelle sterben. Doch fließt zugleich mit dem Saft das feinste Stärkemehl ab, das in vielen *Farinha*-Mühlen durch Seihvorrichtungen aufgefangen, mehrere Male gewaschen wird und so das geschätzte *Tapioca* liefert. Die ziemlich trocken gepreßte *Mandioca*-Masse wird gesiebt

und in einer großen kupfernen Pfanne unter beständigem Umrühren geröstet, um den letzten Rest der Blausäure zu entfernen. Wenn die Körner knacken, indem man darauf beißt, ist die Farinha fertig und stellt ein gelbliches Mehl dar.

Das ist die berühmte farinha de mandioca der Brasilianer, an welche sich auch die Eingewanderten leicht gewöhnen. Mit heißem Wasser angemengt, giebt sie den Pirão (Pirong), der statt des Brotes beim Brasilianer in der 4. Bitte des heiligen Vater-Unser's stehen könnte und Mittags und Abends nicht fehlen darf.

Während die Farinha sich schwerlich jemals auf dem europäischen Markte einbürgern wird, ist es nicht recht zu verstehen, weshalb die Tapioca, in Deutschland wenigstens, noch so unbekannt ist. Die auf der Pfanne durch Wärme zur Granulation gebrachte Tapioca kommt zwar als „amerikanischer Sago“ in den Handel; das außerordentlich schöne Mehl selbst wird aber nur wenig gebraucht.

Man stellt jetzt auch in Rio Grande aus der Mandioca-Wurzel Spirit her, der sehr gelobt wird. Diese Fabrication scheint aber noch in den ersten Anfangsstadien zu stehen. Die Indianer destilliren seit Jahrhunderten aus zerkaute (!) und mit Wasser übergossenem Mandiocafuchen unter Zusatz mir unbekannter Ingredienzen den Cariri (Kaschiri), einen vorzüglichen Schnaps.

Ich halte nur wenige Producte Süd-Brasiliens für geeignet, transatlantische Export-Artikel abzugeben, aber ich glaube, daß in der Beziehung die Herstellung der Tapioca eine große Zukunft hat.

Das Urtheil Justus von Liebig's lautet: „daß ein mit Mandioca beplanzter Acker sechsmal mehr Nahrungstoff liefert, als ein gleich großes Roggenfeld“. — 20,000 Pfund Farinha werden sicher von einem Morgen Mandioca producirt.

Mandioca (frische Wurzel) enthält:

Stärke-mehl	23—26 %
Zucker und Gummi	3—6 "
Eiweiß	1—1½ "
Wasser	63—67 "

Giftiger Bestandtheil: Blausäure.

Die Ausfuhr aus der Kolonie Blumenau betrug im Jahre 1883: 1500 Sack, 1884: 800 Sack, 1885: 1300 Sack, 1886: 1050 Sack.

4. Andere Knollengewächse.

a) Die Kartoffel. Gedeiht dieselbe im Stajahy-Thale auch nicht so gut, wie in den besten Kartoffelgegenden Deutschlands, so bekommt man doch von der Warnow, vom Sandwege und aus der sog. Polakei eine recht gute Kartoffel in der Kolonie, namentlich

ist eine hellblaue Sorte schmackhaft. Die Cultur geschieht selbstverständlich genau so wie in der alten Heimath. Der einzige Unterschied besteht darin, daß man die Kartoffel regelmäßig zweimal im Jahre pflanzt und erndtet.

b) Die Yamswurzel wird als Schweinefutter an allen Bächen gezogen; ähnlich derselben ist die Taja, deren Blätter einen guten Spinat liefern, deren Knollen der Kartoffel ähnlich sind. Die dicken Knollen der Pará werden vielfach angewandt, um das Maizbrot weniger trocken herzustellen. Die Luft-Karás, welche unter der Erde und zugleich an langen Ranken Kartoffel Früchte tragen, sind mehr eine Curiosität, als eine Nutzpflanze; ebenso die Riesen-Karás, die man bis zu 80 Pfund (die einzelne Knolle) treiben kann. Dagegen wird die Batate oder „süße Kartoffel“ viel gepflanzt, weil ihre Blätter ein ausgezeichnetes Futter und ihre Knollen bei Vielen ein beliebtes Essen sind. Nicht weniger der Mangorito mit gelblichen, mohrrübenähnlichen Kartoffeln. — Der deutsche Leser erfieht aus dieser flüchtigen Aufzählung von Gewächsen, die bei jedem Hause gedeihen, was für eine reiche Mannigfaltigkeit von Kartoffel-Gerichten unsern Landsleuten im Stajahn-Thale zur Verfügung stehen.

c) Die Pfeilwurzel, welche das bekannte Ararutmehl (Arrowroot) oder Salep liefert, wird nur von einzelnen Kolonisten gezogen und verarbeitet. Doch kann ich darüber aus eigener Anschauung und Nachforschung nichts berichten.

5. Der Kaffee.

Die bisher vorgeführten landwirthschaftlichen Produkte sind im Stajahn-Thale heimisch oder doch nach Klima und Bodenbeschaffenheit hier im vollsten Sinne culturfähig.

Der Kaffeebaum tritt wie ein Fremdling aus wärmeren Zonen dazwischen, dessen Existenz-Berechtigung in diesem Thale zunächst in Frage gestellt werden kann.

Die Erfahrung muß allein entscheiden, und die sagt: die Provinz Santa Catharina wird niemals eine Kaffee-Provinz in dem Sinne werden, wie São Paulo; aber für den Bedarf an Ort und Stelle und für eine, wenn auch nicht hohe, Produktion über den Bedarf ist sie in mancher Gegend durchaus geeignet; zu diesen Gegenden, in denen Kaffee mit Vortheil gezogen werden kann, gehört aber das Stajahn-Thal in erster Reihe.

Wenn nun Semmler in seinem klassischen Werke: „Die tropische Agricultur“ (wir können stolz darauf sein, daß der Verfasser ein Deutscher ist) bei dem Capitel Kaffee (im I. Bande, S. 218—352) sagt: „Der in kälteren Gegenden noch gedeihende

Kaffee giebt bessere Qualität; der Kaffee kann mehr Kälte vertragen, als der Bambus und ungefähr so viel als der Orangen-Baum“ — und wenn einer der besten Kenner der Landwirthschaft in der Kolonie Blumenau, August Müller, der Vorsitzende des hiesigen Cultur-Vereins, in einem auch im Druck erschienenen, auf lang-jähriger Erfahrung beruhenden Vortrage über diesen Gegenstand sagt: „Die Kolonie Blumenau bietet alle erforderlichen Bedingungen zum Kaffeebau und liefert einen Kaffee von vorzüglicher Qualität“ — dann sollten doch die Kolonisten wenigstens einen Versuch damit machen, ein Jeder nach seinen Kräften. Der Kaffee ist bei richtiger Behandlung ein stets abzunehmender Artikel und bringt Denen, die ihn hier ziehen, hübsches Geld ein. Und wenn wirklich einmal Kälte oder Wind eine Erndte schädigen — hat der Landmann nicht bei allen Culturen und überall mit möglichen Schädigungen zu rechnen? Wie prachtvoll ist der Kaffeeberg oben auf der Höhe von Hermann Rüdiger! Und wenn er wirklich nach zehn Jahren sich ausgetragen haben sollte, wie die Zweifler mir immer wiederholen, so hat er doch die denkbar höchste Rente eingebracht. Wie voll hängen die Bäume bei Thomsen neben Claasen! Herbst hinter der ersten Fährre hat mächtige Kaffeebäume, die jetzt 23 Jahre lang gut tragen, und Chr. Spernau ist durch seine Kaffeepflanzungen auch nicht ärmer geworden, obgleich der Hauptberg nicht sehr geschützt liegt. Was für ein gewaltiger Baum steht bei der sog. Leuchtenburg und wie vortrefflichen Kaffee liefert Mary! Ich könnte noch viele Namen als Gewährsleute dafür aufzählen, besonders am Belxior (Belschor), daß der Kaffeebau „Rechnung macht“, wie man in Blumenau so gern sagt. Freilich gehört etwas Sorgfalt beim Pflanzen, beim Schützen gegen den Wind, beim Beschneiden, beim Behacken und ordentliche Pflege durch Düngung dazu, um günstige Resultate zu erzielen. Es ist wirklich nicht genug, daß man einen so edlen Baum an eine beliebige Stelle hinsteckt, sich nicht darum bemüht und doch jedes Jahr so und so viel Pfund Bohnen abpflücken möchte. Man findet ja jetzt fast bei jedem Hause ein paar Kaffeebäume, aber dadurch ist der Bedarf noch so wenig gedeckt, daß jährlich etwa für 20—30,000 Mark Kaffee eingeführt werden muß, nach meiner Ansicht ein baarer Verlust der Kolonie. Wenn jede Familie nur 100 Bäume zöge, so würden vielleicht, statt der Ausgabe, eben so viele Mark Verdienst gemacht.

Weil ich in diesem Hefte nicht nur Beschreibungen, sondern auch Anregungen geben und durch dieselben Nutzen stiften möchte, muß ich mich über den Kaffeebau etwas weitschichtiger auslassen. — Zuerst einige allgemeine und statistische Bemerkungen. Man unterscheidet in der Pflanzenkunde 22 Arten *Coffea*, von denen aber nur 2 der Cultur für werth befunden sind: die *coffea arabica* und die *coffea liberica*. Als eigentliches Heimathland

des Kaffeebaumes, oder richtiger Stranches, gilt nicht Arabien, sondern Aethiopien. In Brasilien ist der arabische Kaffeebaum schon im Jahre 1722 eingeführt; aber erst seit 1830 erscheint brasilianischer Kaffee auf dem europäischen und nordamerikanischen Markte. Jetzt werden jährlich mindestens 650 Millionen Pfund Kaffee aus Brasilien exportirt (1881: 374,143,080 Kilogramm) und fast die Hälfte der Gesamtproduction der ganzen Erde entfällt auf Brasilien, welches im Kaffeebau seine allerwichtigste Erwerbsquelle für die Grundbesitzer und für den Staat besitzt. Die „Kaffeearone“, von denen mancher Millionen von Bäumen sein eigen nennt, haben zum Theil ungeheuer viel Geld verdient, und der Staat nimmt einen Ausfuhrzoll in der Höhe von 13% vom Durchschnittspreise der der Verzollung vorhergehenden Woche. Wie bedeutend der Bezug von brasilianischem Kaffee in Deutschland ist, geht aus folgender Aufstellung vom Jahre 1881 hervor (spätere statistische Mittheilungen sind mir nicht zur Hand): In dem Jahre belief sich der Gesamtwert des im Freihafengebiete Hamburg importirten Kaffees auf 89,977,160 Mark und davon kamen 60,801,000 Mark auf die aus Brasilien importirten 109,190,200 Pfund. Rio de Janeiro und Santos sind die beiden wichtigsten Ausfuhrhäfen; der letztere Ort ist im besten Zuge, ersteren an Bedeutung als Kaffeehafen zu erreichen. Rio führt jährlich für mehr als 200 Millionen Mark Kaffee aus.

Der Brasilkaffee geht meist unter falschem Namen. Die feineren Sorten werden gewöhnlich unter holländischen Marken feilgeboten, was sehr zu beklagen ist. Auch finden in den großen Kaffeelagereien, z. B. in Hamburg, so starke Mischungen statt, daß man in Deutschland kaum eine reine bessere Sorte beziehen kann; sogar Färbungen werden vorgenommen; besonders um den „Golden Rio“ zu erzielen, der um eines eigenthümlichen Beigeschmackes willen nicht mit andern Bohnen vermischt werden kann. Der sog. „Echte Mokka“, soweit er in Deutschland in Handel kommt, hat Arabien nicht gesehen, sondern wird dadurch gewonnen, daß in Brasilien die kleinen, in den Kronenspitzen wachsenden Bohnen ausgesucht werden.

Was nun die Cultur betrifft, so kann der Boden verschieden beschaffen, muß aber nachhaltig fruchtbar sein. Im Stajahy-Thale zieht man den rothen und gelbrothen Lehm Boden (terra roxa) jedem andern vor. Diese Bodenart fällt an vielen Stellen in's Auge, am meisten wohl in den Landstrichen am Salto. Der fette Lehm Boden (massapé) mag ebenso gut zu verwenden sein; auch leichtere Arten (terras brancas), wenn sie nur genug Humus haben. Ein leicht mit Steingeröll gemischter, humusreicher Grund ist besonders geeignet, wenn er tiefgründig genug ist. Der Kaffeebaum ist also nicht wählerisch; nur thoniger und ganz kalkarmer Boden taugt nichts.

Die Lage gegen Morgen ist die beste. Flache Hügel sind den steileren schon deswegen vorzuziehen, weil die letzteren durch starke Regengüsse die meist doch nur dünn aufliegende Fruchterde zu leicht verlieren. Sonnige, trockene, flache Hügel bieten die beste Lage und liefern ein vorzügliches Produkt, doch altern hier die Bäume rascher als in der Ebene. Schutz vor dem Westwinde (terral) erscheint geboten, obgleich ich einige Kaffeepflanzungen in gutem Bestande kenne, die demselben ausgesetzt sind. Dieselben bilden aber jedenfalls nur Ausnahmen und bleiben immer gefährdet, selbst wenn sich die Bäume durch Zucht und Wuchs in solchen exponirten Lagen abgehärtet haben. Man lasse womöglich gegen die kalten Süd- und Westwinde etwas Wald stehen oder ziehe dichte, hohe Hecken von Limonen oder Laranje cravo.

Die Pflänzlinge werden am besten aus Saatbeeten genommen. Ich habe etwa 800 zwei- und dreijährige Bäumchen gepflanzt, nachdem ich dieselben, die zum Theil schon Früchte trugen, bis auf $1\frac{1}{2}$ Fuß abgeschnitten hatte. Sie sind gut angewachsen, weil nach der Pflanzzeit gerade ziemlich viel Regen folgte. Ich habe mich aber an vielen Stellen davon überzeugt, daß es richtiger ist, frisch geerntete Kaffeebohnen von kräftigen Bäumen zu nehmen, von August bis October auszusäen, nachdem die Saatbeete gut zubereitet und in Furchen von $1\frac{1}{2}$ Fuß Abstand zerlegt waren. Die Bohnen sind $\frac{1}{2}$ Fuß von einander zu legen, flach mit modernem Laube zuzudecken und bis zum Aufgehen feucht zu halten. Man lasse ruhig einen Theil der Grandiuba (ein strauchartiges Unkraut) stehen, damit die Sonne den Boden nicht zu sehr ausdörret, lasse die Pflanzen vielleicht 12—15 Monate im Beete unter regelmäßigem Begießen in trockener Zeit und gäte fleißig alles kleinere Unkraut weg, indem man soviel Grandiuba stehen läßt, wie gegen den Sonnenbrand nothwendig erscheint. Es hat sich auch die Methode nicht übel bewährt, die etwa 10 Monate alten Pflänzlinge bis nahe über den Wurzelhals zurückzuschneiden, wodurch sie veranlaßt werden, Schößlinge zu treiben, von denen man den kräftigsten oder zwei davon beim Versetzen in die Pflanzung stehen läßt.

Diese Anpflanzung der Kaffee-Pflanzung kann im Stajahy-Thale zu jeder Jahreszeit geschehen; doch sind Februar und März die richtigsten Monate dazu, allenfalls auch Juli und August. Das Auswerfen der Löcher ist die schwierigste und ich glaube die in der Kolonie am meisten bisher vernachlässigte Arbeit. Die Löcher werden gewöhnlich viel zu klein gemacht. Kommt die Spitze der Herzwurzel auf einen Stein, so muß der Baum bald eingehen, und ich habe mehreren Kolonisten nachgewiesen, daß dies und nichts anderes die Ursache war, weshalb ganze Reihen von Bäumen nachgerade abstarben. Die hierbei gemachten Fehler sind nicht wieder

gut zu machen. — Die Entfernung der Pflanzlöcher von einander darf nach jeder Richtung nicht weniger als 10 Fuß betragen. Jeder Fruchtbaum will Licht und Luft haben. Nachdem bei weichem Wetter die Löcher mit Humus vollständig ausgefüllt sind, wobei Steine, Unkraut und Wurzelstücke sorgfältig zu entfernen sind, müssen die Bäumchen mit einem Erdballen vorsichtig ausgehoben und oben auf die in die Löcher gebrachte gute Erde gesetzt werden, die nach und nach tief genug sinkt. Das zu tiefe Pflanzen ist ein großer Fehler, weil dadurch die Rinde an der empfindlichsten Stelle verfault und die Wurzeln zu sehr der Luft entzogen werden. Man liebt es in der Kolonie, die Bäumchen schräg zu pflanzen, damit sich die Zweige so entwickeln, daß es kein Baum, sondern ein Busch wird. Ich wage darüber nicht zu urtheilen, ob das eine oder andere richtiger ist. Eins sollte aber jedenfalls aufhören: das Bepflanzen der Zwischenräume mit Bohnen, das Besäen mit Hafer und dergl. So nothwendig es ist, die jungen Bäume an den Wurzeln mit Ueberstreu von dem abgehackten Unkraut dicht zu bedecken, ebenso verkehrt ist es, dem Boden irgend welche Nahrung zu entziehen. Fleißiges Capinen (Durchhacken) ist von der größten Wichtigkeit. In der Provinz São Paulo geschieht das im Jahre wohl sechs mal.

Sollen nun die Bäume niedrig oder hoch gezogen werden? Eine alte Streitfrage. In Ceylon werden die Kaffeebäume immer auf 4 Fuß Höhe gehalten, stehen aber auch auf 5 Fuß im Geviert ans einander. Beides möchte nicht gut sein und ist vielleicht eine von den Ursachen der Laubkrankheit, die der Kaffeecultur auf Java so großen Schaden zufügt. Bei einer Pflanzung auf 10 Fuß Entfernung lasse man den Baum so hoch werden, daß man die Früchte ohne Stelleiter pflücken kann. Ein regelrechtes jährliches Ausputzen und Beschneiden, Entfernen der Wasserreiser, der alten Zweige, des überreichlichen Holzes und eine jährliche Düngung ist unbedingt nöthig. Zum Zwecke der Düngung sollten Composthaufen angelegt, auch Knochen gebrannt werden.

Der Kaffeebaum trägt vom dritten Jahre nach der Ausaat und erreicht im fünften oder sechsten Jahre seine volle Kraft. Darin waren alle Kolonisten, die sich mit dieser Cultur beschäftigt haben, einstimmig, daß man einen jährlichen Durchschnittsertrag von 3 Pfund zum mindesten annehmen darf, und daß der Kaffeebaum im Stajahn-Thale 20 Jahre lang voll tragfähig bleibe. Es ist hier nicht selten beobachtet, daß Bäume, die durch Kälte oder Landwind stark gelitten hatten, abgeschnitten zu neuer kräftiger Entwicklung gelangt sind.

Ein Mann hat volle Arbeit, wenn er 1500 Bäume einschließlich der Erndte besorgt. Für 1500 Bäume sind 6 Morgen

Land erforderlich. Nehmen wir an, das Land sei Urwald, so stellt sich der Rechnungs-Anschlag ungefähr so:

Anlage-Capital:

1. 6 Morgen schlagen, brennen, räumen	120 Mk.
2. 1500 Bäumchen in der Schule ziehen .	30
3. 1500 verpflanzen incl. Böcher	100 "
	<u>Summa 250 Mk.</u>

Jährliche Ausgaben:

1. 10 % Zinsen auf das Anlage-Capital	25 Mk.
2. 10 % Amortisation	25
3. Abschreibung auf den Ankauf der 6 Morgen (der Morgen hat höchstens 10 Mk. gekostet)	10 "
4. 1 Arbeitsmann, 300 Tage à 2 Mark 40 Pfg. (1 Mil 300 Reis)	720 "
	<u>Summa 780 Mk.</u>

Einnahme:

1500 Bäume tragen (durchschnittlich à 3 Pfd.) 4500 Pfd. = 37½ Sack (à 120 Pfd.). Der Sack kostet mindestens 50 Mark, giebt 1875 Mark. Davon vorstehende 780 Mark Kosten, bleibt ein Gewinn von 1095 Mark. Für Säcke, Reinigungstrommeln, Verluste zc. sollen noch jährlich 35 Mark in Absatz kommen, bleiben 1060 Mark oder für den Morgen 176⅔ Mark Reingewinn.

Nun weiß ich ganz genau, daß man in Brasilien noch mehr als anderwärts alle solche Rechnungen mindestens zweimal machen muß, will mit der vorstehenden aber gern jede Kritik erwarten. Der Haupt-Ausgabeposten von 720 Mark jährlich wird in den meisten Plantagen der Kolonie von den Kindern der Kolonisten und von diesen selbst verdient, mußte aber selbstverständlich in Rechnung gestellt werden. — Heint. Semmler schätzt den Ertrag bei richtiger Pflege und Düngung auf jährlich mindestens 2, höchstens 10 Pfund von jedem Baume, und ich habe mich in mehreren, gut-tragenden 5-, 7- und 9-jährigen Kaffeebergen gründlich davon überzeugt, daß der Durchschnittsertrag im Jahre 1886: 7—8 Pfd. betragen hat. Semmler rechnet ein Drittel des Ertrages auf die Kosten, ich habe die Kosten höher veranschlagt.

Es würde zu weit führen, wenn ich noch über die Behandlung der Bohne nach der Erndte schreiben wollte, über das Abfaulen der Schaale, über die Frage, ob waschen oder nicht waschen, über das Trocknen, über das sog. Pergament und die Silberhaut u. s. w. Ich habe meinen Zweck vollkommen erreicht, wenn sich recht viele Kolonisten in Blumenau entschließen, einen ernstlichen Versuch mit

der Kaffeecultur zu machen, und wenn Diejenigen, die dahin auswandern wollen, sich nicht durch beschränkte Urtheile und Vorurtheile zu ihrem eigenen Schaden bestimmen lassen, von der Kaffeecultur im Stajah-Thale abzusehen.

6. Per Zuder.

Das Stajah-Thal ist nach Boden und Klima zur Cultur des Zuckerrohrs sehr geeignet. Man sieht dasselbe auch überall angepflanzt, obgleich die Preise des Produktes keineswegs ermutigend sind, so daß manche Kolonisten vorziehen, das Rohr oder doch einen Theil davon nicht zu verarbeiten, sondern als Mastfutter für die Kühe und Schweine zu benutzen.

Das Zuckerrohr (meist das Tahiti-Rohr, von den Brasilianern *Canna de Cayenna* genannt) wird, am liebsten auf gutem hügeligen Lande, ohne besondere Vorbereitung des Bodens, ohne Düngung, so gepflanzt, daß in Abständen von etwa 3 Fuß kurze Stücke vom alten Rohr mit ein paar guten Augen mittelst der Hacke in die Erde gelegt werden. Die eigentliche Pflanzzeit ist von October bis Januar. Der Boden muß von Unkraut rein gehalten werden, bis die rasch aufwachsende Pflanze dasselbe unterdrückt. Dann läßt man es bis Mai, Juni, Juli des nächsten Jahres stehen, auch bis zum August und haut es mit dem *Facão* dicht am Boden ab; immer nur so viel, als gleich verarbeitet werden soll.

Im Municipium Blumenau giebt es 225 Zuckermühlen und Caschaf- (*Cachaça*-) Brennereien. Man kann sich dieselben aber gar nicht ursprünglich genug vorstellen. In der Mitte eines großen Schuppens sind mehrere Walzen hergerichtet, welche sich die Kolonisten aus dem härtesten Holze selbst zu construiren pflegen. Die Walzen stehen aufrecht. Ochsen drehen dieselben mittelst eines langen Baumes. Das Rohr wird dann einzeln zwischen die Walzen gesteckt, die verstellbar sind, so daß auch die ausgepreßten, ganz breitgequetschten Rohre zu zweien oder dreien noch einmal durchgelassen werden. Der Saft läuft von den Walzen in einen darunter befindlichen Bottich, und wird aus diesem, gewöhnlich in Rinnen von ausgehöhlten Palmiten, in die große, flache, kupferne Siedepfanne geleitet und, unter fortwährendem Abschäumen, gekocht, bis er einigermaßen steif geworden ist. Dann kommt er in hölzerne Tröge und wird bis zum Erkalten umgerührt. Darauf schüttet man die Masse in Fässer mit durchlöcherter Boden. Der Zucker, der nicht krystallisirt ist, läuft als Syrup unten aus. Der Zucker braucht dann nur noch getrocknet zu werden, was in der Sonne geschieht, um fertig zu sein.

Wenn einmal der Druck der niedrigen Zuckerpreise von Europa her aufhören wird, werden bald bessere Einrichtungen getroffen

werden. Eiserne Walzen sind ja hier und da schon vorhanden. Auch wird in einigen Siedereien der Zucker durch Auflegung einer Thonschicht auf die Abblauffässer „gedeckt“ und dadurch reiner von Syrup, oder er muß zu demselben Zwecke den Ablaufproceß wiederholt durchmachen. Es wird aber jetzt leider beim Zucker nicht genug verdient und ist es deshalb den Kolonisten nicht zu verdenken, daß sie sich vor jeder Verbesserung der Einrichtungen scheuen.

Es liegt ja auf der Hand, daß der Anbau des Rohrs und die Herstellung des Zuckers nicht von demselben Kolonisten, wie es jetzt allgemein üblich, geleistet werden kann, wenn ein gutes Resultat erzielt werden soll, und es kommt hoffentlich bald die Zeit, wo eine Anlage von wirklichen Zuckerrfabriken im Stajahy-Thale möglich sein wird. Noch stehen dem nicht nur die Welt-Preise, sondern auch der Umstand im Wege, daß die brasilianische Regierung 51 ganz große Zuckerrfabriken in anderen Provinzen durch eine Zinsgarantie von 6% und sogar 7% auf 30 Jahre unterstützt. Wenn solche Fabriken, mit den besten Apparaten versehen, in den wärmeren Provinzen, in denen das Zuckerrohr 8—10 Jahr hinter einander abgeerntet werden kann (in der Kolonie Blumenau höchstens 2 Jahre) massenhaft, und zum Theil durch Sklavenarbeit billig, produciren, so ist gegen diese Concurrrenz kaum aufzukommen.

Die Verarbeitung des Syrups zu Branntwein (Cachaça) durch Gährtröge, Kessel, Helm und Kühlrohr geschieht in allen Zuckermühlen in der denkbar primitivsten Form. Diese massenhafte Gewinnung des Zuckerschnapses würde nur dann als ein Glück für die Kolonie zu bezeichnen sein, wenn sich ein fester Absatzmarkt durch Versendung dafür fände. Der fehlt aber, und in Folge davon ist der Borrath an Schnaps so groß und der Preis desselben so niedrig, daß der stark wirkende C a s c h a ß (bei einer durchschnittlichen Jahrestemperatur von 16 Grad R.!) nur als einer der schlimmsten Feinde des Stajahy-Thales bezeichnet werden kann.

Das Zuckerrohr enthält im frischen Zustande:

Rohrzucker	16—18 %
Holzfasern	9—9 $\frac{1}{2}$
Traubenzucker	$\frac{1}{4}$ —2 „
mineralische Stoffe, insbesondere Kiesel-	
erde und Kali	$\frac{4}{10}$ „
Wasser	72—73 „

Die Ausfuhr aus der Kolonie Blumenau flußabwärts betrug an Zucker im Jahre 1883: 8890 Sack (1 066 800 Pfd.), 1884: 6205 Sack (744 600 Pfd.), 1885: 7318 Sack (878 160 Pfd.), 1886: 6400 Sack (768 000 Pfd.); — an C a s c h a ß: 1883: 240 Pipen (120 000 Liter), 1884: 300 Pipen (150 000 Liter), 1885: 220 Pipen (110 000 Liter), 1886: 230 Pipen (115 000 Liter).

7. Der Reis.

Derselbe gedeiht im Itajahy-Thale, wie in ganz Brasilien. Viele Kolonisten bauen etwas davon, wenige viel. Man unterscheidet Berg- und Wasserreis. Beide Producte sind an Qualität vorzüglich. Die Art, den Reis zu pflanzen, ist sehr einfach. Ist das Land gereinigt, so macht man mit der Hacke flache Löcher, wirft ein halb Duzend Körner mit der Schaale hinein, deckt sie mit dem Fuße etwas zu, hält das Feld vom Unkraut rein bis zur Erndte. Die Ausfaat geschieht im August, September, October — die Erndte im Februar, März, April; letztere, indem man die Mehren abschneidet und ausklopft. In einer der 5 Reiszampfen der Kolonie wird der rohe Reis geschält und gereinigt und ist dann marktrecht. Der Verbrauch in der Kolonie ist stark. Die Sachverständigsten sind der Ansicht, daß auf den Reiszbau viel mehr Gewicht gelegt werden sollte, als geschieht; die Pflanze garantire einen hohen Ertrag.

Gestößener Reis wird weniger ausgeführt, als Reis in Schaale, weil in der benachbarten Hafenstadt Sao Francisco eine große Reismühle mit den besten Einrichtungen fein polirten Reis liefert. Gestößener ging flußabwärts 1883 in 675 Sack (81 000 Pfd.), 1884 in 890 Sack (106 800 Pfd.), 1885 in 1140 Sack (136 800 Pfd.), 1886 in 796 Sack (95 520 Pfd.). Von Reis in Schaale wurden in denselben Jahren exportirt: 1500 Sack (120 000 Liter), 1030 Sack (82 400 Liter), 1800 Sack (144 000 Liter), 980 Sack (78 400 Liter).

8. Der Tabak.

Der Tabak verdient die größte Beachtung. Er liebt einen milden, fruchtbaren Boden und gedeiht hier auf solchem ganz vorzüglich. Dem westindischen steht er freilich nach, und das fein und zart gerippte Deckblatt von Sumatra wird hier nie erzielt werden. Dem in den Südstaaten Nord-Amerikas gezogenen ist er aber gleichwerthig, sobald die nöthige Sorgfalt auf den Bau und die Behandlung angewandt wird. Daran aber hat es in der Kolonie bisher im Großen und Ganzen gefehlt. Der Tabak hat manchen Vorzug vor andern Pflanzungen. Er verlangt kein Anlage-Capital, da einige Schuppen von Palmiten zum Trocknen genügen; er ist dem Verderben durch das Wetter nicht so ausgesetzt wie z. B. die Baumwolle; die Arbeit ist leicht, wenn auch andauernd. Er wird nicht wenig im Flußgebiete des Itajahy gebaut, aber noch lange nicht genug. Er könnte bei richtiger Behandlung einen großen Export-Artikel liefern.

Im Juni, Juli und August wird der Samen in möglichst gereinigte Saatbeete gelegt. Im September werden die 3—4 Zoll

hohen Pflänzchen in das durch Graben oder Pflügen bearbeitete Land an trüben Tagen dicht gepflanzt, wie mir scheint, zu dicht. Sie sollten doch wenigstens 2 Fuß im Geviert aus einander stehen, damit sie sich nicht im Wachsthum hindern und Licht und Luft behalten. Man rechnet hier 10 000 Pflanzen auf einen Morgen; aber ich glaube, man würde weiter kommen, wenn man nur 8000 darauf pflanzte. Der Taback wächst rasch und giebt immerfort Arbeit. Die Wurzeln liegen nahe an der Oberfläche und sollten deshalb durch Anhäufeln von Erde geschützt werden, was nur ausnahmsweise geschieht. Die Spitze wird ausgebrochen. Man läßt nur etwa 10 Blätter am Stamme; denn es kommt nicht darauf an, möglichst viele, sondern wenige Blätter von großem Gewichte zu bekommen. Deshalb werden auch alle Seitentriebe sorgfältig ausgeeizt. Jeden Morgen früh müßte die Pflanzung durchgesehen werden, um Blätter aufzurichten, Nebentriebe auszubrechen, Insekten abzufuchen u. s. w. Im Januar oder Februar werden die untersten 3 Blätter abgebrochen, nach einigen Wochen die folgenden 3 und wieder nach einigen Wochen die letzten. Dazu sollte man nur ganz trockene Tage wählen, denn das Blatt darf beim Einbringen in den Trockenschuppen keine Spur von Feuchtigkeit haben, wenn es nicht an Güte verlieren soll. Einen Schößling läßt man stehen; derselbe darf 5 oder 6 Blätter treiben, die in derselben Weise behandelt werden.

Die gebrochenen Blätter lagern zwei oder drei Tage im Schuppen, um gelb zu werden, was mir gar nicht gut zu sein scheint (ich verstehe nicht, warum man die Blätter nicht lieber einige Tage länger sitzen läßt). Oder ist die durch das Aufeinanderlagern erzeugte Gährung an sich nothwendig? Jeder Tabacksbauer sagt mir doch aber, daß gerade dieser Gährungsproceß die äußerste Vorsicht erfordere, da ein klein wenig zu viel davon die Qualität sehr verringere. Im Novemberhefte 1886 des Deutschen Handelsarchivs wird die Tabackscultur in Sumatra genau geschildert. Von diesem Gährungsproceße findet sich aber keine Andeutung.

Die Blätter werden, auf Fäden gezogen, so aufgehängt, daß sie sich möglichst wenig berühren und bleiben hängen, bis sie vollständig trocken und damit zum Verkauf fertig sind.

Der Morgen liefert durchschnittlich 750—900 Pfd. getrocknete Blätter im Preise von 180—200 Mark. Doch ist dabei nicht zu übersehen, daß der Tabacksbau den Boden rasch erschöpft.

Der größte Theil der Erndte wird in der Kolonie verarbeitet und zwar 1. zu Fumo, das ist äußerst scharf fermentirter, in feste dünne Rollen gedrehter Taback, den Jedermann, zum sicheren Schaden seines Magens, aus kleinen Holzpfeifen raucht; 2. zu Cigaretten-Taback, den ebenfalls so ziemlich Jedermann bei sich führt, um sich zwischendurch mit feinem Maisstroh eine Cigarette zu drehen, die

auch nicht leicht ist; 3. zu Cigarren (Charuten), die mehr ausgeführt, als geraucht werden.

Daß der Blumenauer Taback nicht schlecht sein muß, beweist am deutlichsten der Umstand, daß ein Herr Schadrack in Frankfurt a. d. O. im Jahre 1885 ein ziemlich großes Quantum aufkaufen ließ und im Jahre 1886 selbst herüberkam und alle Vorräthe gut bearbeiteter Art, die zu haben waren, zu einem angemessenen Preise erwarb.

Ein Fachmann, der über 30—50 000 Mark verfügte, nur gut behandelten Taback aufkaufte, verständig sortirte, fermentirte, verpackte und verschickte, würde gewiß ein gutes Geschäft machen und könnte viel dazu beitragen, einen Handelsartikel zu heben, dessen Förderung für die Kolonie von großer Bedeutung ist.

An Taback wurden ausgeführt 1883: 85 Ballen (1700 Pfd.), 1884: 87 Ballen (17400 Pfd.), 1885: 156 Ballen (31200 Pfd.), 1886: 90 Ballen (18000 Pfd.). An Cigarren 1883: 333 Kisten (3330000 Stück), 1884: 307 Kisten (3070000 Stück), 1885: 265 Kisten (2650000 Stück), 1886: 230 Kisten (2300000 Stück).

Der „Immigrant“ bemerkt dazu: „Cigarren zeigen gegen früher eine Abnahme. Das Weniger trifft jedoch nur geringwerthige, meist von Italienern fabricirte Waare, die nur schwer abzusetzen ist, während die jetzt ausgeführten fast ausnahmslos unter Prima-Sorte rangiren und einen bei weitem höheren Werth repräsentiren, als die größere Zahl früherer Jahre.“

9. Die Baumwolle

nimmt eine untergeordnete Stellung im Itajahy-Thale ein und soll hier nur im Vorbeigehen erwähnt werden. Sie wird hier und da ein wenig gezogen, aber selbst die recht bedeutende Baumwollen-Spinnerei und -Weberei von Carsten & Hadlich am Rio do Testo zwischen Badensfurt und Bommerode, also die Möglichkeit sofortigen Absatzes, hat diese Kultur in keiner Weise zu heben vermocht. Alle Welt (mit einigen gewichtigen Ausnahmen) sagt hier: Unser Klima ist für die Baumwolle zu feucht. Ich kann aus eigener Anschauung und Erfahrung nichts dafür oder dawider sagen.

Während ich es aber sonst vermieden habe, oft recht pikante Hiftörchen zu diesem oder jenem Kapitel hinzuzufügen, muß ich hier einmal eine kleine Geschichte anhängen.

Zu der zweiten Pariser Weltausstellung wurde ein Ballen Baumwolle von Blumenau eingeschickt. Dieselbe erhielt den ersten Preis, und 10 000 Francs wurden an die Kolonie-Direction ausbezahlt, die das Geld jedenfalls gewissenhaft zu Gunsten der Kolonie verwandte, nur nicht zur Förderung der Baumwollen-Kultur. Denn als nach Jahr und Tag noch in Folge der Prämierung bedeutende

Bestellungen einliefen, stellte es sich heraus, daß die sämmtliche Baumwolle von ein paar Stauden entnommen war. Die Bestellungen konnten nicht ausgeführt werden und die ganze Sache — schief gemüthlich ein.

10. Die Ramie

und ihre Kultur im Itajahy-Thale erscheint mir der größten Beachtung werth zu sein. Für keine andere Pflanze habe ich mich so lebhaft interessirt, weil ich von keiner andern so fest überzeugt bin, daß sie eine große Zukunft in der Kolonie haben kann, als von dieser in Europa so lange vergessenen Gespinnst-Pflanze.

Zwar hat bis jetzt nur ein einziger Kolonist, der Seiler Weise am Weißbach, Ramie und Chinagrass zu Zwecken seines Geschäftes seit 4 Jahren gebaut, aber auch den Beweis geliefert, daß diese Nesselpflanzen besser nirgends gedeihen können. Ich habe mehrere Morgen damit bepflanzt, und es ist erstaunlich, wie die Anlage alles übertrifft, was ich in Berichten über diese in andern Ländern geübte Kultur gelesen habe. Weise erzielt auf einem gar nicht günstigen Boden 4—5 Schritte Ramie im Jahre von 5—7 Fuß Höhe und rechnet auf den Morgen 1200—1400 Pfund trockene Rohfaser; sein Chinagrass wächst noch üppiger, ist aber von ihm noch keiner genaueren Calculation unterzogen. Er bearbeitet alles mit der Hand und hat sich zur Isolirung der Faser höchst primitive, aber sinnreiche Einrichtungen hergestellt. Mit dem Waldmesser abgehauen, wird die Ramie von den Blättern befreit, die ein vorzügliches Futter für Rühе und Schweine bilden. Ich habe wiederholt gesehen, wie die Thiere gierig davon fraßen. Die Stengel werden zwischen verstellbaren Holzwalzen gequetscht und wie Hanf geschwungen, bis die größte Unreinigkeit heraus ist, 1—2 Tage in einen Trog mit Wasser gelegt, dann unter einer Holzschraube ausgepreßt, zum Trocknen ausgehängt und gehechelt.

Die von mir an die drei ersten Autoritäten in Deutschland zur Beurtheilung geschickten Fasern fanden eine eingehende, aber so aufmunternde Kritik, daß meine guten Erwartungen dadurch nur verstärkt sind.

Ich empfehle deshalb die Kultur der Ramie und des Chinagrasses im Itajahy-Thale nachdrücklichst. Die *Urtica utilis*, tenacissima und nivea ist und bleibt, trotz der Baumwolle, die bedeutendste Gespinnstpflanze der ganzen Erde, die sich ihre alte Herrschaft wieder erobern wird, sobald es gelungen ist, die Isolirung der Faser auf maschinellem Wege in großem Maßstabe vorzunehmen. Die mir von Herrn Geheimrath Zschille in Dresden geschickten Proben von Garn und Zeugen aus Ramie und Chinagrass erregen die Bewunderung Aller, die sie sehen, und die Lieferung der Roh-

faser an deutsche Fabrikanten würde mit unerheblichen Kosten verbunden sein.

Ueber den Werth der Nesselfaser existirt keine Controverse mehr. Aber es ist das im allgemeinen Publikum noch ebenso unbekannt, wie der Umstand, daß ein Drittel aller Menschen, etwa 400 Millionen Chinesen, Japanesen, Ostindier u. s. w., sich in Nesselfstoff kleiden.

Ich verweise auf das Buch von Bouché und Grote (Berlin bei Springer 1884, Preis 4 Mark): „Ramie, Rhea, Chinagrass und Nesselfaser“; — ferner auf die in Heften periodisch erscheinenden Veröffentlichungen der Compagnie industrielle de la Ramie in Paris; sowie der Ramie fibre manufacturing Compagnie 422 West 15^t. street New-York.

Namentlich die letzteren bringen populäre Anweisungen über die Art der Bebauung und Behandlung der Ramie.

11. Die Seide, der Flachs und der Hanf

sollen nur der Vollständigkeit halber erwähnt werden.

Seide wird hier von den Italienern gesponnen. Ganz zufällig bot sich mir die Gelegenheit, ein paar Pfund davon zu kaufen, die ich sofort an die ersten Seiden-Häuser Deutschlands schickte. Die Antworten lauteten alle sehr günstig; z. B. Herr Geheimrath Bschille in Dresden schrieb: „Die Seide halte ich für ausgezeichnet; jedes Quantum davon wird Abnahme finden, wenn die Preise“ u. s. w. Ich gab mir auf weiten Ritten, durch häufige Inserate in den Blumenauer Zeitungen, durch viele Briefe $\frac{3}{4}$ Jahr lang alle mögliche Mühe, größere Posten Seide zu kaufen, habe aber nie wieder einen Strang davon zu sehen bekommen. — Der Maulbeerbaum wächst, einfach durch Stecklinge fortgepflanzt, in der üppigsten Weise. Eine dreimalige Cocon-Ernde im Jahre ist immer sicher. Wer nimmt aber diese Kultur in die Hand? Wer hat gar Unternehmungsgeist, Capital und Sachkenntniß, um in der Kolonie seidene Stoffe zu fabriciren? Die brasilianischen Damen in den reichen großen Städten tragen diese Stoffe mit Vorliebe, obgleich auf die, meist französische, Einfuhr, 90 % Steuer vom Werthe der Waare liegen soll.

Flachs wird von den norddeutschen Bauern auf kleinen Feldern gezogen, wächst langauf, kann aber niemals ein Product von Werth vorstellen, weil Leinen für die klimatischen Verhältnisse nicht taugt. Als Leibwäsche kältet es viel zu sehr, als Tischzeug zc. wird es bald brüchig.

Hanf hat sich in Probe-Pflanzungen recht bewährt.

Carotte, der Rettig, der Meerrettig, die Radieschen kann man begreiflicher Weise nirgends schöner haben. — Die verschiedenen Kopfkohl-Arten erscheinen geradezu wunderbar an Umfang und lassen auch an Festigkeit und Zartheit Nichts zu wünschen übrig. Der deutsche Leser würde ungläubig lächeln, wenn ich ihm den Umfang von Kohlköpfen in Centimetern mittheilte. In ordentlichen Haushaltungen fehlt natürlich der „Saure Kohl“ (mit Schweinsrippen) ebensowenig, wie der „Braune Kohl“ mit Schmorwurst und gebratenen Kartoffeln. Vor einem Blumentkohlkopfe standen wir einmal zu fünf Personen und wurden darüber einig, daß es eine Suppenterrine nicht geben könne, die so groß wäre, wie der zarte, feste Blumentkohlkopf war. — Erbsen von verschiedener Art werden überall gebaut, tragen aber nicht so voll als in Deutschland. Die in den europäischen südlichen Ländern nirgends fehlende Ricererbse (Cicer) habe ich in Brasilien nicht gesehen. — An Bohnen ist großer Reichthum in den Gärten. Die Krupbohne kommt in mehreren Sorten vor, die Saubohne (*faba sativa*) wird von Liebhabern gezogen, die Stangenbohne von allen Kolonisten in einer Menge von Varietäten. Bambusstäbe vertreten bei letzteren die Stelle der deutschen Fichtenstangen. — Die Kürbisartigen Gewächse spielen, wie in allen wärmeren Ländern, eine Hauptrolle. Die „Abobras“ (Kürbisse) dienen in ganz Brasilien sowohl zum Füttern des Viehes, als, in feineren Sorten, zur Speise der Menschen. Sie kommen in jeder Größe bis zum Gewicht eines Centners vor. In den Städten findet man die eßbaren Kürbisse stets in großer Auswahl auf dem Markte. Die *cacarbita maxima* dient mit ihrer harten Schaale als Gefäß zu allen möglichen Zwecken. Der Flaschenkürbiß (die „Kalabasse“) liefert, wie in Italien, wirklich Flaschen und, durchgefäht, allerlei Gefäße. — Gurken wachsen in jedem Garten. Melonen und Wassermelonen sind bei den deutschen Kolonisten weniger beliebt, als bei den Brasilianern. — Salate giebt es das ganze Jahr hindurch, auch Endivien; Kapunzel oder Feldsalat habe ich nicht gefunden. — Kümmel, Anis, Senf sind kaum wieder auszurotten, wo sie einmal gesäet waren. — Tomaten (Liebesäpfel) überall; ebenso Spanischer Pfeffer. — Artischocken kommen weniger vor. — Spinat werden in mehreren Sorten gezogen. — Beete (~~Wangold~~) sind zu Salat beliebt. — Spargel wird zwar gebaut, liefert aber nur dünne Stangen, was vielleicht auch an der falschen Behandlung liegt. Er wird wohl 5—6 Monate hindurch theuer zum Kauf angeboten. — Was man sonst an Koriander, Basilikum, Dill, Porree, Lauch, Schnittlauch, Majoran, Thymian, Bohnenkraut, Petersilie, Dragon u. s. w. irgendwo in der Welt hat, hat man in der Kolonie Blumenau auch.

Die Freude am Gemüsegarten würde noch größer sein, wenn das Unkraut nicht noch besser gediehe, als das Kraut.

13. Der Weinbau.

Wein wird in dem oberen Theile der Kolonie, ausschließlich von Italienern, ziemlich viel gezogen; meistens die rothe, amerikanische Traube, dickschalig und süß. Die Reben tragen alle Jahr überall, die Trauben reifen aber nicht gleichmäßig. Ohne eine Spur von Sorgfalt wird der Wein hergestellt; 8 Tage nach der Kelterung schon flaschenreif durch die Kolonie von Haus zu Haus sehr billig angeboten! Schauerliches Zeug! Findet aber nur eine etwas sorgsame Behandlung statt, besißt der Kolonist gar einen Keller oder wenigstens einen kühlen Raum, gönnt er dem Moste seine Zeit, so giebt es einen wohlschmeckenden Wein, den ich dem importirten sog. Bordeaux-Weine weit vorziehe. Ein Sachverständiger, der einen Felsenkeller anlegte und alle Jahr für einige Tausend Mark das Rohproduct aufkaufte, würde gut verdienen können. Eine Production in großem Maßstabe wird aber erst eintreten, wenn sich die Ansiedelungen höher hinauf an die Abhänge der Serra vorgehoben haben, wo die Trauben langsamer und gleichmäßiger reifen.

An Kulturproben hat es auch hierbei nicht gefehlt. Herr Maximilian Merck hat seit 1872 über 150 Spielarten europäischer Reben cultivirt und Hunderte von Reben aus Samen gezogen, ob nicht eine darunter sei, die den Weinbau im Itajahy-Thale fördern könnte. Alle verlorene Zeit, Mühe und Geldopfer haben ihn nicht muthlos gemacht und scheinen nun endlich ein günstiges Resultat zu bringen. Eine Spielart von einer europäischen und nordamerikanischen Rebe hat sich seit ein paar Jahren bewährt. Der Stock ist kräftig, guttragend, erträgt Hitze und Trockenheit ohne Blätterfall, behält noch nach der Erndte ein frisches grünes Aussehen und ist weder vom Traubenpilz noch von einer andern Krankheit heimgesucht. Die Trauben sind mittelgroß, 14—16 Centimeter lang, gleichmäßig in der Reife, nicht geschultert, mit gedrängtem Beerenstande: die Beeren oval und rund, 18 Millimeter Durchmesser, von grüner, bei Reife hellgelblicher Farbe, süß, saftig, ohne Kernhaut und Säure, mit wenigem, ganz feinem, angenehmen Muskatdinsgeschmack.

Ich habe das so ausführlich mitgetheilt, einmal um an einem Beispiele zu zeigen, daß es hier an ernstern Bemühungen nicht fehlt, den Mangel einer landwirthschaftlichen Versuchsstation zu ersetzen, und dann, weil ich überzeugt bin, daß die Weincultur, sobald erst eine dem Klima angemessene Rebe erzielt ist, hier eine gute Zukunft hat.

14. Die Obstbäume, Obststräucher und Südfrüchte.

Das Itajahy-Thal eignet sich nicht zur Obstbaumzucht in dem Sinne, den man in Deutschland mit diesem Worte verbindet. Es werden zwar immer wieder Versuche gemacht, die aus der Heimath gewohnten Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen u. s. w. zu ziehen, aber es hat keine Gaben damit. Die Bäume entwickeln sich hier strauchartig und tragen zwar Früchte, die ihre Eigenart behalten, denen aber das Aroma fehlt. In der letzteren Zeit hat man verschiedene deutsche Obstsorten in kräftigen Zuchtbäumen aus Argentinien und Uruguay in der Voraussetzung bezogen, daß dieselben mehr acclimatirt sein würden, als die direct aus Deutschland oder Südfrankreich bezogenen. Aber man wird wohl auf einen Erfolg in dieser Cultur warten müssen, bis die mehrere hundert Meter höher gelegenen Abhänge der Serra colonisirt werden. Dort wird ohne Zweifel das deutsche Obst so gut gedeihen, wie das deutsche Getreide. — Den Nußbaum (*juglans regia*) haben Herr Palm in Itajahy und Andere seit langen Jahren gezogen, aber noch keine Früchte erzielt. Wallnüsse werden eingeführt, da sie nun einmal, besonders zu Weihnachten (am „Nottbohne“) nicht fehlen dürfen. Ebenso steht es mit der Haselnuß, der die Luft hier zu feucht sein muß, da sie bekanntlich in dem mindestens ebenso warmen Süd-Italien zu Hause ist. Am auffallendsten war es mir, die süße Kastanie nicht gefunden zu haben, die doch in Spanien und Portugal ein Nationalgericht (Maronen) bildet. — Stachelbeeren und Johannisbeeren habe ich nicht gesehen, eine Probe-Pflanzung davon soll nicht geglückt sein. — Während alle möglichen ausländischen Bäume hier üppig wachsen, z. B. Eichen, Coniferen, Ulmen, Ahorn, Platanen, Weiden, Trauerweiden, Akazien, Magnolien, Cypressen, Gleditschien und viele andere, muß man sich den Genuß deutschen Obstes versagen oder dasselbe von San Bento, Rio Grande oder Montevideo theuer beziehen.

Es giebt hier aber einen überreichen Ersatz dafür in den Apfelsinen (Orangen), Citronen, Feigen, Pfirsichen, Aneschas, Pitangen, Quitten, *Fruitas da Conta*, *Fruitas da Contessa*, Abocat, Bananen, Ananas. Alle diese Südfrüchte gedeihen hier vorzüglich. Einige davon können der Kolonie vielen Vortheil bringen; und diese sollen so gründlich als möglich besprochen werden.

Allen voran steht

1. Die Orange

oder, wie man sie in Deutschland nennt, die Apfelsine (d. h. Apfel von Sina, China).

Keine andere Baumfrucht der Erde bildet einen so massenhaften Handelsartikel als die Orange, von der allein England und Nord-Amerika viele hundert Schiffsladungen jährlich consumiren

und verarbeiten. Im Jahre 1884 passirten im Hafen von New-York 447 Dampf- und 29 Segelschiffe den Zoll, die ganz oder theilweise mit Orangen und Citronen befrachtet waren! Und doch soll die Einfuhr in England noch größer sein. Die Haupt-Productions-Länder der Orange und Citrone sind bekanntlich Italien („wo im dunkeln Laub die Goldorange glüht“), Spanien, besonders die Insel Mallorca, und Portugal. Griechenland liefert sehr gute Früchte, Malta die Blutorange, die deutsche Kolonie bei Jassa die Jerusalem-Apfelsine. Die berühmtesten Orangen und Citronen als Frucht, Del, Säure und Saft kommen von den Azoren. Ein durch das Klima hervorragend begünstigtes Productions-Gebiet ist aber die Provinz Santa Catharina in Süd-Brasilien und in ihr das Itajahy-Thal.

Es giebt hier wohl kaum eine Ansiedlung, wo dieser Baum nicht stände, der in 15—20 Jahren mehr als beindickt wird. In allen Gärten, auf den Höfen, auf den Weideplätzen sieht man ihn, oft in großen Mengen, zuweilen in Anlagen nach der Schnur, wie in den deutschen Obstgärten die Apfelbäume gezogen werden. Es giebt eine verwirrende Anzahl von Orangen-Sorten, von denen auch in der Kolonie gewiß ein Duzend vorkommen, um deren Einfuhrung sich Herr Dr. Blumenau verdient gemacht hat. Eine nicht große, aber süße, saftige Art von zartem Fleische ist die verbreitetste; zum Essen am beliebtesten ist die Tangerine (Mandarine), so genannt von der Hafenstadt Tanger in Marokko. Die Tangerine ist eine mittelgroße, abgeplattete Frucht, deren Schale man mit den Fingern abstreifen kann, ohne daß dabei Saft verloren geht. Sie hat einen terpentinartigen Beigeschmack, an den man sich leicht gewöhnt, ist süß und von feinstem Aroma. Wenn man in den Berichten aus Italien liest, wie die Mandarine durch Umhüllung der Bäume und Bedeckung mit Matten gegen die Kälte geschützt werden muß und doch manche Erndte verliert, und sieht dann die Ueppigkeit im Wachsthum dieser feinsten Art der Orange im Itajahy-Thal, die hier ohne alle Pflege sich jedes Jahr mit Früchten bedeckt, so liegt es wohl nahe, die Provinz Santa Catharina für ein bevorzugtes Orangen-Land zu erklären.

Auch alle anderen Sorten tragen fast jedes Jahr übervoll, z. B. die weiße oder Silber-Orange mit dünner Schale, die neben der Tangerine die beste Orange der Welt ist und sonst nur auf den Azoren gut gedeiht. Ich schätze die große, fast kernlose Bahia-Apfelsine, die jedem Reisenden (welcher nach 14-tägiger Fahrt von Lissabon in Bahia zum ersten Male ans Land kommt und frische, voll ausgereifte Südfrüchte schmeckt) so gut gefällt, daß er davon entzückt ist; aber das eigenthümliche Aroma, das süße Fleisch der Catharina-Orangen hat sie nicht. Und das ist auch ganz natürlich. Denn die hochgradige Wärme der Tropen sagt der Orange überhaupt nicht zu; sie will keinen Frost, aber auch nur eine mäßige

Wärme haben. Sie liebt es, von der Seeluft berührt zu werden. Man findet deshalb ihre Hauptproduktions-Gebiete auf Inseln und in Küstenländern.

In allen Büchern über die Cultur der Orange wird viel darüber gesprochen, wie sehr dieser Baum des Schutzes gegen heftigen Wind bedürfe. Bei der schon früher erwähnten auffallenden Luftstille, die hier herrscht, und die der Provinz Santa Catharina die Bezeichnung des windstillsten Landes der Erde in meteorologischen Schriften eingebracht hat, kommen diese Sorgfalt und deren Kosten in Wegfall.

In der Bodenart ist die Orange nicht wählerisch; nur will der Baum kein stehendes Wasser unter sich haben.

Kurz, die Orange hat es seit 30 Jahren bewiesen, daß das Itajah-*Thal* in jeder Hinsicht für sie vorzüglich geeignet ist. Von der Zucht durch Baumschulen oder von der Veredelung durch Pfropfen ist hier gar keine Rede; man legt die Kerne in die Erde und hat (nicht nach 8—10 Jahren, wie in Italien und Spanien, sondern) in 4, höchstens 5 Jahren tragende Bäume. Ein Pomologe mag allerlei Einwendungen dagegen haben, der Erfolg rechtfertigt diese einfachste Art der Fortpflanzung. Was für ganz andere Erndten ließen sich nun noch erzielen, wenn den Bäumen nur diejenige Pflege zu Theil würde, die jeder obsttragende Baum eigentlich haben muß! Öftmalige Lockerung der Erde um die flachliegenden Wurzeln, jährlich etwas Compost, eine Pflanzweite, die Luft und Licht zuläßt, Bienen, die die Blüthenbefruchtung vermitteln — das sind so einige Punkte, auf die ich nur hinweisen möchte. Da der Orangenbaum den Boden stark ausnützt, so müßten die Zwischenpflanzungen von Bohnen, Bataten, Kohl u. s. w. wenigstens dann aufhören, wenn die Jahre der Fruchttragung gekommen sind; auch müßte der Boden von Unkraut frei gehalten werden, da die Saugwurzeln sonst nicht den Sauerstoff der Luft einathmen können. Alte erfahrene Kolonisten haben mir gesagt, daß man den Baum nicht mit der Säge oder dem Messer ziehen dürfe; er könne keine Verwundung vertragen; und es ist wahr, daß er seine trockenen Zweige selbst abwirft. Sind die Aeste aber, vielleicht weil er auf zu feuchtem Grunde steht, zu sehr vermoost, so habe ich selbst bei einem Duzend ganz alter, dicker Bäume den Versuch gemacht, sie beim Ansatz der Zweige mit der Art abzuhauen und die Stümpfe, ohne Sorgfalt beim Ausroden (weil ich die Bäume doch für verloren hielt), zu verpflanzen. Dieselben trieben nach wenigen Wochen kräftige Schößlinge.

Die Orangen haben die vortheilhafte Eigenschaft, hier von Mai bis November reif an den Bäumen sitzen zu bleiben, so daß man sie während der 6—7 Monate immer frisch abpflücken kann, wenn die Papageien sie nicht geholt haben. Ein Markt-Verfandt derselben ist ausgeschlossen; die Küstenstädte beziehen ihren Bedarf aus größerer Nähe. Man pflückt sie deshalb nicht unreif.

Aber wozu denn diese lange Abhandlung? Dieselbe gilt doch nicht der Orange als einem angenehmen Tischobste der Kolonisten? Gewiß nicht! Dieser Artikel ist auch nicht deshalb so eingehend behandelt, weil der Verfasser seine Beobachtungen und Studien darin ablagern will, sondern weil er die Frucht für wichtig genug hält, einen lohnenden Handelsartikel abzugeben. Die Apfelsinen können allerdings nicht getrocknet werden. Ist der Saft weg, so bleiben nur ungenießbare Fasern übrig. Wohl aber läßt sich ein sehr wohlschmeckendes Mus von den voll ausgereiften Früchten herstellen. Mittelfst eines hölzernen Drehers wird der Inhalt von der Schale getrennt (letztere dient zum Feueranmachen in der Küche) und der Saft wird unter sorgfamer Entfernung der Kerne mit Zucker gekocht wie steifes Birnenmus, oder zu Pasta verdickt. In meiner Familie ist das Orangen-Mus monatelang täglich auf den Kaffeetisch gekommen und stets gern gegessen. Sollte sich aber daraus nicht ein Handelsartikel machen lassen? Der Eingangszoll in Deutschland beträgt nur etwa 2 Mark für den Centner Apfelsinen-Mus. Besonders in der festeren Form, als Pasta, würde dasselbe jedenfalls Eingang in Nordamerika und Europa finden.

Große Mengen der Früchte werden in der Kolonie zu „Orangenwein“ verarbeitet, der ein vortreffliches, dem Portwein ähnliches Getränk ist, wenn er richtig behandelt wird. Ich weiß, daß ich mich mit dieser Behauptung in Widerspruch mit vielen Theoretikern befinde, die den Orangenwein schon für eine „Zeitungsente“ erklärt haben. Ich berufe mich aber auf alle diejenigen, die schon einmal Orangenwein aus der Kolonie mit nach Deutschland genommen haben, ob derselbe nicht allgemeinen Beifall gefunden hat. Ist der von August Germer aus Blumenau in seiner Palmitenhütte auf der Brasilianischen Ausstellung von 1886 in Berlin theuer verkaufte Orangenwein nicht in allen Zeitungen einstimmig gelobt? Er wird von, ich weiß nicht wie vielen, Kolonisten fabricirt. Am besten hat mir und meinen Gästen inuner der von Grafmann bezogene geschmeckt. Er ist am mildesten und weinähnlichsten. Grafmann hat im Jahre 1886 52 Faß zu 36 Mediden (144 Flaschen), also etwa 7500 Flaschen hergestellt. Er gebraucht zum Faß 800 bis 1000 Orangen, hat also in diesem Jahre vielleicht 45 000 Stück verbraucht, die er zum größten Theile selbst zieht, ohne den Bäumen eine rationelle Pflege zuzuwenden, „weil sie ja doch immer voll sitzen“ Die fehlenden holt er sich gegen das Abpflücken oder für ein geringes Geld von seinen Nachbarn. Zu jedem Faß von 144 Flaschen sind aber 60-Pfund Zucker nöthig! Die Herstellung des Weins ist sehr einfach. Die Apfelsinen werden gepreßt, der Zucker wird aufgelöst und gekocht, damit er abgeschäumt werden kann, und kalt in den Saft gethan. Nach der Gährung im Faß erfolgt Auffüllung. Das Faß bleibt liegen, bis der Wein klar wird. — So lange der

Zucker billig ist, wirft die Fabrikation des Orangenweins einen guten Verdienst ab und kann hier ohne Schwierigkeit ins Große getrieben werden, wenn dafür (am leichtesten wohl in Nord-Amerika) Absatz zu finden ist. — Für den Hausbedarf wird aus dem Orangensaft in einem offenen Gefäße guter Essig bereitet.

Die bittern Orangen, die hier haufenweis unter den Bäumen zu verfaulen pflegen, werden in andern Ländern zur Herstellung des Citronats und der berühmten „schottischen Orangenmarmelade“ gebraucht. Besonders in Duudee in Schottland werden die bittern Orangen in vielen Schiffsladungen eingeführt, mit indischem Rohrzucker bearbeitet und von dort als Marmelade durch die ganze Welt verschickt. Das Recept findet sich in dem Buche von H. Semmler: „Die Hebung der Obstverwerthung“. Es ist nicht zu verstehen, weshalb hier, wo Frucht und Rohrzucker an Ort und Stelle wachsen, nicht eine ebenso gute Marmelade producirt werden könnte.

Die Candirung der Orangenschalen wird hier von vielen Hausfrauen vorgenommen. Weshalb wird aus dieser Waare, die in der alten Welt so theuer ist, kein Handelsartikel gemacht?

Im südlichen Frankreich, besonders in Nizza, hat sich eine großartige Industrie durch die Herstellung von Parfümerien aus Orangenblüthen ausgebildet. Sogar aus den Blättern läßt sich ein vorzügliches Parfüm extrahiren. Hierüber habe ich von fachkundiger Seite folgende Mittheilungen erhalten: „Ein kräftiger Orangenbaum liefert jährlich 25 Pfund Blüthen, die in Süd-Frankreich mit durchschnittlich 25 Pfennig das Pfund Blüthen von bittern Orangen, mit 18 Pfennig das Pfund von süßen Orangen bezahlt werden. Der Baum wirft also eine Jahresrente von 4 Mark 50 Pfennig resp. 6 Mark 25 Pfennig, sagen wir durchschnittlich 5 Mark, ab. Allein in Nizza kommen jährlich etwa 100000 Pfund Orangenblüthen zum Verkauf“. Ich setze die Frage hinzu: Könnte von den mehr als 5 Millionen Mark, die nach dem letzten statistischen Ausweise als Werth der in Brasilien eingeführten Parfümerien angegeben sind, nicht ein gut Theil im Itajahy-Thale verdient werden? Die Brasilianer sind große Liebhaber von Wohlgerüchen und Pomaden, und es giebt außer den Orangenblüthen noch viele andere zur Herstellung von Parfümerien geeignete Blumen.

2. Die Citrone.

Was bei der Orange über die Bedingungen des Wachsthum's gesagt ist, gilt ebenfalls von der Citrone, wie es von der Limette und Pomeranze gelten würde, wenn diese letzteren wichtig genug wären, besprochen zu werden. Alle diese Fruchtbäume gehören zu derselben Gattung, die der Botaniker Citrus nennt. Auch die Pomelmuße gehört dazu, die in der Kolonie nicht selten als Heckenpflanze auftritt und deren riesige Früchte, bis zu 20 Pfund schwer, in

einzelnen Fällen zu Citronat verbraucht werden, soust in Masse verfaulen. Die Citrone hat, wie die Orange, nicht wenige Spielarten, von denen hier die Lissaboner- und Heureka-Citronen am verbreitetsten ist. Am Salto und zwischen der Belha und dem Weißbach habe ich auch in Prachtbäumen und kräftigster Buschform die sog. süße Citrone gefunden, die wenig Saft, aber das meiste Del enthält. Eine fast saftlose Citrone findet man überall angepflanzt, obgleich die Frucht zu nichts benutzt wird. Diese Sorte liefert aber die besten — Hecken.

Denn das ist bis jetzt, abgesehen von den Früchten, die in der Küche zur Verwendung kommen, der Zweck der Citronen-Anpflanzungen; und ich möchte wohl wissen, wie viele Meilen Citronen-Hecken in der Kolonie bestehen. Werden dieselben gut unter der Scheere gehalten, so sind sie vollkommen dicht, und lassen in Folge ihrer starken Dornen kein Stück Vieh durchdringen. Ohne Uebertreibung kann man sagen, daß Millionen von Citronen im Itajahy-Thale jährlich verfaulen.

Nach der in Ostindien üblichen Sitte der Engländer haben wir in meiner Familie fast das ganze Jahr hindurch täglich Wasser mit Citronensaft und Zucker getrunken, und ich glaube, mit in Folge davon hat keiner von den 10 Personen meines Hausstandes an einer Akklimatisations-Erscheinung gelitten.

Ich verstehe nichts von der Zubereitung des Citronensaftes für den Handel, weiß aber, daß derselbe in den Produktionsländern dieser Südfrucht ziemlich bedeutend und lohnend ist. Der Saft dient zum Genuß und zur Herstellung von Citronensäure. Auch das Citronenöl (in Deutschland von einer Spielart der Citrone gewöhnlich Bergamottöl genannt) giebt einen Handelsartikel, der einen weiten Markt hat.

Auf alle Fälle muß es möglich sein, aus der Citrone, die besser nirgends gedeihen kann als hier, Geld zu machen. Die Kolonie hat alle Ursache, dafür ein scharfes Auge zu haben.

3. Die Feige

wächst zwar im Itajahy-Thale in der üppigsten Weise und trägt von Weihnachten bis Ostern ausgezeichnete Früchte, scheint mir aber als Handelsgewächs viel unwichtiger zu sein, als die Orange und Citrone. Freilich giebt es wohl kaum einen Baum, der so wenige Pflege verlangte und doch so reiche Erträge lieferte; aber die Verwertung ist immer nur eine einseitige. Was soll man mit der Feige anders anfangen, als sie dörren und in den bekannten kleinen Kisten zum Verkauf bringen? Entweder ist aber die Production in Kleinasien („Smyrnafeygen“), in Dalmatien und Portugal sehr groß, oder die Nachfrage nicht stark, soust würden die Früchte theurer sein. Ob auch das hiesige feuchtwarme Klima zur Feigenzucht so

geeignet ist, wie das trockenwarme Kleinasien, möchte ich bezweifeln. Das Mus schmeckt angenehm und braucht wenig geküßt zu werden, weil der Zuckergehalt der Feige sehr bedeutend ist; aber es ist für die meisten Zungen zu fade und es fehlt ihm die leichte Obstsäure des Orangenmuses. Ich kann mich deshalb für eine größere Cultur der Feige im Itajah-Thale nicht erwärmen. Doch wollte ich mich freuen, wenn durch Thatfachen bewiesen würde, daß ich mich irrte. Die Fortpflanzung der gewöhnlich in Buschform mit breit ausgelegten Zweigen wachsenden Feige geschieht hier einfach durch Stecklinge oder Absenker, die schon im zweiten Jahre Früchte tragen.

4. Die Pfirsich

ist hier förmlich verwildert. Sie wächst an jedem Zaune, blüht und trägt wie übersät voll. Die Früchte sind klein und fallen rasch ab, sind stark von Würmern heimgesucht, werden im Backofen getrocknet, zu Mus benutzt, aber nicht sonderlich geachtet. Wie oft sieht man die Zweige bis zum Boden herabhängen und von Schweinen aufgesucht! Es giebt auch veredelte Sorten, denen nach meinem Geschmacke das feine Aroma fehlt. — Die Aprikose will hier nicht gedeihen.

5. Ameschas und andere.

Die Ameschas (Amerschas) bilden einen schönen Baum mit köstlichen, säuerlichen Früchten. Die Pitangen, eine Myrthacee, sind herzförmige Kirschen. Die Quitten gedeihen vorzüglich und sollten zu Pasta und Marmelade verarbeitet werden. Die Fruitas da Conta und da Contessa sind bei den Brasilianern sehr beliebt, ebenso die Abocata, birnenförmige Früchte mit krèmeartiger, erfrischender Füllung. Die Früchte der Passionsblume (Maracuschas) werden wie ein kleiner Apfel dick und ähneln im Geschmack der Stachelbeere. Und so ließen sich noch ein Duzend Baum- und Strauch-Früchte aufzählen. Aber ich möchte nur noch darauf hinweisen, daß sich die Brombeere hier ausgezeichnet entwickelt, und daß die Versuche mit Himbeeren nur mittelmäßige Erfolge gehabt haben. Maulbeeren sind wohlfeil zu kaufen. Während alle diese und noch viele andere Naschfrüchte (z. B. die Erdbeeren) für den Mund zwar sehr angenehm, aber für den Geldbeutel ohne Bedeutung sind, ließe sich wahrscheinlich der Melonenbaum (Carica) gut verwerthen. Derselbe trägt eine Menge melonenartiger Früchte, die ein gesundes, wohlschmeckendes Compot liefern und einen so großen Pepsingehalt haben, daß sie mehr beachtet zu werden verdienen. Einige Tropfen von der Frucht machen das härteste Rindfleisch mürbe. Ich habe es leider veräumt, diesem merkwürdigen Gewächse eine nähere Aufmerksamkeit zu widmen, empfehle dasselbe aber einer solchen dringend.

6. Die Banane.

Von den Spaniern wird sie el platano genannt, von den Deutschen zuweilen Pisang, botanisch *musa sapientum*. Der allgemeinste Name dieses Gewächses, das mit keinem andern verglichen werden kann, ist aber Banane, und zwar für Pflanze und Frucht zugleich.

Sie kommt hier in verschiedenen Spielarten vor. Die Zwergbanane hat im Schaft etwa $\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser und wird bis zu 10 Fuß hoch; andere Arten haben bis zu 2 Fuß Durchmesser und werden 20—25 Fuß hoch. Um genaue Angaben machen zu können, schlug ich die scheinbar höchste einer Gruppe nieder; dieselbe hatte 32 Fuß hannoverisches Maß. Es ist damit und durch die ganze üppige Erscheinung der Banane im Itajahy-Thale der Beweis gegeben, daß sie hier nicht nur, wie in der Provinz Rio Grande, allenfalls und an geschützten Stellen fortkommt, sondern daß ihr Klima und Boden hier zusagt. Doch muß in den sich höher hinaufziehenden Seitenthälern, die wir immer mit unter dem allgemeinen Namen Itajahy-Thal umfassen, allerdings schon ein dem kalten Südwinde ausgesetzter Standort vermieden werden.

Der Stamm ist trotz seiner Dicke so weich und saftig, daß man ihn mit einem Waldmesser auf einen Schlag durchhauen kann. Derselbe trägt in seiner Höhe eine mächtige palmenartige Blätterkrone. Die Blätter sind dunkelgrün, auf ihrer Fläche wie Sammt schimmernd, bis 10 Fuß lang und 3 Fuß breit und bieten als Bekrönung des stattlichen Stammes einen überaus prachtvollen Anblick, so daß die Banane an idealer Schönheit der Erscheinung auch unter den tropischen Gewächsen ohne Gleichen und mit Recht viel bewundert und gemalt ist.

Der aus Wurzel-Schößlingen auftreibende Stamm setzt nach Vollendung seines Wuchses einen starken Stengel mit großer rother oder dunkelvioletter Blüthe an. Der Stengel senkt sich und zeigt die Fruchttraube (Käse). Dieselbe wird bis 80 Pfund schwer und besteht aus 30—40 gurkenähnlichen Früchten, die strahlenförmig oder wendeltreppenartig an dem Stengel sitzen. Wenn der Fruchtbündel reif ist, stirbt der Stamm, der immer nur diese eine Frucht trägt, ab. Seine Lebensdauer währt also etwa 12—15 Monat.

Man sieht die Banane hier überall, wo menschliche Wohnungen sind, oder wo jemals nur Hütten gestanden haben. Sie kann aber nichts weniger vertragen, als den Wind. Ihr für den hiesigen Breitengrad auffallend üppiges Wachsthum führt sich in etwas auch wohl darauf zurück, daß das Itajahy-Thal, wie schon bemerkt, eine kleine Region der Calmen bildet. Die Banane ist ein thatsächlicher Beweis für die Fruchtbarkeit des Bodens; denn sie treibt ihre Wurzeln 4 Fuß tief und stirbt sofort ab, wenn die Wurzeln

auf einen Widerstand stoßen, oder wenn der Boden arm ist. Anders ist ja auch das Wachsthum der Banane gar nicht möglich, die in einem Jahre die Gestalt eines stattlichen Baumes annimmt. Wo man sie also in kräftiger Erscheinung findet, hat man einen sichern Schätzer und Messer der Bodengüte an ihr. Sie liebt besonders den Standort an Ufern (Baranken). Dem Stadtplatz Blumenau gegenüber, auf der „Scharfen Ecke“ steht ein Bananenwald, der sich über mehrere Morgen ausgedehnt hat. Es mag hier wohl noch Niemand daran gedacht haben, der Banane irgend eine Pflege zuzuwenden, und es lag auch noch keine Veranlassung dazu vor, weil der Bedarf immer (das ganze Jahr hindurch!) reichlich gedeckt war.

Die Früchte, bei denen die Samenbildung durch die Kultur vollständig unterdrückt ist, sind 5—10 Zoll lang und enthalten unter einer leicht abzustreifenden Schale einen weichen weißen Kern, der im Geschmack mit dem der Fruchtbonbons zu vergleichen ist, aber je nach den Sorten große Verschiedenheit zeigt. Die eine Art schmeckt wie Gravensteiner Nessel, die andere wie Erdbeeren, eine andere wie Himbeeren u. s. w. Man erndtet die Frucht ab, indem man den Stamm anschlägt und niederlegt. Die Frucht darf aber noch nicht ganz reif sein, sondern muß vor dem Gebrauche noch einige Tage an einem luftigen Orte hängen, weil sie, am Stamme ganz ausgereift, den angenehmen leisen Tanningeschmack verliert, der eine sonst leicht widerliche Süße verhindert.

Eine chemische Analyse der Frucht ist schwer festzustellen, weil sie während der Reife ihre Bestandtheile verwandelt. Ungefähr stellt sich dieselbe so:

krystallisirbarer Zucker	15—16 „
Fruchtzucker	6 „
Holzfasern	$\frac{1}{2}$ „
Eiweiß	2—2 $\frac{1}{2}$ „
mineralische Stoffe	1 „
Wasser	72—75 „

Es giebt wohl keine Frucht der Erde, über die so viel gefabelt wäre, als über die Banane, was schon aus dem Grunde leicht möglich ist, weil sie sich der Controle der europäischen Wissenschaft entzieht. Denn sie hält sich höchstens 14 Tage und auch dann nur, wenn sie halbreif transportirt wird. Was man z. B. in Hamburg als Banane zu essen bekommt, ist eine widerliche, halbfaule, glitschige Masse. Selbst der große Meister Humboldt ergeht sich in seiner Schwärmerei für diese Südfrucht in starken Uebertreibungen, wenn er z. B. ihren Nährwerth auf 25 Mal höher schätzt, als den des Weizens. Dr. von Eye reproducirt sogar ohne Zusatz eines Fragezeichens das landläufige Wort, daß die Banane das Weizenmehl 130 Mal an Nährkraft übersteige. Derselbe nennt sie (S. 91) „gleichsam gewachsene Butterbröte, so leicht verdaulich, daß selbst

Säuglinge sie genießen dürfen, und so stoffreich, daß man im Nothfalle allein von ihnen leben könnte.“ — Gewiß ist die Banane (halb Gemüse, halb Frucht) für Süd-Amerika von höchster Bedeutung. Wer dort gelebt hat, kann das nur bestätigen. Man ißt sie roh, gekocht, in Butter gebraten, als Kuchen-Auflage, als Mehl, als Dörrfrucht. Ich gehöre zu den Liebhabern der Banane, aber alle jene maßlosen Schwärmereien sind vom Uebel, und wenn auch Alexander von Humboldt ihr Vater und Förderer ist. Die Bananen sind gar nicht leicht zu verdauen und dürfen deshalb nicht in zu großen Portionen genossen werden. Man sieht allerdings brasilianische Säuglinge genug an Bananen lutschen; aber es geht damit wie mit den Kindern, die im Hemdchen auf den Steinen vor der Hausthür sitzen; — die das Leben behalten, sind gesund.

Der Beweis, daß die „Paradiesesfrucht“ im Itajahy-Thal eine Heimath gefunden hat, ist seit 30 Jahren geliefert. Was kann nun geschehen, daß sie Geld bringt? Das ist immer wieder die Frage. Ist ein reichliches, billiges Material von der einzigartigen Vorzüglichkeit der Banane vorhanden, so muß dasselbe zu Conserven verarbeitet werden können. Ich habe das Vertrauen zu der Chemie, daß sie es fertig bringt. Die ganze Sache ist also „Zukunftsmusik“? Nun, diese ist seit 20 Jahren in der ganzen Welt sehr gegenwärtig geworden. Und so wird es auch mit der herrlichsten Südfrucht gehen (so nenne ich sie bei aller Nüchternheit der Auffassung).

Wenn man ganz niedrig greift, so ist doch auf eine Jahreserndte von 15—20000 Pfund vom Morgen mit Bestimmtheit zu rechnen, die fast kostenlos zunächst (Alexander von Humboldt behauptet, daß auf einer gegebenen Fläche eine 133 mal größere Gewichtsmenge Bananen als Weizen producirt werden könnte!!). Die Trocken-Apparate werden sich verbessern lassen. Der gelbgraue Färbestoff des Stammes und der Blätter, der aus Baumwolle und Leinen nicht wieder zu vertilgen und durch stark ausfließende Einschnitte in den Stamm leicht zu gewinnen ist, wird noch verwandt werden. Der Faserreichthum der Abart *musa textilis*, den die Chinesen seit Jahrhunderten hoch schätzen, wird diejenige Beachtung finden, die er verdient.

Es würde mich im Interesse der Kolonie Blumenau glücklich machen, wenn sich diese Abhandlung mit günstigem Erfolge in die Praxis überfetzen ließe.

Dieser Schlußsatz gilt auch für

7. Die Ananas,

über die ich mich aber kurz fassen kann, weil es in Deutschland Ananas-Häuser genug giebt.

Brasilien ist ihre Heimath, und sie wächst auch im Itajahy-Thale wild. Diese wilde Mutterpflanze, die kleine, stark aromatische,

etwas pikante Früchte trägt, theilt das Loos der Citrone: sie ist eine mit Recht beliebte Heckenpflanze. Auf den Grenzlinien, welche die Colonien in ihrer Längenseite unter einander trennen, wird ein Graben ausgeworfen, was in dem hier fast überall vorkommenden Lehmboden leicht angeht. Auf die ausgeworfene Erde werden Schößlinge („Kindel“) der wilden Ananas, auch Blätter, hingesteckt. In wenigen Monaten hütet sich schon jedes Stück Vieh, den scharfen Dornen zu nahe zu kommen. Die Hecke wächst bald zu einem undurchdringlichen Dickicht von 3—4 Fuß Höhe auf.

Wenn nun auch die hier (selbstverständlich im freien Felde) gezogenen Edelarten, Abokaschie u., nicht so werthvoll sind, wie die Bahama- und Bahia-Ananas, so geben sie doch eine köstliche Frucht, in der Monate lang schwelgen zu können, eine feine Zugabe zum hiesigen Leben ist. Wenn aber in den Tropen die Zucht nur auf Kosten der Gesundheit betrieben werden kann, so ist sie hier im schönsten Klima mitten unter deutschen Landsleuten möglich. Ein Gärtner, der Ananas-Cultur kennt, sich gründlich in der Präservirung von Früchten geübt hat, Verbindungen zum Absatz in Deutschland besitzt, über ein Capital von einigen tausend Mark und über eine anderthalbjährige Geduld von der Pflanzzeit bis zur Erndte verfügt, könnte viel Geld mit der Ananas-Zucht im Stajahy-Thale verdienen. Die Präservirung ist sehr einfach, wenn man die Walker'sche Schneidemaschine zu Hilfe nimmt, die Stücke nur mit einem aus Zucker und Wasser hergestellten Syrup übergießt u. s. w.

15. Die Delfrüchte.

1. Der Ricinus.

Die Cultur dieses Stranthes hat sich im Stajahy-Thale außerordentlich bewährt. Im südlichen Frankreich eine einjährige Pflanze, dauert er hier 10 Jahre. Dort ein niedriger Busch, wird er hier 15—20 Fuß hoch und baumartig. Er tritt in zwei Sorten auf, einer glatten, grünstenglichen (*ricinus communis*), und einer rothstenglichen mit stachelichter Bohnenhülse (*ricinus sanguineus*). Letztere Art verdient den Vorzug, wie aus folgender Analyse hervorgeht:

	Ric. commun.	Ric. sanguin.
Fettes Del	45,55	47,00
Stärke	12,50	8,92
Eiweißstoffe	2,40	3,78
Rohfaser	27,70	25,50
Extractstoffe	4,40	6,35
Wasser	4,10	4,40
Asche	2,94	2,90
	100,00	100,00

Der Ricinusstranch verlangt fruchtbares, durchlässiges Land und, weil er sehr rasch wächst, viel Bodenfeuchtigkeit. Daher gedeiht

er an Uferabhängen (Baranken) am besten. In frischer Masse kann er der Düngung entbehren. Ich habe in einer solchen mehrere Morgen mit Ricinus bestellt und dabei gesehen, daß eine Pflanzweite von 3—4 Fuß noch zu eng ist; auch, daß man nie zwei Pflanzen zusammen stehen lassen darf. Man kann die Bohnen zu jeder Zeit, mit Ausnahme vielleicht von den kühlfsten Wochen im Winter, legen; am vortheilhaftesten im Februar und März, weil die Sträucher dann noch vor Winter genug erstarken und im August schon die erste Erndte geben. Sie wachsen so rasch, daß man sie 8—10 Wochen nach der Pflanzung auf 4 Fuß Höhe köpfen muß, um sie nicht zu geil aufschließen zu lassen.

Der Ricinus treibt hier das ganze Jahr hindurch Blüthen und Früchte. Auf einem Morgen sollen nur 1000 Büsche stehen. Rechnen wir von jedem 3 Liter Ertrag, was zu gering veranschlagt ist, so giebt das vom Morgen 3000 Liter oder $41\frac{1}{2}$ Sack à 5 Mark (der niedrigste Preis war bis jetzt 7 Mark) = $207\frac{1}{2}$ Mark. Da der Ricinus durch seine üppigen Blätter den Boden vollkommen beschattet, so kann das Unkraut wenig aufkommen; die auf solche Anpflanzung zu verwendende Arbeit ist also gering; die Erndte ist sehr leicht; die Enthüllung geschieht durch Trocknen in der Sonne, wobei die Schalen aufspringen. Hat der Kolonist die Bohnen eingesackt, so ist er mit der Arbeit fertig, bis er nach einigen Wochen seine Ricinus-Pflanzung wieder durchpflücken muß. Wenn er vielleicht einen oder zwei Morgen nebenbei cultivirt, kann er ohne Mühe ein paar hundert Mark verdienen.

Herr Wilhelm Scheeffer hat der Kolonie diesen neuen Erwerbsszweig zugeführt. Derselbe kauft jedes Quantum Ricinuskerne für seine Delmühle und hat die Genugthuung, auf der Berliner Ausstellung von 1886 den I. Preis (die goldene Medaille) für das von ihm gelieferte Ricinus-Öl erhalten zu haben, welches auch im Berichte des „Export“ vom 15. Februar 1887 als „ganz vortrefflich“ gekennzeichnet ist. Vergleiche den betreffenden Artikel beim Capitel „Industrie“

2. Die Erdnuß.

Die Heimath derselben ist nicht Afrika, sondern Brasilien. Ihr botanischer Name ist *arachis hypogaea*, ihr brasilianischer Amendoim. Sie wird nur wenig im Stajahy-Thale gebaut, weil man allgemein annimmt, der Boden sei zu schwer. Nach den Berichten, die ich über die Erdnuß gelesen, scheint mir diese Annahme falsch zu sein. Kalk will sie aber im Boden haben, der ihr in Indien in vielen Gegenden künstlich zugeführt wird. Nach der Erndte muß sie sorgfältig getrocknet werden. Sonst macht sie wenig Arbeit und liefert hohe Erträge. Die Nüsse enthalten etwa 50 % fettes Öl, welches zur Fabrikation von Kunstbutter und zur Verfälschung von Olivenöl

verwandt wird. Marseille führte 1886 von West-Afrika über 86 Millionen Kilo Erdnüsse im Werthe von 35 Millionen Mark ein; holt aber auch aus Brasilien Erdnüsse und schickt für dieselben recht theueres — Olivenöl.

Die Preßrückstände sind in Deutschland als nahrhaftes Viehfutter seit einigen Jahren anerkannt. Dieselben enthalten bis zu 50 % Eiweißstoff (gutes Heu hat etwa 8 %). Ich hielt es auch aus Rücksicht auf die Verbesserung der Viehfütterung für meine Pflicht, die Erdnuß nicht unerwähnt zu lassen. Herr Wilhelm Scheeffler bezog im Jahre 1886 aus Luguna 1000 Sack davon, weil er sie in der Kolonie nicht bekommen konnte.

3. Der Sesam.

Eine einjährige Oelpflanze ersten Ranges, in Indien und China die tägliche Nahrung von mehreren hundert Millionen Menschen, indem der Samen zu Brotmehl verarbeitet wird. Der beste Sesam wird in Palästina gewonnen. Marseille führte im Jahre 1886 nahe an 93 Millionen Kilo Samen, hauptsächlich aus Indien, ein und bringt auch dies Del als Olivenöl in den Handel. Die Rückstände („Sesamkuchen“) bilden als Viehfutter einen großen Handelsartikel. Klima und Bodenbeschaffenheit im Itajahy-Thale eignen sich zur Cultur des Sesam in bester Weise.

(Sonneneblumen gedeihen über die Maßen; für Mohu möchte die Luft zu feucht sein.)

16. Die Futterpflanzen.

Luzerne und Klee, die gewiß in der Kolonie Blumenau wachsen würden, habe ich nirgends gefunden; für Esparsette möchte wohl der Boden zu wenig kalkhaltig sein. Deutsche Wiesengräser oder Raigras giebt es hier nicht. Erfahrene Landwirthe sind der Ansicht, daß sich alle diese Futterkräuter im Itajahy-Thale nicht gegen das Unkraut wehren könnten, sondern von demselben bald erstickt werden müßten. Jedenfalls erscheint der Anbau der genannten Kräuter ebenso überflüssig, wie etwa der der Futterrübe. Es fehlt hier weder an Nährpflanzen noch an Knollengewächsen, die heimisch oder längst eingebürgert sind.

Daß der Mais (der als Korn das Kraftfutter für Pferde und Rüge abgiebt) ein vortreffliches Grünfutter für das Rindvieh bildet, braucht nur erwähnt zu werden.

Der Hafer führt sich immer mehr als Durchhilfe durch die Wintermonate ein. Er kann 5, auch 6 mal geschnitten werden und bringt dann doch noch reifen Samen zur Ausfaat.

Das Hauptzufutter giebt die Canna (gesprochen Kanne), gewöhnlich Salz-Canna genannt, die Königin aller Futterpflanzen. Es ist, wie auch der Name sagt, eine Art von Zuckerrohr, eignet

sich aber wenig zur Herstellung von Zucker. In Stangenbündeln schießt es auf und kann viele Jahre hindurch geschnitten werden. Richtet man das Feld nach dem Viehbestande ein, so kann man durch das ganze Jahr Canna füttern. Die Stangen werden in einer Schneidelade in kleine Stücke geschnitten und geben so ein vorzügliches Futter für Pferde und Kühe. Jene bekommen aber leicht dabei stumpfe Zähne und sollten deshalb täglich nur einmal mit Canna gefüttert werden.

Sorgho (Zuckerhirse) habe ich nur im Seltethal gefunden. Die Kolonisten schienen sich aber wenig dafür zu erwärmen. Ebenso will die Theosinte, von der man in Joinville nach dem Berichte des Dr. von Ege (S. 105 f. des „Auswanderer“) große Erwartungen hegt, in der Kolonie Blumenau noch keine rechten Liebhaber finden.

Dagegen erkennt Jedermann die Bedeutung des Capim an. Das ist eine Art von Quefen-Gras, welches an Flußufeln mit leichtem, gutem Boden starkwuchernd hochaufwächst und einen so heftigen Trieb zum Wachsen hat, daß es alle 14 Tage, im Sommer alle 8 Tage, geschnitten werden kann. Es wuchert an der Erde weiter, indem es aus jedem Gliede Wurzel treibt. Pflanzt man es auf geeignetem Boden an, jaucht man es zeitweilig über, so giebt es einen dichten Bestand mit einem fabelhaft hohen Jahresertrage. Dringt es aber in andere Felder ein, so ist es eins der schlimmsten Unkräuter. Pferde und Kühe lassen alles andere stehen, wenn sie Capim bekommen. Zur Gewinnung von Heu ist es aber nicht zu gebrauchen, weil es schwer zu trocknen ist. Ich habe Capimstengel 3 Wochen lang auf meinem Schreibtische liegen gehabt und dann die scheinbar trockenen Halme in die Erde gesteckt. Nach wenigen Tagen fingen sie an zu treiben.

Kürbisse, die in der Provinz Rio Grande eine große Rolle spielen, werden hier auch als Futterpflanzen gezogen, aber nicht in dem Maße wie dort.

Ueber die Kollengewächse habe ich mich in Abtheilung 3, 4 und 5 dieses Capitels schon ausgesprochen.

An letzter Stelle sei noch die wichtigste aller hiesigen Futterpflanzen genannt: die Gramma (gesprochen Gramme), welche ausschließlich zur Herstellung der Weideplätze dient. Es ist eine breitblättrige Quefe, die im Sommer etwa 2 Fuß hoch wird, in den übrigen Jahreszeiten aber nur den Boden dicht bedeckt. Die Anlegung einer Weide mit Gramma ist nicht ganz einfach und geschieht fast ausnahmslos in folgender Weise: Ist der Wald geschlagen, gebrannt und geräumt, so wird an der Stelle, welche zum Past (zur Weide) bestimmt ist, Mais gelegt, und zwischen demselben wird in kleinen Wurzelbüscheln, die von einer bestehenden Weide ausgegraben sind, die Gramma gepflanzt, gern in zwei

verschiedenen Sorten, der grünen und der sogenannten Engicht- oder blauen Gramma. Der Mais deckt die Pflanzung vor der Sonne; wenn er nach einigen Monaten abgeerndet wird, ist die Gramma schon kräftig genug, sich selbst zu schützen. Sie überzieht den ganzen Boden und unterdrückt das Unkraut, so daß dasselbe nur in seinen buschförmigen oder sonst höher wachsenden Sorten ausgerissen zu werden braucht (besonders der sogenannte „Matte-Past“). Etwa nach Jahresfrist pflegt die Gramma genug bewurzelt zu sein, daß man das Vieh auf die junge Weide bringen kann, die erst dadurch recht gut wird, daß Pferde und Kühe sie festtreten. Bleibt sie von Thieren unbegangen, so stellt sich rasch das Unkraut ein, das baumförmig aufschießt und bald die ganze Anlage zur „Capoeira“ macht, die an manchen Stellen eben so schwer wieder wegzuschaffen ist, wie der Urwald. Hält man aber die Weide rein, läßt man eine genügende Anzahl Vieh darauf gehen, so bedarf sie in 20—30 Jahren keiner Erneuerung und keiner Pflege. Pferde und Kühe fressen die sehr nahrhafte Gramma gleich gern. Zwei Morgen davon geben für eine Kuh jahraus, jahrein ausreichendes Weidefutter; für ein Pferd genügen 1½ Morgen vollauf.

Man fängt jetzt auch an, die Gramma, wenn sie im Sommer hochsteht, zu mähen und zum Winterfutter zu trocknen; was gewiß sehr verständig ist.

In Rio de Janeiro wurden im Jahre 1881 (neuere statistische Angaben fehlen mir) 29 453 Ballen von gepreßtem Heu aus Europa eingeführt!

Allelei Nachlese.

1. Ingwer.

Ich war erstaunt, überall in der Kolonie den wilden Ingwer (*Aristolochia canadense*), besonders an Aufschüttungen, als ein üppig wucherndes Unkraut zu finden. Der scharfe würzige Geruch der weißen Blüten an den mehrere Fuß hohen Stengeln machte sich oft weithin bemerkbar. Von jeher ein Freund des Ingwer, erwartete ich, daß der echte hier stark angebaut würde, war aber nach langem Suchen froh, ihn bei einem Kolonisten zu entdecken. Der echte Ingwer (*Zingiber officinale*) ist dann als Compot und zur Herstellung von Ingwerbier in unserm Hause stark benutzt. Ich kann bezeugen, daß er nichts zu wünschen übrig läßt. Der schon mehrfach erwähnte Bericht über die Berliner Ausstellung, der äußerst vorsichtig abgefaßt ist, sagt: „Das Gleiche (nämlich, daß er eine Zukunft hat) gilt von dem besonders aus Santa Catharina ausgestellten weißen Ingwer (*Zingiber officinale*), der zwar in ausgezeichnete Qualität (frisch) vorlag, aber zur Zeit wohl nur in so geringer Menge cultivirt wird, daß er mit dem indischen nicht concurriren kann.“

Die darin ausgesprochene Anerkennung der Güte der Waare ist die Hauptsache. Die Mengen sollen schon beschafft werden, wenn sich nur ein sicherer, ausdauernder Abnehmer findet, der auch große Quantitäten gut behandelter Wurzeln gegen baar kauft. Müssen es denn immer Engländer sein, die so ein Geschäft wagen und gewinnen?

Die Cultur des Ingwer ist so einfach wie möglich. Er wird gerade so behandelt wie die Kartoffel. Es ist dabei auch kein großes Lehrgeld zu bezahlen, weil alle über diese Cultur gemachten Erfahrungen in Schriften niedergelegt sind. Feuchte Luft, sandiger Lehmboden, ein paar Monate ordentliche Sommerwärme, das ist es, was der Ingwer verlangt, und was ihm hier zu Theil werden kann. Das Feld muß die $\frac{3}{4}$ Jahr von der Ausfaat bis zur Erndte vom Unkraut reingehalten, die Knollen müssen dann in kochendem Wasser gebadet und 5 bis 6 Tage in der Sonne getrocknet werden — das ist die Arbeit, wenn die Frucht in Säcken verschickt werden soll. Soll sie eingemacht werden, so sind die Wurzeln aus der Erde zu nehmen, wenn sie noch weich und halbreif sind. Die weitere höchst einfache Behandlung brauche ich hier nicht zu beschreiben, weil ich nicht ein Receptbuch für Hausfrauen schreibe, sondern auf den Ingwer als Handelsartikel aufmerksam mache.

2. Der Cardamom

wächst ebenfalls in der Kolonie Blumenau und wird durch Knollen fortgepflanzt, ähnlich wie man es mit den Georginen macht. Die Cultur dieses Strauches, dessen Samen sich in der deutschen Küche mehr und mehr einführt, soll recht lohnend sein; ich kann aber nichts näheres darüber mittheilen.

3. Der Zimmt.

Im Garten des Herrn Claasen steht ein Zimmtbaum, wie er auch wohl auf der Insel Ceylon nicht viel kräftiger und üppiger vorkommen mag. Er hat gewiß 25 Fuß Höhe und im Stamm einen Durchmesser von mehr als 1 Fuß. Seine knorrrigen Aeste breiten sich weit aus. Seine Blätter riechen stark, wenn man sie zerreibt und schmecken wie Gewürznelken. Seine Schößlinge lassen sich gerade so gebrauchen, wie der eingeführte Zimmt. Weshalb giebt es wohl nur den einen Baum in der ganzen Kolonie?

4. Die Vanille.

Dieselbe ist bekanntlich eine hochkletternde Orchideen-Art. Einzelne prachtvolle Exemplare, die ich davon gesehen habe, geben den Beweis, daß sie hier gezogen werden kann. Mehr mag ich nicht behaupten, obgleich die Berichte über die Vanillezucht in Mexiko (dessen jährliche Ausfuhr über 100 000 Pfund dieses kostbaren Gewürzes beträgt) noch viele günstige Vergleichungspunkte erlaubte.

— Der „Export“ schreibt bei der Besprechung der Berliner Ausstellung: „Das Municipio de Affassualy hatte frische und R. W. Kleine in Santa Catharina präparirte Vanille ausgestellt. Diese beiden Vanillen sind an sich so vortrefflich, daß wir nicht angestanden haben, ihnen den ersten Preis zu ertheilen. Es sind Früchte darunter, die eine Länge von 25 Ctm. und eine Breite von 5 Ctm. besitzen. Dieselben sind zudem von Herrn R. W. Kleine so außerordentlich sachgemäß getrocknet und verpackt, daß man sie als in jeder Beziehung vortrefflich bezeichnen muß. Leider sind diese brasilianischen Vanillen für den europäischen Markt, wenigstens als Genußmittelzusatz, nicht verwertbar. Beide Proben enthielten verhältnißmäßig wenig Vanillin, dagegen einen außerordentlich fein, heliotrop- und cumarinartig riechenden Körper. Ihr Geruch ist daher gänzlich abweichend von dem unserer Vanille, an eine Verwendung an Stelle derselben also nicht zu denken. Dagegen glaube ich wohl, daß dieselbe in der Parfümeriefabrikation eine große Bedeutung erlangen kann, da der Geruch sehr dauerhaft und äußerst lieblich ist.“

5. Hopfen

habe ich bei Herrn Paupig gesehen, kann aber über den Erfolg noch nichts aussagen und drucke deshalb nur einen Bericht über den Hopfenbau in San Lourenzo, Provinz Rio Grande do Sul, aus dem 3. Heft der Kolonialzeitung vom Jahre 1887 hier ab, um damit etwa einzelnen Kolonisten in Blumenau zu dienen:

„Das Augenmerk unserer Landsleute in der genannten Kolonie richtet sich immer mehr auf den Hopfenbau, und zwar mit Recht, denn die Zahl deutscher Bierbrauereien in Südbrasilien wächst immer mehr und es liegt auf der Hand, daß dieselben sich in ihrem Verbrache von dem europäischen Import dieses Artikels zu emancipiren trachten.

Es ist Thatsache, daß eine geringere Quantität frischen Hopfens größere Wirkungskraft besitzt als eine größere Menge des gleichen Materials, welches Seetransport durchzumachen hatte. Es ist dem Direktor der Kolonie S. Lourenzo, Baron Kurt von Steinberg, gelungen, den Beweis zu führen, daß der Hopfen auf jener Kolonie nicht nur vorzüglich gedeiht, sondern auch eine große und schöne Einnahmequelle sichert. Die vorjährige Hopfenpflanzung des genannten Herrn bestand aus 3500 Pflanzen und zwar 500 zweijährigen, 700 einjährigen und 2250 Pflanzen von $\frac{1}{2}$ Jahr. Die davon erzielte Erndte betrug 400 Kilogramm. Da bekannt ist, daß die Hopfenpflanzen im vierten Jahre ein Pfund Hopfen geben — die zweijährigen Stöcke brachten in S. Lourenzo bereits $\frac{3}{4}$ Pfund — so kann von Jahr zu Jahr auf einen ansehnlichen Ertrag gerechnet werden. — Im Laufe des vergangenen Jahres sollte die

Pflanzung des Baron R. v. Steinberg auf 7000 Pflanzen gebracht werden. Von den zu erzielenden jungen Pflanzen sollten etwa 10000 zur Vertheilung gelangen und ist vorauszusehen, daß diese Pflänzlinge innerhalb der Kolonie S. Lourenzo bleiben. Kolonisten, welche im Jahre 1885 je etwa 50 Pflanzen zum Anbau erhielten, sind mit dem Resultate dieser Kultur zufrieden und wollten im letzten Jahre von selbstgezogenen Pflänzlingen Kulturen von 250—300 Stöcken anlegen. — Wir erwähnen noch, daß Hopfenpflanzungen sich auch in Sta. Cruz und in Germania (am Butucaraby) befinden und gut entwickeln. Der Preis für das Kilogramm Hopfen werthete R. 4000 oder etwa 7—8 Mark. Sr.

Damit hoffe ich denn ein ziemlich vollständiges Bild über die landwirthschaftlichen Produkte im Flußgebiete des Stajahn gegeben zu haben. Ich glaube wohl, daß darin noch Lücken sein mögen; aber ich habe gethan, was ich gekonnt. Für Belehrungen, die auf Erfahrung beruhen, bin ich, wie Eingangs gesagt, nicht nur zugänglich, sondern aufrichtig dankbar und bitte darum.

Es ist in meinen Augen kein Glück für das Stajahn-Thal, daß sich sein Klima und Boden für eine so reiche Mannichfaltigkeit von Culturgewächsen eignet. Einige derselben von durchschlagender Bedeutung wären besser, als die vorhandene bunte Menge. Zu einer Beschränkung wird es hoffentlich mit der Zeit auch kommen. Die Kolonie Blumenau liegt geographisch zwar $3\frac{1}{2}$ Breitengrade (50 deutsche Meilen) von den Tropen, dem Wendekreis des Steinbocks, entfernt. Die geographischen Breitengrade decken sich aber keineswegs mit den klimatischen Zonen. Die Kolonie stellt einen Uebergang von den Tropen zum gemäßigten Klima dar. Beide Zonen treffen hier auf einem äußerst fruchtbaren Boden zusammen. Derselbe ist in sanitärer Hinsicht fiberfrei, in cultureller Hinsicht nicht. Hier hat schon das Schwarze-Bohnen-Fiber, das Mais-Fiber, das Zucker-Fiber grassirt und ist zeitweilig recht hochgradig aufgetreten. Nüchterne Untersuchung ist deshalb nirgends mehr geboten als hier, wo auch geschichtlich die Uebergangs-Periode von Versuchen zu einer gewissen Consistenz noch nicht überwunden ist. Man vergesse doch nie, daß vor einem Menschenalter wüster Urwald stand, wo jetzt mehr als 3000 ackerbautreibende Kolonisten-Familien mit etwa 20000 Seelen wohnen!

Sobald man bei Betrachtung der Landwirthschaft den Blick von der einzelnen Untersuchung auf die allgemeinen Erscheinungen wendet, muß man erstaunen, was für eine riesige Leistung in einem Menschenalter hier vollzogen ist. Wer da hat, dem wird aber gegeben, wenn er die Augen aufthut, die Hände rührt und nicht müde wird, scharfe Kritik an sich selbst zu üben.

17. Einige allgemeine Bemerkungen zu dem Capitel „Landwirthschaft“.

1. Nur wo der Pflug geht, kommt in der Kolonie der Segen; die Hackwirthschaft war für den Anfang unvermeidlich und ist es in den ersten Jahren überall noch, wo neue Koffen angelegt werden. Wenn das Terrain es aber irgend erlaubt, sollte der Pflug die Hacke verdrängen. Es ist nicht genug, daß an der Stelle, an welcher das Saatkorn in die Erde gelegt oder eine Pflanze gesetzt werden soll, ein Loch mit der Hacke geschlagen wird. Das ganze Ackerfeld muß der Einwirkung der Luft ausgesetzt werden, damit die Salze der Erde sich zerlegen können, das Unkraut im Keime zerstört und die Brut der Insekten vernichtet wird. Wie klar ist das Pflugland am Beneditto, am Rio Testo und wo es sonst noch vereinzelt gefunden wird! Es bildet leider eine Ausnahme. Nun wäre es aber gewiß nicht verständig, hier gerade so zu pflügen, wie es in der alten Heimath geschieht, wo man meist tiefe Furchen ziehen kann, um dem Frost, Schnee und Regen und der Sonne möglichst viel Einfluß auf den Humus zu geben. Das geht hier nicht an. Frost und Schnee fehlen; der Regen fällt oft mit großer Heftigkeit; die Sonne dörrt zeitweilig den Boden viel zu stark aus, wenn er hoch aufgelockert ist. Hier darf nur flach gepflügt werden; auch schon deshalb, weil die Humusschicht nicht stark zu fein pflegt. Da außerdem fast alles Terrain wellig ist, so würde die Fruchterde bald durch die zuweilen niederstürzenden Gewitterregen in die Niederungen des Ackerstückes geschwemmt werden, wenn der Boden zu sehr aufgelockert würde. Aber obgleich diese Bedenken volle Berücksichtigung erfordern, bleibt der Satz doch stehen, daß man nur da von einem Fortschritt zu rationeller Ackerwirthschaft sprechen kann, wo der Pflug, wenn es irgend möglich ist, den Boden präparirt.

2. Die Ausmergelung des Bodens bis zu seiner völligen Erschöpfung muß einer vernünftigen Sorge für die Erhaltung seiner Kräfte Platz machen. Das nur auf den augenblicklichen Vortheil berechnete Ausaugesystem ist eine Kinder-Krankheit aller Ackerbau-Kolonien, die überwunden werden muß. Die von den deutschen Ansiedlern den Brasilianern nachgemachte Capoeira-Wirthschaft hatte bei den letzteren eine Berechtigung. Sie schlugen ihre lustigen Hütten auf, wo es ihnen paßte, sogan das Land aus und zogen dann weiter. Die seßhaften deutschen Kolonisten gehen unfehlbar dem Ruine entgegen, wenn sie ihrem Felde nicht die Produktionsfähigkeit lassen. Das stellenweise Brachliegenbleiben einer Koffe auf einige Jahre, ihre Bewachung mit der sogenannten Capoeira, ist doch immer nur eine Galgenfrist vor dem Bankerott des Bodens. Eine „ausgebaute Kolonie“, wie man hier so eine ausgefogene

Ansiedelung nennt, ist ein Bild der Verwüstung. Die Citrone ist ausgepreßt, die Schale ist geblieben und sie vermag nur noch den Neuling zu täuschen. — Aber wie soll geholt werden? Jeder deutsche Landwirth antwortet: Durch Dünger! Das ist leicht gesagt. Allerdings läßt sich eine Stallfütterung wohl in der Art durchführen, daß man die Thiere durch Zufütter gewöhnt, des Abends in einen Stall zu kommen und des Nachts darin angebunden zu bleiben. Aber es fehlt die Streu. Viel einfacher möchte es sein, Composthaufen anzulegen und zugleich den Boden vor der übermäßigen Kraft der Sonnenstrahlen dadurch einigermaßen zu schützen, daß man die Koffen streifenweise durch Anpflanzung solcher Bäume durchzieht, die etwas Schatten geben, ohne Brutstätten des Ungeziefers zu sein. Als solche empfehlen sich z. B. Orangen- und Kaffeebäume. Es ist viel wichtiger, den Boden zu schützen und zu pflegen und den Wald stehen zu lassen, wo es irgend angeht, als den Urwald immer mehr wegzuschlagen und den Boden zu vernachlässigen.

3. Es fehlt der Landwirthschaft im Stajahn-Thale gegenwärtig an lohnenden, im Absatz sicheren Produkten. Früher boten der Mais und die Bohnen viel Verdienst, nachher der Zucker. Zu gleicher Zeit kam eine Menge baares Geld von der Regierung für Wege- und Brückenbau u. in die Kolonie (in 19 Jahren nahe an 6 Millionen Mark, die sich auf eine bedeutend geringere Bevölkerung, als jetzt vorhanden ist, vertheilten). Gegenwärtig wird alles mögliche producirt, wird bei allem etwas verdient, hat Jeder seinen Lebensunterhalt reichlich, aber es fehlt das baare Geld aus dem Erlöse stets marktfähiger Culturen. Was sollen wir pflanzen? Das ist hier, wie in allen südbrasilianischen Kolonien, die immer wiederkehrende Frage. Man versucht dies und das. Mancher zahlt dabei Lehrgeld. Es fehlt die Industrie, welche Rohprodukte verbraucht; es fehlen kapitalkräftige Kaufleute, die nicht nur sofort verdienen wollen, sondern es auch verstehen, dauernde Anregung zu gesteigerter Produktion zu geben. Es ist ein Zustand des Schwankens, eines gewissen Tappens im Dunkeln. Das darf in einem Berichte, der den Anspruch auf wahrheitsgetreue Darstellung macht, nicht geleugnet, sondern muß offen von mir ausgesprochen werden. Aber darin liegt keineswegs eine Hoffnungslosigkeit.

Die Grundlage der Landwirthschaft in der Kolonie Blumenau ist eine so gesunde, eine von Natur so reich ausgestattete, daß die Krisis überwunden werden wird. Obgleich ich die Schattenseiten sehe (und dieselben doch gewiß rücksichtslos genug aufdecke), glaube ich, daß die Landwirthschaft im Flußgebiete des Stajahn eine gute Zukunft hat.

XII.

Die Viehzucht.

1. Das Rindvieh.

Das Municipium Blumenau hatte nach den statistischen Angaben der letzten amtlichen Zählung im Jahre 1885 einen Bestand von 14 830 Stück Rindvieh bei 3 482 städtischen und ländlichen Haushaltungen. Es kommen also auf jede Familie durchschnittlich mehr als 4 Stück.

Die Rasse ist groß, kräftig, hochrüdig, schwer in's Gewicht fallend; doch ist der Kopf noch zu stark und die Hörner sind noch zu lang. Das Vieh kommt vom Hochlande (den Campos), wo es Heerden bis zu 30 000 Stück giebt, die einem einzigen Besitzer gehören. Dort schweifen sie auf den viele Tagereisen weiten Weidplätzen aufsichtslos umher ohne Schutz gegen die Einflüsse der oft rauhen Witterung. Bleibt der Schnee lange liegen, so geht viel Vieh zu Grunde. An eine Fütterung wird gar nicht gedacht, so daß die Heerden bei anhaltender Dürre im Sommer oft große Noth leiden. Es wäre recht leicht, Heu zu machen oder Futterkräuter zu ziehen; die rohen Kerle, welche die Aufsicht über das Vieh haben, sind aber viel zu faul dazu, und die Besitzer sind die loddrige Wirthschaft von Urväter=Zeiten her gewohnt. Das einzige, was geschieht, ist ein vielleicht zwölfmal im Jahre wiederholtes Nachsehen nach dem Bestande der Heerde. Dabei wird das Vieh durch dieselben Knechte, welche die kühnsten Reiter sind, zu Pferde von den Grenzen auf einen bestimmten Platz hin zusammen getrieben, mit Salz gefüttert, zum Schlachten oder zum Verkauf ausgesucht, mit Merkur (Calomel) gegen das Ungeziefer eingerieben, und die mit dem Lasso eingefangenen Kälber werden mit den großen Brandmarken gezeichnet, welche alles Kamp=Vieh, auch die Pferde, verunstalten. Die Heerdenbesitzer bleiben bei dieser Art der Markirung ihres Eigenthums, obgleich dadurch jede Kuhhaut 1½—2 Mark weniger werth ist, als die mit kleinen, aber genügenden, Zeichen versehenen Montevideo=Häute. Von einer rationellen Zucht zur Veredelung der Rasse hat man keinen Begriff. Das Vieh ist verwildert, aber nicht böseartig. Es folgt auch den Treibern ganz willig, die alle paar Wochen aus dem Itajaby=Thale auf das Hochland reiten, um einen Trupp zu holen. Obgleich die Thiere, bis sie hier ankommen, einen Weg von mehreren

hundert Kilometern zum Theil durch unwegsame Gebirge zurückgelegt haben, Futter an den Wegen suchend, sehen sie meist sehr gut aus, der beste Beweis für vorhandene Kraft und Gesundheit. Die Rasse soll vor Jahrhunderten aus Spanien eingeführt sein. — In Bezug auf die Milch sind die Kühe vollständig vernachlässigt und zum natürlichen Zustande zurückgekehrt, so daß sie nur so viel und so lange Milch geben, als die Kälber saugen. — Eine gute Kuh aus dem Trupp kostet hier 60—75 Mark. — Die Kolonisten ergänzen ihre Bestände gern durch frisches Kamp-Vieh und laufen dabei niemals Gefahr, wenn sich etwa auch ein Stück im Milch- Ertrage nicht bessert, da der Schlachtwerth sich mit dem Kaufpreise deckt und das Futter kaum berechnet werden kann; denn auch in der Kolonie geht das Vieh das ganze Jahr hindurch auf der Weide. Eben deshalb ziehen sich die Kolonisten auch selbst die Ochsen auf, und die Folge davon ist wieder, zum großen Schaden der Rasse, die hier, wie auf dem Kamp, fortgesetzte Inzucht. Da das Substrat an sich vorzüglich ist, erscheint zur Verbesserung der Rasse nur die Einführung guter Zuchstiere als nothwendig, womit vor Jahren einmal ein kleiner Versuch gemacht ist.

Futter für das Rindvieh bietet hauptsächlich, bei vielen Kolonisten fast ausschließlich, der Bast (die Weide) dar. Freilich ist die Gramma, von der wir bei den Futterkräutern berichtet haben, daß sie allein die Weide bildet, ein ganz vorzügliches Gewächs, welches an Nährkraft alle Grasarten weit übertrifft; und wenn sie das ganze Jahr hindurch so üppig wüchse wie im Frühjahr und Sommer, brauchte das Vieh kaum anderes Futter. Im Herbst und Winter reicht die Gramma aber nur nothdürftig aus, selbst wenn die Weiden groß sind. Es wird deshalb von allen verständigen Leuten, die ihre Kühe immer in gutem Stande erhalten wollen, für Zufutter gesorgt, und die besten Landwirthe füttern ihre Kühe das ganze Jahr hindurch regelmäßig; sie fangen sogar schon an, Kraftfutter zu geben, nämlich Farinha (Manioca-Mehl, wovon der Centner 3—4 Mark kostet), welches nahrhafter als alles andere ist, und Maischrot, das ungefähr denselben Preis hat. Die Pressrückstände der Erdnüsse (Amendoim), deren Futterwerth in Europa geschätzt ist, kommen hier jetzt zum ersten Male (der Centner zu 4—4½ Mk.) zur Verwendung. Uebrigens wird Niemand einer fortdauernden Stallfütterung hier zu Lande das Wort reden können; obgleich es Futterkräuter und Knollenfrüchte in Ueberfluß giebt, wie ich an andern Stellen dieses Heftes nachgewiesen habe. Futterschneidemaschinen werden zum Glück immer mehr angeschafft. Eine häufigere Darreichung von Salz wird aber nach den von mir angestellten Nachfragen noch vielfach versäumt, ebenso ein Gewöhnen der Thiere an einen Saufeimer, in welchen Kleie, Maismehl u. dergl. einge- rührt ist. Wir haben die guten Folgen solcher Zuthaten ausprobiert.

In allen diesen Dingen muß der alte Schlendrian der Brasilianer überwunden werden, der sich auf viele unsrer hiesigen Landsleute gleichsam übergeimpft hat.

Von Stallungen ist nicht viel zu sagen. Vier Pfähle und ein Dach von Ziegeln oder Palmblättern darüber, werden ein Stall genannt; und die Kühe sind so sehr an die Freiheit gewöhnt, daß sie nur beim schlimmsten Wetter oder in der stärksten Mittagshize diesen Schutz suchen. Doch sieht man auch einzelne solidere Stall-Einrichtungen. Für schattengebende Bäume sollte aber auf jeder Weide noch besser Sorge getragen werden.

Der Milch-Ertrag ist schwer zu bestimmen. Die Kolonisten haben eine merkwürdige Abneigung, auf bestimmte Fragen, also z. B. über das durchschnittliche Milch-Quantum, bestimmte Antworten zu geben. Es ist das Resultat von mehr als einem halben hundert Nachforschungen, daß man hier auf etwa 1500 Liter Milch von einer Kuh im Jahre bestimmt rechnen darf, also auf täglich etwas über 4 Liter; und zwar bei den ohne besonders sorgsame Pflege behandelten Kühen. Das ist bei dem Futterwerthe und der milchbildenden Natur der Gramma, des Apim, der Canna u. s. w. gewiß wenig genug. Die Milch ist sehr gehaltreich und fett.

Der Absatz der Milch und ihrer Producte ist überall in der Kolonie, mit Ausnahme ihrer Ausläufer an den Enden der Seitenthäler, leicht. In der Nähe des Stadtplatzes bezahlt man 18 Pfg. für das Liter und ist oft froh, regelmäßig für den Preis welche zu bekommen. Die Butter ist von den Kaufleuten durch das ganze Gebiet der Ansiedlungen hin stets gesucht; das Pfund gewöhnlichster Bauerbutter zu 90—110 Pfg. Käse wird hauptsächlich von den entfernt wohnenden Italienern in den Handel gebracht. Die Ausfuhr nach Rio de Janeiro, wo immer hohe, oft enorme Preise (bis 2 Mk. 70 Pfg. das Pfund) bezahlt werden, ist sehr bedeutend. Im letzten Jahre sollen 122 000 Pfund Butter aus Blumenan dahin verschickt sein. Und doch wird in die große, reiche Stadt mit 300 000 Einwohnern und mit dem riesigen Weltverkehre jährlich noch für mehrere Millionen Mark schlechte englische (warum nicht gute deutsche?) Büchsenbutter eingeführt. Auch die andern Hafenstädte des Landes z. B. Bahia mit 180 000, Pernambuco mit 150 000 Einwohnern bilden ein Absatzgebiet, das in langer Zeit noch nicht von den Kolonien versorgt werden kann. Nach einer glaubhaften Zeitungsnotiz (vergl. „Immigrant“ vom 26. Juli 1886) sind im Jahre 1885 für 12 000 Contos, also für etwa 21 Millionen Mark Butter und Margarin in Brasilien eingeführt.

Obgleich dem Itajahythale die natürlichen Weiden fehlen, die in Rio Grande und Uruguay vorhanden sind, und obgleich die Anlegung der künstlichen Weideplätze Zeit und Geld erfordert, giebt die Milchwirthschaft hier eine gute Rente. Aufbesserung der Rasse,

rationelle Pflege der Rñhe, Einrichtung richtiger „Schweizereien“ — das sind die drei Cardinalpunkte.

Es folge hier nun noch ein aus gründlichen Ueberlegungen und vielfachen Berathungen mit Sachverständigen hervorgegangener

Kostenanschlag

für eine nicht zu weit von der Stadt Blumenau, oder von Gaspar oder von einer andern Stelle, an welcher der Flußdampfer anlegen kann, zu begründende Milchwirthschaft in größerem Style.

A. Ausgabe.

I. Anlage-Capital.

1. 200 Morgen Weide (Ankauf des Landes, Waldschlagen, Brennen, Räumen, Mais und Gramma pflanzen, wobei der Reinertrag aus der Mais-Ernde mit wenigstens 3000 M als Verzinsung des Anlage-Capitals bis zum vollen Betriebe der Wirthschaft zu berechnen ist) à Morgen sehr hoch veranschlagt 50 M	10 000 M
2. 25 Morgen Ackerland, Ankauf zc. wie vorstehend, incl. Pflanzung, höchstens à 60 M	1 500
3. Einfaches Haus, Hausinventar und Ställe (von Palmiten)	4 000
4. Einfriedigung mit Palmiten oder Stacheldraht.	500
5. Pferd, Wagen, Geschirr	500
6. 100 neumilchende Rñhe à 100 M	10 000
7. Milchgeräth, Buttermaschinen, Kühlraum.	2 500
8. Unvorhergesehene Ausgaben	1 000 „
	<u>30 000 M</u>

II. Betriebskosten.

1. Gehalt für einen Kolonisten nebst Frau, Mädchen, Monatslöhnen und Jungen.	4 500 M
2. Beföstigung für dieselben	2 000
3. 10% Abschreibung vom Anlage-Capital (resp. Verlust)	3 000 „
	<u>9 500 M</u>

B. Einnahme.

Eine Kuh soll jährlich nur 1500 Liter Milch geben, täglich also durchschnittlich eine Kleinigkeit über 4 Liter, 100 Rñhe mithin 150 000 Liter. Für das Liter wurde längere Zeit von der Conservefabrik, welche sich die Milch dafür noch auf 3 Stunden Wegs abholte, 18 S (90 Reis) bezahlt, jetzt 16 S (80 Reis) ebenfalls bei Abholung. Die Fabrik stellt Butter und Käse her. Der Werth soll aber nur mit 13 S (65 Reis) in Ansatz kommen, was selbst deutschen Landwirthen nicht zu hoch erscheinen wird, wenn sie die hiesigen Marktpreise im Auge behalten. Es kämen mithin 150 000 × 13 S = 19 500 M in Ansatz. Also:

Einnahme	19 500 M
Ausgabe	9 500 „
	<u>Ueberschuß 10 000 M</u>

= 33 $\frac{1}{3}$ % Verzinsung des Anlage-Capitals.

Bei diesem Anschlage sind besonders die beiden ersten Ausgabe-Posten um vielleicht 3000 Mk. zu hoch angesetzt. Als Kühlraum ist nicht ein Keller gedacht, der für das Klima nicht taugt, sondern ein Schuppen von Material, welches aus schlechten Wärmeleitern

besteht (wie jetzt die Eishäuser in Deutschland hergestellt werden), also aus Bohlen und Maisstroh oder Sägespänen. Auch würde wahrscheinlich ein in den Wänden luftiges Haus von gespaltenen Palmiten, mit tief herabreichendem Dache, von doppelten Dachpalm-Blättern gedeckt, genügen und zugleich dem Ungeziefer (Baratten) weniger Schutz bieten. — Der Berechnung der Betriebskosten liegt die Annahme zu Grunde, daß die Frau des Kolonisten das Kochen besorgt und zugleich die Aufsicht über die Milch hat, und daß Knechte die Feldwirthschaft zur Gewinnung des Futters betreiben. Da das mit Futtercanna, Knollengewächsen und Mais bestellte Land hier allgemein zugleich für schwarze Bohnen, Bataten, Gemüse zc. zum Theil mit doppelten Jahres-Erndten benutzt wird, und das Land wie der Haushalt auch Futter für eine größere Anzahl von Schweinen und Federvieh abwirft, so dürfte für Beköstigung eigentlich kaum etwas ausgegeben werden.

2. Die Schweinezucht.

Nach der Statistik des Viehbestandes im Municipium Blumenau vom Jahre 1885 waren in dem Bezirke 35 887 Stück Schweine im Alter von drei Monaten aufwärts vorhanden. Im Jahre 1885 gab es 3482 bewohnte Grundstücke, so daß sich durchschnittlich für die Familie ein Besiz von 10 Schweinen ergibt. Die italienischen Kolonisten treiben erst seit ungefähr drei Jahren in unbedeutender Weise Schweinezucht. Wenigstens vier Fünftel des nachgewiesenen Bestandes befinden sich in Besizze der deutschen Kolonisten.

Eine reine Rasse giebt es hier nicht; es sind lauter Kreuzungsresultate. Gemeinschaftlich haben sie nur, mit wenigen Ausnahmen, die schwarze Färbung. — Doch kann man nach dem vorwiegenden Charakter unterscheiden:

a) die Schweine von chinesischer Abstammung, Macaü genannt, kurzbeinige, kurzschnauzige, dickköpfige Thiere bis zu 75 cm im Rücken lang und mit 150—180 Pfd. Schlachtgewicht am Ende des ersten Jahres; mästen sich sehr leicht ohne Kornfutter, hauptsächlich durch Canna (Futter-Zuckerrohr) und rohe Knollenfrüchte. Der Knochenbau ist fein, das Fleisch wegen eines eigenthümlichen Geruches nicht beliebt, das Fett gelblich, ebenso der Speck. — Die Deutschen würden

b) die Schweine von ungarischer Abstammung vorziehen, die großknochig, hoch und lang gebaut und langohrig sind, wenn dieselben leichter zu mästen wären. Die Sorte findet sich deshalb meist nur bei Besitzern von Zuckermühlen (deren es hier 225 giebt), wo sie leicht Nahrung genug haben; am häufigsten aber auf dem Hochlande, wo sie in die Pinienwälder getrieben werden und gemästet zurückkehren. — Unsere Kolonisten haben am liebsten

c) die Halb-Macaú-Rasse, eine Kreuzung der beiden vor-
genannten, aber in den denkbar verschiedensten Specialitäten: kurz-
und hochbeinig, auffallend klein und ungeheuer groß. Die Vermehrung
derselben ist eine exorbitante. Die Sau wirft jährlich zweimal 6—10
Junge.

Soll aus der Schweinezucht hier etwas ordentliches werden,
so ist eine rationelle Aufbesserung der Rasse das Hauptforderniß.

Billiges Futter giebt es in Ueberfluß. Außer der vorhin
erwähnten Canna: Apim, Batate, Cara, Taja und besonders die
an allen Bächen wuchernde Yamswurzel; auch Kürbis (Abobra)
und Mandioca, an die man die Schweine nach und nach gewöhnt,
um sie nicht zu vergiften. — Die Mandioca-Wurzel übertrifft alle
europäischen Knollenfrüchte an Nährwerth. Wenn der Mais billig
ist, macht es die beste Rechnung, ihn zu verfüttern, anstatt ihn zu
verkaufen. Der Kolonist kommt dann leicht auf einem Umwege zu
einem lohnenden Ertrage seiner Pflanzung. Er „treibt die Milche
(Mais) durch die Schweine“, wie man hier sagt; würde sich aber
noch besser dabei stehen, wenn er den Mais vorher schrotete.

Schweineställe aus Palmiten, mit Tipo (Pflanen) zusammen-
gebunden, oder wenigstens ein Dach auf vier Pfählen ruhend, giebt
es zwar auf jeder Kolonie. Dieselben werden aber nur als Schutz
gegen die Sonne angesehen oder für extra zu mästende Thiere
benutzt. Die anderen Thiere halten sich das ganze Jahr im Freien auf.

Verwendung a) des Fleisches. Die Kolonisten verbrauchen
viel Schweinefleisch im Haushalte, auch in der Form von Brat-
wurst und (in den kühleren Monaten) von allen anderen deutschen
Würsten. Doch ist der Export nach Itajahy, Desterro, Rio de
Janeiro u. s. w. von gesalzenem und in Fässer verpacktem Fleische
nicht unbedeutend; b) Speck und Flaumen werden meist in sehr
primitiver Art zu Schmalz ausgebraten, wofür stets zu guten
Preisen Absatz ist; c) die Knochen finden noch gar keine Verwendung;
d) Abfälle (Schwarten zc.) werden bis jetzt erst ausnahmsweise zum
Seisefochen verbraucht. Die Kaufleute beziehen die Waschseife aus
Rio de Janeiro oder Montevideo.

Preise und Absatz. Die Arroba (15 kg) Schlachtgewicht
(ohne Leber aber mit Kopf) kostet durchschnittlich 8 Mark, das
Pfund also 26²/₃ Pfennig. Die jährigen Schweine, die einige
Monate mit Canna, Schrotmehl zc. gemästet sind, wiegen durch-
schnittlich 150 Pfund, stellen also einen Werth von 40 Mark dar.
Zu diesem Preise findet stets jedes Quantum Abnahme. Im Handels-
und Export-Geschäfte berechnen sich die Unternehmer den Einkaufs-
preis des Schmalzes durchschnittlich mit 50 Pfennig das Pfund,
den des Fleisches mit 25 Pfennig. — Die größten Schlachtereien zur
Gewinnung von Schmalz und von Fleischwaaren zum Versande
haben die Firmen: Conservefabrik von W. Affeburg am Stadtplatz,

H. Holecz, Fr. Ungershausen, Fr. von Odel daselbst, Jens Jensen an der Stoupava, Fr. Donner am Timbo, F. Bogt an der Warnow.

In den Ausfuhr-Verzeichnissen sind die Fettwaaren (Butter, Schmalz und Speck) zusammengezogen. Dieselben betragen im Jahre 1883 in 3814 Kisten 381400 Pfund, 1884 in 4542 Kisten 454200 Pfund, 1885 in 5048 Kisten 504800 Pfund, 1886 in 5625 Kisten 562500 Pfund. — Bei einem Viehbestande von 35887 Schweinen und 14830 Stück Rindvieh betrug der Export an Fettwaaren im Jahre 1886, wenn man die Einwohnerzahl nach derselben statistischen Aufstellung mit 20435 gelten läßt, pro Kopf nicht ganz 28 Pfund; was recht günstig ist, da doch nur der Ueberschuß zur Ausfuhr kommt. An Fleischwaaren sind ausgeführt 1883: 23000 Pfund, 1884: 76600 Pfund, 1885: 109800 Pfund, 1886: 70600 Pfund.

Wenn man bedenkt, was für ein ungeheurer Reichthum an Futtermaterial in Knollengewächsen hier vorhanden ist und wie billig dieselben zu ziehen sind, und wenn man aus der Statistik ersieht, wie große Massen Schmalz aus Nordamerika in Brasilien eingeführt werden, muß man es im Interesse der Kolonie recht beklagen, daß noch immer Kapital und Unternehmungsgeist fehlen, um die Schweinezucht im Itajahy-Thale nach dem Muster derjenigen auszudehnen, die am Michigan-See in den Vereinigten Staaten blüht. In der Schweinezucht liegt vielleicht die Lösung der Frage, wie die Kolonie Blumenau am besten materiell gehoben und gefördert werden kann; mehr noch als in der Rindviehzucht, die risicanter und in der Herstellung der Erzeugnisse schwieriger ist.

Ich mag es mir deshalb im Interesse der Kolonie nicht versagen, auch bei diesem Abschnitte wieder, wie beim vorigen, eine Kostenaufstellung zu geben, wenn ich es auch, trotz aller Vorsicht in den Zahlen, nicht ohne Bedenken thue. Ueber solche Ziffern läßt sich ja immer streiten. Ich habe die Ausgaben deshalb möglichst hoch, die Einnahmen möglichst niedrig gestellt.

Kostenanschlag

für eine Schweinezucht mit jährlich 1000 Stück Umsatz.

A. Ausgabe.

I. Anlage=Capital.

1. Ankauf von 150 Morgen Weideland, à 25 M	3 750 M
2. "Einsaat", 250 Morgen für Futter, vollkommen hergestellt incl. "Einsaat", à 60 M	15 000
3. Einfaches Haus, Haus-Inventar und Stallungen (von Palmiten)	5 000
4. Einfriedigung	2 000
5. Unvorhergesehene Ausgaben	1 250 "
	<u>Summa 27 000 M</u>

II. Jährliche Betriebskosten.

1. Gehalt für 1 Kolonisten nebst Frau, den nöthigen Arbeitern und Jungen incl. Beköstigung	10 000 M
2. 1000 Ferkel von 3 Monaten, à 5 M, 10 % Verlust dazu gerechnet	5 500
3. 10 % Abschreibung resp. Verzinsung des Anlage-Capitals	2 700
4. Pferde, Wagen, Ackergeräth jährlich	1 800 "
	<u>Summa 20 000 M</u>

B. Einnahme.

Ein jähriges Schwein soll durchschnittlich (gemästet) nur 4 Arroben (120 Pfd.) wiegen, also 4000 Arroben, à 8 M, sollen zum Verkauf kommen 32 000 M

Einnahme .	32 000 M
Ausgabe	20 000 "
Ueberschuß . .	<u>12 000 M</u>

3. Die Pferde.

Sie werden aus den großen Heerden, die auf dem Hochlande nicht herrenlos, aber fast aufsichtslos umherstreifen, in Trupps von 10—100 Stück alle paar Wochen heruntergeholt und mit 50—100 Mark bezahlt. Doch kommen auch immer einzelne hübsche, oft sehr hübsche Pferde mit, die einen weit höheren Preis erzielen. Im Allgemeinen bleiben aber die besseren Pferde, Nachkommen andalusischer Stammthiere, auf den Kampos und bilden den Stolz der Fazendeiros oder werden zu hohen Preisen an die brasilianischen Großgrundbesitzer und nach Rio verkauft. Der große Haufen, der in die Kolonie kommt, ist eine durch Inzucht und Mangel an Pflege degenerirte Sorte, die einige Aehnlichkeit mit dem kleinen polnischen und dem russischen Steppenpferde, aber wenig Temperament hat und doch eine hervorragende Tugend: die Ausdauer. Bei den Entfernungen der langgedehnten und sich in allen Seitenthälern des großen Flusses weit hin erstreckenden Kolonie wird ein Tagesritt von vielleicht 60 Kilometern als etwas ganz gewöhnliches angesehen. — Es giebt leider noch immer Kolonisten, die ihren Pferden nicht die nothwendige Pflege gewähren. Kommt der Reiter nach Haus oder sind die oft schwer beladenen Wagen auf den unchauffirten Wegen glücklich am Ziele angelangt, so wird das Pferd einfach auf die Weide gejagt, wo es trotz aller Ermüdung sich seine Nahrung selbst suchen muß; Heu giebt es nicht (es wäre leicht zu gewinnen) und Ställe nur selten. Doch bildet diese Schinderei mehr und mehr eine Ausnahme. Der eigentliche Bauer liebt es, wie in Deutschland, dicke Pferde zu haben, und jeder verständige Kolonist, der ein Herz für seine Pferde hat und Leistungen von ihnen beansprucht, giebt jedem täglich etwa $\frac{1}{4}$ Quart ($7\frac{1}{2}$ Pfund) Mais und etwas in der Hackelmaschine geschnittene Futtercanna. Wenn der Mais leicht durchgeschrotet würde, wäre er für viele Thiere, die nicht mehr ganz fest im Gebiß sind, nahrhafter. — Alle Welt reitet. Man

sieht viel mehr Reiter und Reiterinnen, als Wagen oder Fußgänger.*) — Eine Veredlung der Rasse innerhalb der Kolonie wird schwerlich je durchzuführen sein, weil die gezüchteten Thiere viel zu theuer werden würden. Und wenn man hier von den Pferden nicht mehr verlangt, als daß sie billige Fortbewegungsmittel vorstellen, so genügen sie vollkommen so, wie sie sind.

Die Brasilianer ziehen das oft sehr schöne, im Tritt auf den schwierigsten Gebirgswegen sichere Maulthier dem Pferde vor und bezahlen höhere Preise dafür; es ist auch noch ausdauernder.

4. Die Schafzucht

ist hier ganz unbedeutend und wird es auch bleiben. Es fehlen die großen Triften der Pampas und Kampos. Das Hammelfleisch kostet in Rio de Janeiro pro Pfund selten unter, oft über 1 Mark und wird aus Argentinien in die brasilianischen Hafenstädte gebracht. Auch für Wolle wäre gewiß ein guter Absatz in nicht zu großen Posten sicher. Doch wird hier die Schafzucht, ebenso wie das Halten von Ziegen, immer nur eine Liebhaberei Einzelner bilden. Im Jahre 1885 gab es im Municipium Blumenau nur 426 Schafe und Ziegen.

5. Die Bienenzucht

soll erst im Jahre 1854 dadurch eingeführt sein, daß ein Einwanderer einen Stock aus Deutschland mitgebracht hat; sie wird schon ziemlich stark betrieben, aber meist noch ganz altväterlich. Statt des Mobilbaues verwendet man Holzkasten, die kaum gegen Wind und Wetter geschützt werden. Richtige, geschulte Imker würden hier gute Geschäfte machen. Der Honig ist von vorzüglichem Wohlgeschmack und krystallhell, der Ertrag oft sehr bedeutend. Blumen blühen das ganze Jahr hindurch. Das Pfund Honig kostet 20—25 Pfg., das Pfund Wachs gewöhnlich 1 Mark. Die Ausfuhr in beiden Artikeln (nach Rio) ist nicht unbedeutend, läßt sich aber mit sicheren Zahlen nicht belegen.

Die Zeitschrift „Export“ vom 15. Februar 1887 sagt bei der Besprechung der 1886er Südamerikanischen Ausstellung in Berlin: „Ganz ausgezeichnet wurden einige Proben Honig (aus den Provinzen Santa Catharina und Rio Grande) befunden. Der ganze Reichthum der tropischen Flora duftete aus denselben, und ein so vortreffliches „Bouquet“ lag in dem Geschmacke dieser Honige, daß sie kaum von einem andern Produkte übertroffen werden können. Unser heimischer erreicht diese Vortrefflichkeit niemals“

*) Im Jahre 1885 wurden 3090 Pferde und 294 Mulas (Maulthiere) im Municipium Blumenau gezählt; sowie 843 Acker- und 36 Personenwagen („Jagdwagen“ und Landauer).

6. Ueber die Seidenraupenzucht

habe ich mich schon beim Ueberblick über die Gespinnst-Pflanzen ausgesprochen.

7. Das Geflügel.

Jeder Kolonist hat eine Menge Hühner, die das ganze Jahr hindurch im Freien leben. Er pflegt nicht des Sonntags allein sein „Hühnchen im Topfe“ zu haben. Man kümmert sich kaum um die Thiere, die immerfort reichliche Nahrung an Gewürm, Kräutern und Beeren finden. Den Stall für die Nacht macht man aber möglichst dicht von Bambusstäben oder Palmiten, weil die Buntelratten, Gambas, und verschiedene Itisarten den Hühnern sehr nachstellen. Bei einem Kolonisten am Salto fand ich dagegen nur ein hohes Stangengestell, unten durch Nägel gegen das hinaufklettern des Raubzeuges geschützt. Es sitzen da wohl 100 und mehr Hühner auf den Stangen, jede Nacht Jahr aus, Jahr ein, ohne Dach über sich, unter sich einige Centner Guano. Die Hühner sahen sehr gut aus. — Sie entwickeln hier eine enorme Fruchtbarkeit, lassen nur in den wärmeren Monaten im Legen nach und brüten unter Hecken und Gebüsch aus, ohne gefest zu werden. Das Setzen der Glucken ist auch deshalb wenig zu empfehlen, weil sich in den Brutkörben zu viel Ungezieser sammelt. Wie oft ist uns eine Glucke mit einer ganzen Schaar Küchlein unversehends zugelaufen! Hier ist es wirklich ein Vergnügen, Hühnerologe zu sein. Die Eier sind oben in der Kolonie oft so wohlfeil, daß sich der Transport derselben zum Verkauf nicht verlohnt; sie werden dann zur täglichen Speise für Alle und sogar im Maisbrot mit verbacken. Am Stadtplatze kostet das Schock Eier 1 Mark bis 1 Mark 50 Pfg., ein ausgewachsenes Huhn 50—60 Pfg., ein junger Hahn 40—45 Pfg. Wenn eine raschere Verbindung mit den großen Küstenstädten bestände, würde sich ein sehr lohnender Handelsartikel daraus machen lassen, da z. B. auf dem Markte in Rio ein Huhn mindestens mit 2 Mark 50 Pfg. bis 3 Mark, ein Hähnchen ebenso theuer bezahlt wird. Hühner, die auf jeder Ausstellung in Deutschland einen Preis erhalten würden, sieht man hier überall und von allen möglichen Sorten.

Hühner wurden flussabwärts ausgeführt: 1883: 8178 Stück, 1884: 9490 Stück, 1885: 3350 Stück, 1886: 4541 Stück. Eier in denselben Jahren: 1596 — 1416 — 1187 — 1426 Schock.

Ebenso gut gedeihen und sind zum Theil in Menge vorhanden: Enten, Patten (türkische Enten), Gänse, Tauben, Puter und die Ameisen vertilgenden Perlhühner; doch werden Gänse weniger gezogen.

XIII.

Die Verkehrsverhältnisse.

„Bei der Auswahl von Geländen für eine Plantage oder Kolonie sollte eine Bedingung an die Spitze der übrigen gestellt und unbeugsam festgehalten werden: Die Bedingung eines allezeit aufnahmefähigen und mit mäßigen Transportspesen zu erreichenden Absatzmarktes, oder mit andern Worten: einer leichten Angliederung an den Weltverkehr. Mögen alle übrigen Verhältnisse noch so günstig sein: wie fruchtbar der Boden, wie entzückend das Klima, wie billig und reichlich die vorhandene Arbeitskraft auch sei; das alles und noch mehr kann den Mangel eines Absatzmarktes mit den erwähnten Voraussetzungen nicht ausgleichen.“ Diese goldenen Worte Semlers im I. Bande seiner „Tropischen Agrikultur“ bilden den denkbar besten Eingang zu den folgenden Mittheilungen.

1. Die Flußschifffahrt.

Der Itajahy (vergleiche S. 6 u. 7 dieses Heftes) ist vom Stadtplatz Blumenau bis zur Barre (Mündung) eine ausgezeichnete Wasserstraße, eine Verkehrsader, die auf 10 Meilen Flußlauf nur eine einzige Stelle von 200—300 Fuß Länge hat, an welcher durch Bau von Buhnen oder durch Sprengungen das Fahrwasser vertieft werden müßte, welches an der Stelle nur $3\frac{1}{2}$ Fuß Tiefgang der Schiffe zuläßt (zwischen Blumenau und Gaspar). Es bleibt deshalb für Denjenigen, der nicht tiefer eingeweiht ist, geradezu räthselhaft, weshalb während der ganzen Jahre, in denen hier die Direktion über gewaltige Regierungs-Mittel verfügte, kaum etwas zur Regulirung des Fahrwassers geschehen ist. Es sind zwar Sprengungen vorgenommen, die Anweisungen von Fachmännern aber nicht beachtet; und so haben durch sog. Sparsamkeit die Arbeiten mehr Schaden als Vortheil gebracht. Während unglaubliche Summen verbraucht sind, um Brücken über Bäche, die zu tief gelegt waren und bei jedem Hochwasser Schaden leiden mußten, immer wieder zu flicken oder in der alten unpraktischen Weise neu zu bauen, waren die höchstens 20000 Mark nicht disponibel, die hingereicht hätten, um für alle Zukunft die einzige Stelle aus dem Flußbette hinwegzuräumen, welche die Schifffahrt erschwert. Es war viel Geld da, auch in Privathänden: für einen Dampfer nicht. Mühsam wurden 30 Jahre lang in zweimal 24 Stunden mit Ranoes Waaren und

Menschen vom Hafen Itajahy fluslaufwärts bis zur Kolonie geschafft, welche dadurch immer trotz aller ihrer großen Vorzüge etwas maufesallenähnliches behielt und links liegen blieb. Die größeren Segelfahrzeuge gebrauchten aber nicht selten 3, 4, auch 5 Tage, um die 10 Meilen zurückzulegen. Der Fluß macht so starke Biegungen und ist fast überall so von Bergen begrenzt, daß die Segel nur ausnahmsweise und auf kurze Strecken zu gebrauchen waren und sind. Sobald die Kolonie Blumenau emancipirt wurde, thaten sich die auf Selbsthilfe angewiesenen Kaufleute zusammen, gründeten eine Actien-Gesellschaft („Companha fluvial“) und schafften einen Raddampfer, den „Progresso“, an, der dieselbe Strecke in 6—7 Stunden zurücklegt und nun endlich die leichtere „Angliederung an den Weltverkehr“ bietet; das Hinderniß am Belschior ist aber heute noch vorhanden und für Privatmittel ein recht schwerer Stein des Anstoßes. Der „Progresso“ fährt wöchentlich zweimal zwischen Blumenau und Itajahy hin und her, und macht, obgleich der Verwaltungsapparat groß und die Feuerung durch Holz theuer ist, auch Reparaturen häufig sind, so gute Geschäfte, daß die Actien gute Dividenden abwerfen. Neben dem „Progresso“ fahren immer noch die stark Fracht ladenden Segelschiffe (Lanschen). Ein zweiter Dampfer (mit 1 Meter Tiefgang) würde gewiß gute Geschäfte machen. Bis Gaspar, 2 Meilen unterhalb Blumenau, können Rüstendampfer fahren; es ist sogar schon ein transatlantischer (nordamerikanischer) Steamer bis dahin gekommen.

Ich wünsche der Kolonie von ganzem Herzen eine tägliche Dampferverbindung mit dem Seehafen, an die sich dann allerdings eine wöchentlich mehrmalige von da nach Desterro anschließen müßte.

2. Die Wege.

Es giebt im Ganzen in der Kolonie 682 Kilometer (= 23 deutsche Meilen) fahrbarer Wege, d. h. von Ingenieuren oder andern Sachverständigen angelegte Fahrstraßen, mit Gräben an beiden Seiten versehen, mit zum Theil recht kostspieligen Brücken, gemauerten Canälen, aufgeschütteten Dämmen und Durchlässen, Abtragungen und Durchstichen. Alle ohne Ausnahme sind aber unchauffirt. Ueber das Längenmaß der nicht fahrbaren, sondern nur reitbaren Wege (z. B. von Bernhard Händchen bis zur Barre, durch das Jordan-Thal nach Brusque, vom Buggerbach nach dem Süddarm u. s. w.) habe ich keine genaue Auskunft erhalten können; es mögen aber wohl 5—600 Kilometer sein.

Es gehört hier zum guten Tone, auf die Wege zu schelten^d und leider haben die wenigen Reisenden, welche die Kolonie wirklich kennen gelernt haben, dies Urtheil weiter getragen. Wer freilich das Unglück hat, in einer nassen Zeit Tagereisen weit fahren zu

müssen, mag wohl Grund haben, zu wettern. Dann sind die Straßen so weich, so kleeberig, für die Pferde so glatt! Man kommt nicht aus der Stelle. Der durchweg lehmige Boden wird zu einer zähen Masse und leistet zähen Widerstand. Aber es gehörten nur ein paar Stunden Landwind und Sonnenschein dazu, so wird der Weg erträglich; oft nach einem halben Tage ist er schon gut, und, solange er trocken bleibt, jeder Chaussee vorzuziehen. Er wird so blank wie eine Tenne. Da kenne ich doch in Deutschland ganz andere Wege, die wochenlang unergründlich bleiben und die hier und da nur das eine Gute haben, daß man streckenweise auf nebenliegende Wiesen oder Aenger ausweichen kann. Die Wege hier sind vor 30, 20 oder 10 Jahren im Urwalde angelegt. Man denke nur einmal 30 Jahre im alten Vaterlande zurück, wo schon eine tausendjährige Kultur durchlebt war. Die Herren Professor Keller-Leuzinger und Jenckner, die im Auftrage des Deutschen Kolonialvereins im September d. J. die Kolonie Blumenau besuchten und mit denen ich zwei Tage lang ritt, waren ganz derselben Ansicht. Die Wege sind an sich recht gut.

Würden sie besser gepflegt, so würden sie allen verständigen Ansprüchen vollauf genügen. Aber an dem Stücke fehlt's. Die Kolonisten sind darin zu sehr verwöhnt. Als es hier noch eine Direktion gab, die über große Regierungsmittel verfügte, verursachten die Wege dem Einzelnen keine Last, sondern boten nur Gelegenheit zu gutem Verdienste. Jetzt muß Jeder den vor seiner Besizung durchführenden Weg auf eigene Kosten erhalten. Es war das von Anfang an ein verkehrtes System, eine unverzeihliche Verwöhnung. Viel einsichtsvoller verfuhr in der Beziehung die Koloniedirection von Joinville. Gleich von vornherein verpflichtete sie die Ansiedler zur Instandhaltung der Wege und zu Abgaben für communale Zwecke; 22 Meter breit mußte auf jeder Seite der Wald weggeschlagen, der Nachwuchs vertilgt werden. Jede Feuerstelle zahlte jährlich zwei Milreis für Gemeinde-Angelegenheiten. Als dann die Verwaltung auf die Municipalkammer überging, waren wohlgeordnete Zustände da.

Die hiesige Municipalkammer hat vollauf zu thun, wenn sie mit ihren beschränkten Mitteln die 540 schweren, 2710 kleineren Brücken, die 104 gewölbten Durchlässe und die 5 großen Fähren über den Fluß erhält; die Wegeausbesserungen müssen den einzelnen Grundbesitzern überlassen bleiben. Die dazu vorliegenden gesetzlichen Bestimmungen sind ebenso gerecht als verständig, und der sich bei mancher andern Sache offenbarende Sinn für gemeinsame Interessen wird auch bald den edeln Wettstreit hervorrufen, daß Jeder vor seiner Kolonie den besten Weg haben will. Hierauf kann man auch das bedeutungsvolle englische Sprüchwort anwenden: „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg“

Weil man sich bekanntlich oft aus der Beobachtung kleiner Züge das richtigste Urtheil über Personen oder Zustände bildet, theile ich nachstehend einige Artikel aus den Bestimmungen der Municipalkammer von Blumenau mit, aus denen der deutsche Leser ersehen kann, daß in der Kolonie eine viel geordnetere Verwaltung besteht, als er sich wahrscheinlich gedacht hat:

„Artikel 7. Keine Kutsche, Wagen oder irgend ein anderes Gefährt, das von Thieren gezogen wird, kann gefahren werden von einer Person, die jünger ist als 18 Jahre.

Art. 8. Alle Fuhrleute müssen die Bescheinigung der Einregistrierung des Gefährtes, welches sie fahren, sowie den Talon über die bezahlte Wagensteuer bei sich führen und auf Verlangen jeder Polizei- oder Municipal-Behörde vorzeigen.

Art. 9. Alle Fuhrleute sind verpflichtet:

1. Mit ihrem Gefährt in der Mitte der Straßen und Wege zu fahren, und beim Begegnen mit einem andern Gefährt so weit als nothwendig so auszuweichen, daß dieses an der linken Seite des Ortseithes passiren kann.

2. Brennende Laternen vom Dunkelwerden an bis zum Einbringen des Gefährtes in die Wagenremise zu unterhalten.

3. Die Zugthiere innerhalb der Grenzen der Villa (Stadt) und der Ortschaften in kurzem Trabe zu halten, und dieselben in Schritt zu setzen bei Kreuzungen von Straßen und wenn sie Brücken passiren.

Art. 10. Es ist verboten:

1. Ungezähmte und zu dem Zwecke nicht abgerichtete Thiere arbeiten zu lassen, sowohl an Wagen wie an Kutschen und irgend welchen anderen Gefährten, ebenso, daß diese Gefährte geführt werden von darin unkundigen und unfähigen Personen oder solchen, welche noch nicht 18 Jahre alt sind, wie es Artikel 7 feststellt.

Art. 15. Denjenigen, welche irgend eine von den Verfügungen der Artikel 1, 3 4 und 7 brechen, wird das Gefährt gepfändet und zur Verwahrung gebracht, von wo es nicht eher zurückgenommen werden kann, als bis die Geldstrafe von 5 Milreis (= 10 Mark) und die Ausgaben, zu welchen Veranlassung gegeben war, bezahlt sind.

Art. 16. Diejenigen, welche irgend eine von den Verfügungen der Artikel 8, 9 und deren Paragraphen brechen, werden mit 5 Milreis bestraft.“

* * *

In Hinsicht auf Wegbau erfüllt ein großer Wunsch alle einsichtigen Männer des ganzen Itajah-Thales, nämlich die Herstellung einer Straße nach dem Hochlande. Und es soll dem Dr. Blumenau unvergessen bleiben, daß er zur Ausführung dieses Projectes gethan hat, was in seinen Kräften stand.

Ueber den Bau dieser „Serrastraße“, die in Ermangelung einer Eisenbahn von Gaspar-Blumenau nach Curitybanos, oder

vielleicht neben derselben herzustellen wäre, spricht sich Herr August Müller in Blumenau in Nr. 39 des „Immigrant“ vom Jahre 1883 so aus:

„ . . . Daß eine gute Verbindung mit dem Hochlande für die Förderung unsres geschäftlichen Verkehrs sowie für die Belebung unsrer Industrie von äußerster Wichtigkeit ist, ist nicht nur von jeher anerkannt, sondern auch in der kurzen Zeit, wo der Weg einigermaßen gangbar war, durch die Erfahrung vollkommen bestätigt worden, so daß ein Zweifel darüber gar nicht obwalten kann. . . . Von der Regierung wurden wiederholt Gelder für den Bau dieses Weges bewilligt, nachdem sie in den Jahren 1868 und 1871 durch den Ingenieur Emil Odebrecht die erforderlichen Explorationen hatte ausführen lassen. Doch waren die Mittel zu knapp bemessen.*) Aber kaum war auch nur die Möglichkeit geboten, mit Thieren durchzukommen, als sofort Truppen davon herunter kamen. Obgleich die Reise noch mit großen Schwierigkeiten, stellenweise selbst mit Gefahren verbunden war, entwickelte sich bald ein recht lebhafter, fort und fort sich steigender Verkehr. Leider aber geschah nach Eröffnung des Weges wenig oder nichts mehr zu dessen Verbesserung. Das Hochwasser von 1880 machte ihn ganz unpassirbar. Die stellenweise vorgenommenen Verbesserungen erwiesen sich nicht als solche. Der Weg wurde bald schlechter, als er je gewesen war. Der Verkehr liegt gegenwärtig fast ganz darnieder.

Von welcher Bedeutung dieser Verkehr überhaupt zu werden verspricht, ergibt sich daraus, daß nach Wiederherstellung des Weges im Jahre 1882 an manchen Tagen 5 bis 6 Trupps hier eintrafen; einige sogar aus der Nähe von Lages und Campo dos Palmos.

Die Hauptartikel, welche von oben herunter kommen, sind außer dem Vieh (Rinder, Pferde und selbst Schweine) folgende: Fumo, Käse, Dörrfleisch, Talg, Häute, Hörner, Haare von Pferden und Rindvieh und Herva mate. In der Kolonie selbst werden hiervon nur verhältnißmäßig kleine Quantitäten verbraucht; allein es sind gangbare und zum Theil wichtige Handelsartikel, und einige derselben sind dazu angethan, in der Kolonie bereits vorhandene Industrien zu fördern oder neue ins Leben zu rufen. Vor allem ist es das Mate-Geschäft, welches einen lebhaften Verkehr hervorzurufen verspricht. Schon vom Trombudo aufwärts finden sich reiche Matewaldungen.

Andererseits nehmen die Tropeiros von hier nach oben von unsern landwirthschaftlichen Produkten: Zucker, Cachaça, Drangen-

*) Anmerkung des Herausgebers. Es soll damit kein Vorwurf ausgesprochen sein. Die Regierung hat sehr große Opfer gebracht. Im Jahre 1881 bewilligte sie z. B. für die zur Emancipation der Kolonie an Wegen und Brücken noch wünschenswerthen Arbeiten 327 Contos = 654 000 Mark!!

wein, Reis und Farinha; von unsern industriellen Erzeugnissen: Schuhwerk, Blechgeschirr, Sattler- und Schmiedearbeiten und in größeren Partien gröbere Baumwollentoffe aus der Spinnerei von Karsten & Hadlich; von andern Handelsartikeln Salz, Kaffee, Weizenmehl, Wein, Eisen- und Glaswaaren zc. Namentlich der Zucker ist sehr begehrt. Auch in Schuhwerk und Blechwaaren stände ein Absatz im Großen in Aussicht.

Nach Maßgabe des Verkehrs von 1879 und 1882 können wir bei gut passirbarem Wege wohl darauf rechnen, daß zunächst durchschnittlich ein Trupp täglich herunterkommen wird; wenn jeder derselben — nach den Angaben eines Kaufmannes, der viele Geschäfte mit ihnen gemacht hat — durchschnittlich für 150—200 Milreis Waaren auf dem Rückwege ladet, so ergiebt dies per Jahr eine Summe von 60—70 Contos (120—140 000 Mark). Mit der Zeit aber wird dieser Verkehr sich ganz bedeutend steigern; denn sobald das Hochland einen bequemen und kurzen Absatzweg nach der Küste hat, wird seine Bevölkerung und seine Produktion sich wesentlich heben.“

3. Von Eisenbahnen

ist viel die Rede; aber dabei hat es denn auch sein Bewenden. Die Provinz Santa Catharina ist in der Hinsicht sehr stiefmütterlich von der Regierung behandelt. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Provinz Rio Grande von einem großartigen Bahnnetz durchzogen ist, während Santa Catharina nur eine unnütze Kohlenbahn von Laguna am Tubarão hinauf hat, auf welcher die Maschinen aber nicht mit Tubarão-Kohlen, sondern mit englischen geheizt werden, weil jene — unbrauchbar sind. Es soll auch nur wöchentlich ein Zug hinauf und herunter gehen. Es giebt nichts kopfloseres in der Welt, als brasilianische Verwaltung. — Auf der vortrefflichen Karte von Dr. Henry Lange findet sich auch eine Küstenbahn von Porto Alegre über Laguna, Brusque, Blumenau, Joinville nach São Franzisco als im Bau begriffen gezeichnet. Wirklich hat eine (natürlich englische) Gesellschaft die Concession für den Bau dieser „Don Pedro Primeiro“ Bahn erworben, Vorarbeiten gemacht u. s. w. Schließlich hat die Regierung aber lieber einige Millionen Schadenersatz geleistet, als die versprochene Zinsgarantie von 6% für 4 Millionen Pfd. Sterling auf 36 Jahre übernommen. Der Bau dieser Bahn unterbleibt also. Für die Kolonie Blumenau kein großes Unglück. So wünschenswerth es für das Itajahy-Thal an sich gewesen wäre, eine Bahnverbindung mit dem besten Seehafen Süd-Brasiliens zu bekommen, so wäre der praktische Erfolg doch wohl illusorisch geblieben; denn die Erzeugnisse der Kolonie können die hier zu Lande üblichen Frachtsätze der Eisenbahnen nicht vertragen, und der Fluß bietet nach der See hin ein für alle Zeiten ausreichendes, billiges Verkehrsmittel.

Der ganze Plan dieser Küstenbahn war sowohl in commerzieller, wie strategischer Hinsicht ein großer Unsinn. Der Handel hätte doch immer den billigeren Seeweg gewählt, und jedes feindliche Kriegsschiff hätte an mehr als einer Stelle ohne Mühe durch wenige Landungstruppen den Bahnkörper zerstören können. Weil aber Brasilien alle Ursache hat, sich vor der frisch aufstrebenden argentinischen Republik in Acht zu nehmen; und weil bis jetzt gar keine Möglichkeit vorliegt, die Westgrenze gegen den unruhigen Nachbar zu schützen, der auf dem Uruguay und Parana und auf weithin schon fertigen Eisenbahnen Truppen befördern und dem Kaiserreiche an jeder beliebigen Stelle in den Rücken fallen kann, so wird eine Bahn von San Paulo durch die Provinz Parana über die Kampos sich bald als eine absolute Nothwendigkeit herausstellen. Das wäre auch für die Entwicklung der deutschen Kolonien in der Provinz Santa Catharina speciell für das Itajahy-Thal das wünschenswertheste. Denn dann kann es gar nicht ausbleiben, daß der beste Zuweg, den es von der Küste nach dem Hochlande giebt, der durch unser Thal, ebenfalls für einen Bahnbau von Blumenau oder von Gaspar aus nach den Kampos benutzt wird.

Bei der immensen Wichtigkeit dieses Gegenstandes kann ich es mir nicht versagen, zur Unterstützung meiner Ansicht, das Urtheil eines ebenso sachverständigen wie scharfsinnigen Mannes hinzuzufügen. Herr Paul Schwarzer in Blumenau schreibt in Nr. 33 des „Export“ von 1883 über den Bau einer Eisenbahn von Gaspar nach Curitiba, wobei er eine das Hochland durchquerende Hauptbahn noch nicht einmal im Auge haben konnte, weil zu der Zeit die Küstenbahn gesichert erschien:

„Die Realisirung dieses Projectes würde für die glückliche Entwicklung nicht nur des Itajahy-Gebietes, sondern der ganzen Provinz von unberechenbarem Einfluß sein; durch sie wäre endlich das große obere Itajahy-Thal mit seinen unvergleichlich schönen Ländereien, seinen mineralischen und vegetabilischen Reichthümern und seinen Klimaabstufungen, welche den Anbau der Produkte zweier Zonen ermöglichen, der Kolonisation erschlossen. Wenn irgend eine Bahn in dieser Provinz Aussicht hat, sich zu rentiren, so ist es diese, welche bei einer Strecke von mehr als 100 Kilom. durch fast nur von Deutschen bewohnte und kultivierte Ländereien führt, und dann in ungefähr gleicher Länge den jungfräulichen Urwald des Itajahy-Thales durchzieht, der nur auf Communicationsmittel wartet, um sich in kurzer Zeit in eine blühende Landschaft mit üppigen Pflanzungen, Fabriken, Städten u. s. w. zu verwandeln.

Welch herrliches Arbeitsfeld bietet sich hier für einen deutschen Kolonisations-Berein, wenn er diese Eisenbahn-Concession an sich brächte, die Bahn bante und Hand in Hand damit die Ländereien für seine Rechnung kolonisirte! Es würde nicht schwierig sein, von

der brasil. Regierung die günstigsten Bedingungen und jeden Vorschub hierfür zu erhalten *) . Durch diese Bahn würden die Hochlandsbewohner endlich einmal mit ihrem Ueberfluß an Erzeugnissen der Viehzucht, des Ackerbaues und ihrer Wälder dem Weltmarkte näher gebracht und könnten ihre Bedürfnisse von der Küste mit Leichtigkeit beziehen.

Der kolossale Reichthum an kostbaren Hölzern, welche sich fast in allen von der Bahn zu durchschneidenden Ländereien vorfinden und wegen Mangel an Transportmitteln bisher vollständig werthlos waren, würde allein schon einer Zinsgarantie gleichzustellen sein.

Doch der Zweck dieser Zeilen ist nicht, die einzelnen Vortheile aufzuzählen, sondern nur die Aufmerksamkeit der betreffenden Kreise Deutschlands auf eine so günstige Gelegenheit für das Insitzsetzen der deutschen Kolonisationsbestrebungen zu lenken, und ich will nur noch hinzufügen, daß das Terrain für einen Eisenbahnbau — selbst das Ersteigen der Serra mit inbegriffen — ein relativ günstiges ist und höchstwahrscheinlich Tunnelarbeiten nicht erfordern wird.“

4. Das Postwesen

läßt in Brasilien sehr viel zu wünschen übrig, obgleich das Reich zum Weltpostvereine gehört und den großen europäischen Dampferlinien bedeutende Subventionen und Vergünstigungen gewährt, auch rechtshaffene Fortschritte zum Besseren nicht zu verkennen sind. Schriebe ich über Brasilien im Allgemeinen, so würde ich bei diesem Gegenstande eine spitze Feder nehmen müssen, und die Leser, welche an die großartige Organisation der deutschen Post und die Gewissenhaftigkeit ihrer Beamten gewöhnt sind, sollten merkwürdige Dinge zu lesen bekommen.

Ueber die Beförderung von Post-Sendungen im Itajahy-Thale zu klagen, würde unrecht sein. Ich habe in $\frac{3}{4}$ Jahren an eine Adresse in Deutschland 82 Briefe und viele Streifband-Sendungen abgeschickt, und sie sind alle richtig angekommen. Von derselben Stelle erhielt ich 47 Briefe, viele Zeitungen und große Bücherpakete, und es hat nicht ein Stück gefehlt. Muster-sendungen von gar nicht geringem Umfange sind hin und her gegangen; ebenso eingeschriebene Briefe. Durchschnittlich nach 30 Tagen kann man sicher auf den Empfang einer Postsendung von Deutschland rechnen. Eine Beförderung von Geld und geschlossenen Paketen ist aber nicht möglich. Postboten kennt man hier zu Lande nicht. Jede ankommende Postsendung wird als postlagernd behandelt; die Adressen derjenigen Briefe, die in den ersten Tagen nach Eingang eines Postfackes nicht abgeholt sind, werden durch die beiden Zeitungen

*) Wozu ich mir gestatte, ein nicht ganz kleines Fragezeichen zu machen.

in Blumenau bekannt gemacht. Es giebt hier monatlich dreimal ankommende und abgehende europäische Post.

Die Post-Agenten (eigentliche Beamte giebt es nicht) sind am Stadtplatz Blumenau, in Indayah, Gaspar und Itajah Persönlichkeiten, die öffentliches Vertrauen genießen. Sie beziehen ihren Gehalt dadurch, daß die Hälfte des Werthes der Marken ihnen gehört. Daher kommt es, daß die Briefe nach dem Auslande für je 15 Gramm 40 Pfg. (200 Reis) kosten, obgleich Brasilien zum Weltpostvereine gehört; Weltpostkarten kosten 16 Pfg. (80 Reis); verschließbare internationale Kartenbillets (eine angenehme Einrichtung) 20 Pfg. (100 Reis); Streifband- und Musterfundungen für je 50 Gramm 10 Pfg. (50 Reis).

5. Das Telegraphenwesen

in Brasilien ist zwar unter der Leitung des bekannten Baron Capanema vorzüglich eingerichtet und wird in solidester Weise immer weiter ausgedehnt, das Itajah-Thal wird davon aber nur in der Hafensstadt berührt. Depeschen nach Deutschland erreichen ihr Ziel an demselben Tage, an welchem sie in Itajah aufgegeben werden, kosten aber für jedes Wort 11 Mark. Als vor 18 Jahren die brasilianische Regierung eine Telegraphen-Linie durch das Itajah-Thal bauen wollte, wurde sie von einflußreicher Seite in der Kolonie Blumenau gebeten, das ja zu — unterlassen. Es wäre doch auch schade gewesen, die Kolonie dem „Weltverkehr anzugliedern“ O Heinrich Semler! Die unbedeutendsten Orte in den Provinzen Rio Grande, Paraná u. s. w. sind durch den Telegraphen mit der Welt verbunden. Die Kaufleute in Blumenau erfahren aber weder den Cours noch die Marktpreise von Rio früher als jeder andere. *Difficile est satyram non scribere.* — Die Sache hat aber auch, abgesehen von dem unberechenbaren Schaden, der dem Handel dadurch erwachsen ist und immer noch erwächst, eine recht ernste Seite. Wenn eine telegraphische Verbindung am Fluße hinauf bis Aquidaban oder auch nur bis zur Warnow bestände, so würden bei eintretendem Hochwasser alle gefährdeten Plätze früh genug gewarnt werden können. Man denke an die Ueberschwemmung von 1880! Die Kolonie Blumenau, und in erster Reihe die Kaufmannschaft, sollte nicht nachlassen zu petitioniren, bis eine Telegraphenlinie das Thal durchzieht.

* * *

Ueber die transatlantischen Verkehrsverhältnisse und die Küstendampfschiffahrt wird das Nothwendigste im Anhange dieses Heftes gesagt werden.

XIV

Die Münzen, Maße,
Gewichte, Lebensmittel-Preise,
Lohnverhältnisse u. dergl.

Die Münzeinheit bildet in Brasilien der Real (in der Mehrzahl Reis, gesprochen Rehs). Das kleinste Geldstück sind aber erst die kupfernen 20-Reis-Stücke, Bintem (spr. Binteng) genannt, im Werthe von 4 Pfennigen. Dann giebt es Kupferstücke von 40 Reis (2 Bintem), Nickelmünzen von 100 und 200 Reis, Papierscheine von 500 Reis ($\frac{1}{2}$ Milreis). — 1000 Reis heißen 1 Milreis (= 2 Mark) und es giebt Scheine von 1, 2, 5, 10, 20, 25, 30, 50, 100, 200 und 1000 Milreis. Nur äußerst selten sieht man Silbermünzen von 1 oder 2 Milreis. — 1000 Milreis (= 2000 Mk.) heißen „1 Conto de Reis“ — Im Handel ist das beständige Schwanken des Courses ein äußerst störender Umstand; in der Kolonie merkt man nicht viel davon. Der Milreis ist vorstehend zu 2 Mark angenommen, also 1 Mark = 500 Reis. Es ist aber selten, daß sich diese Werthe gerade decken. Die Mark hat schon 444 Reis gekostet (während des Krieges mit Paraguay) und zu einer andern Zeit 666 Reis. Im September 1885 wechselte ich das 20-Markstück in Rio für 12 Mil 300 Reis ein, im December 1886 kaufte ich 20 Mark in Rio für 10 Mil 800 Reis. Englisches Gold steht immer etwas höher im Course als deutsches.

An Hohlmaßen hat man im gewöhnlichen Verkehr den Sack (= 72 Liter) oder 8 Quart; für Flüssigkeiten: die Pipa (= 480 Liter), die Medide (= 4 Flaschen), die Flasche (= $\frac{2}{3}$ Liter); für Längenmaße gilt eigentlich allein das Meter, und sind z. B. alle Wege nur nach Kilometern bezeichnet. Im gewöhnlichen Leben wird aber alles nach Palmen (= 22 Centimeter), Braça (spr. Brasse) (= 10 Palmen oder 2 Meter und 200 Centimeter) gemessen. Legôa heißt die Meile, die $\frac{1}{10}$ der deutschen geographischen Meile lang ist. Für Flächenmaße soll eigentlich auch das \square Meter gelten, man rechnet aber nach \square Braças (= 4,84 \square Meter). Ein Kolonielos umfaßt 50000 \square Braças = 24,2 Hektare 100 preussische Morgen; eine Braça-Tiefe mit 500 Braças Tiefe giebt einen Morgen.

Gewichte. Man wiegt nicht nach Pfunden, sondern nach Kilogrammen und deren Bruchtheilen, bei größeren Posten meist nach Arroben, deren eine zu 15 Kilogramm angenommen wird.

Preise der gewöhnlichen Lebensmittel in der Kolonie Blumenau im December 1886 (auf Pfund und Pfennige berechnet, den Milreis im Course von 1 Mark 80 Pfennig):

Kartoffeln	der Sack	3 M 60 S	— 4 M — S
Mais		4 10	„ — 4 30
Schwarze Bohnen	„	10 „ 08	„ „
Reis	das Pfund	14—16	„
Farinha (Mandioca-Mehl)	das Pfund	3	„
Ararut		„	19
Weizenmehl		„	22
Zucker	das Pfund	10—14	„
Butter	das Pfund	1 M 10 S	— 1 M 20
Schmalz	das Pfund	60	„
Speck		„	72
Rindfleisch		„	24
Schweinefleisch		„	35
Lammfleisch		„	32
Kalbfleisch		„	26
Eier	das Dgd.	25	„
Hühner und Hähne	das Stück	60	
Enten	das Stück	75—80	
Batten (große türkische Enten) d. Std.	1 M—1 M	30	
Nationalbier	die Flasche	40	„
Bayerisches Bier		2 M	
Branntwein (Raschas)		20 S	
Orangenwein	„	40	„

Die Lohnverhältnisse und dergl. stellen sich etwa so: ein Knecht (Monatslöhner genannt) bekommt monatlich 20—36 Mk., ein Junge 12—18 Mk., ein Dienstmädchen 10—20 Mk. Tagelöhner bekommen mit Beköstigung 1 Mk. 80 Pfg.—2 Mk., ohne Beköstigung 2 Mk. 50 Pfg.—3 Mk., Maurer und Zimmerleute ohne Beköstigung 3 Mk. 60 Pfg.—5 Mk. Eine offene Droschke (auch Jagdwagen auf Federn) mit 2 Pferden kostet pro Tag 10—12 Mk. Die Hausmieten am Stadtplatze sind nicht billig. Das Honorar für die Aerzte ist sehr hoch.

XV

Der Handel und die Industrie.

1. Der Handel.

a) Innerhalb der Kolonie.

Wenn man die Kolonie in ihren vielen Thälern durchreitet, trifft man nicht wenige Häuser, in welchen Producte angenommen und Waaren abgegeben werden. Diese Geschäftshäuser heißen

„Benden“, ihre Inhaber „Bendeiros“ (Wendehrös). Der Verkehr in den Benden am Stadtplatze, inmitten der Thäler oder an Knotenpunkten, wo mehrere Wege zusammenlaufen, ist recht lebhaft, der Umsatz einiger Geschäfte sogar ganz bedeutend. Die kleineren leben aus der Hand in den Mund; der Laden ist ein unterhaltendes Nebengeschäft, wobei jedoch die Kasse leicht vernachlässigt wird.

Ein schlimmer Krebschaden ist die sehr ausgebildete Borgwirthschaft. Dieselbe hat für solide Kolonisten im Anfange die Annehmlichkeit, daß sie das zum Leben Nothwendigste erhalten können, wenn sie durch ihren Fleiß zeigen, daß der Kaufmann ihnen vertrauen darf. Aber dies Entgegenkommen wird auch oft genug arg gemißbraucht. Mancher Bendeiro hätte sich halten können, wenn nur seine Außenstände einzutreiben gewesen wären. Nicht borgen, bedeutet hier aber: wenig Geschäfte machen.

Sehr lähmend wirkt ferner der Tauschhandel in Waaren, der noch stark betrieben wird. Der Kolonist hat kein baares Geld oder will es sparen, muß auch seine Producte absetzen; der Kaufmann liefert dafür Zeug oder was sonst der Käufer nöthig hat. Jener muß dabei äußerst vorsichtig verfahren. Er kann durch eine Preisschwankung leicht um seinen Verdienst kommen, der Kolonist erhält aber auch weniger für seine Producte, als er wünschen muß, und die nothwendigen Anschaffungen stellen sich ihm zugleich theuer.

Der kleine Kaufmann liefert die in Zahlung angenommenen Producte an den Grossisten ab, bei dem er oft hoch in der Kreide steht. Und so geht das Soll und das Haben verwirrend durch die ganze Kolonie hin. Nur wenige Firmen konnten sich davon freier halten, ganz frei keine einzige.

Bei solchen Zuständen ist von einer blühenden Geschäftslage keine Rede. Eine nebenhergehende Wirkung dieser verquickten Verhältnisse ist auch noch die, daß eine geheime oder offenkundige Abhängigkeit des Einen vom Andern die berechtigte Speculation brachlegt, den zum Handel nothwendigen Unternehmungsgeist einschläfert.

Und über das Alles breitet sich wie ein beruhigender Abendnebel zum Ueberfluß noch eine liebenswürdige Geduld des Gläubigers mit dem Schuldner. Diese Geduld wurzelt darin, daß der Wohlhabendere aus seiner eigenen Vergangenheit weiß, wo der Schuh drückt. Einer, den ich für recht wohlhabend halte, sagte mir: „Als ich vor 18 Jahren hierher kam, bestand mein ganzer Besitz in einem — Hammer!“ Ein Andern, der es weit gebracht hat, sagte mir: „In Stajahy bekam ich einen neuen Anzug, weil mein Zeug nur noch aus Lumpen bestand. Alles, was ich mit ans Land gebracht habe, ist meine eigene — Pelle“. Reich ist Niemand hierher gekommen, und die Wenigen, die ein Vermögen mitgebracht hatten, haben es erst verloren, um etwas zu werden — wenn sie etwas geworden sind.

Ueber den Werth und Umfang des geschäftlichen Umsatzes innerhalb der Kolonie fehlt natürlich jeder Anhalt, nicht einmal der Import der ausländischen Waaren kann sicher angegeben werden; könnte es freilich wohl, weil alles durch den Hafen Stajahy in die Kolonie eingeführt wird. Aber für Statistik ist nun einmal kein Interesse vorhanden. Das geht soweit, daß mir Jemand, der es wissen konnte, sagte: „Es ist in diesem Jahre für 10 Conto de Reis (18—20 000 Mark) Kaffee von auswärts eingeführt“. Und ein Anderer, der es ebenso wissen konnte, sagte: „Es ist in diesem Jahre für 25 Conto de Reis Kaffee von auswärts eingeführt“ — Die Güter werden in Desterro verzollt und legen sich mit dem Flußdampfer oder mit der Lانسche (Segelschiff) in Blumenan an Land.

Die Kaufleute enthalten ungefähr dasselbe, was man in einer wohlhabenden Gegend Deutschlands in einer Stadt von 5—10 000 Einwohnern bekommen kann. Sieht man also von dem ab, was größere Städte bieten, so darf man sagen: in der Kolonie Blumenau ist alles zu haben, was zum Leben nothwendig ist und auch mancher Luxusartikel. Zur Illustrirung dieses Satzes möge ein kleiner Auszug aus dem Inseratentheile der „Blumenauer Zeitung“ und des „Immigrant“ dienen. Einige beliebig herausgegriffene Nummern dieser beiden Wochenblätter enthalten, abgesehen von amtlichen und persönlichen Bekanntmachungen und unter Fortlassung aller Namen, folgende geschäftliche Annoncen:

An M a s c h i n e n werden zum Kauf angeboten: Näh-, Wurst-, Häcksel-, Bohr-, Wring-, Fleischhack-Maschinen, Futterschneide-Maschinen, Mais-Entkörnungs-Maschinen, Bördel- und Rund-Maschinen für Klempler; dazu Drehbänke, Flügelpumpen, Schrotmühlen, Mühlensteine.

Eine Menge B ü c h e r allerlei Art, auch Conto-Bücher, Facturen-Halter, Zeichen- und Schreibhefte, Gold- und Silber-Papier, Briefpapier und Couverts, Gratulationskarten, Pathenbriefe, Photographie-Albums.

Allerlei: Schußwaffen, Thermometer, Ariston, Pianinos, Brillen, Schmetterlinge und Käfer, blau und weiß emaillirtes Kochgeschirr, Meerscham- und andere Peifen, Tisch- und Hängelampen, Delbruckbilder, Hausuhren, Taschenuhren, silberne Uhrketten, Broschen, Trauringe; Blumenvasen, Spieldosen, Handharmonikas, Schablonen zum Wäschezeichnen, Weksteine, Puzpulver, Kalk, chirurgische Instrumente, Tranchirmesser, Rasir-, Okulir-, Radir-Messer, alle Arten von Scheeren.

Alles mögliche Z e u g, auch Herren- und Knabenhüte, Sonnen- und Regenschirme, Spitzen, Fächer, Stiefwolle, Cravatten.

Besonders reich ist die Auswahl der angebotenen L e b e n s- mittel und Delikatessen: Graupen, Linsen, Erbsen, Senfpulver, Chocolate, Kakao-Pulver, Weizenmehl, Speiseöl, marinirte

Häringe, Kugelfäse, Kräuterkäse, Limburger Käse, Dorsch-Rogen, Dorsch-Leber, Lachs, Caviar, Forellen in Gelée, geräucherte Sprotten in Del, Kräuter-Anschovis, russische Sardinen, holländische Sardellen, bosnische Pflaumen, amerikanische Äpfel, Himbeeren, Erdbeeren, Heidelbeeren, Johannisbeeren, Kronsbeeren, Rosinen, Korinthen, Kapern, Mixed-Pickles, verschiedene echte bayerische Biere, Rheinweine (Rüdesheimer und rother Pfmannshäuser), Bordeauxweine, Vinho virgem (direct aus Portugal bezogen).

Für den Toilette n t i s c h : Haaröle, Eau de Cologne, allerlei Pomaden, feine Seifen, Eß-Bouquets u. s. w.

Als Curiosum sei noch erwähnt, daß auch das „Technicum Mittweida in Sachsen“ nicht fehlt.

Die Infections-Gebühren sind gar nicht billig; es concurriren in allen genannten Artikeln mehrere Geschäfte; es müssen also doch Abnehmer dafür vorhanden sein.

b) Das Exportgeschäft.

Hierüber schreibt die „Blumenauer Zeitung“ in Nr. 42 vom 16. October 1886:

„Es ist jedem hiesigen Bewohner bekannt, daß sich in unserem Municip seit dessen Installirung (1880) der Verkehr gehoben hat und wie bedeutend der Export gestiegen ist. Die Leichtigkeit und Regelmäßigkeit der Fahrten des Dampfers „Progresso“ nach dem Hafen von Stajahy hat dazu nicht das Wenigste beigetragen, da hierdurch die Absatzgebiete unserer Producte näher gerückt und eine ziemlich sichere Verbindung mit denselben erreicht ist. Man kann, ohne zu übertreiben, annehmen, daß durchschnittlich wöchentlich 80—100, mit den Producten des Ackerbaues und der Viehzucht beladene, zum Theil mit 4 Pferden bespannte Wagen nach dem Stadtplatz Blumenau kommen, um die in den oberen Theilen der Kolonie gemachten Einkäufe an Butter, Fett, Fleisch, Bataten, Cigarren, Wachs, Zucker, Reis, Tabak, soweit die Händler nicht direkt und ohne Vermittelung exportiren, an die Importeure abzugeben und in den meisten Fällen als Zahlung Fazenda's (Zeuge), Mehl, Eisenwaaren, Gewürze u. entgegenzunehmen. Augenscheinlich haben die Ablieferer der Exportwaaren bei diesem Geschäftsmodus das wenigste Risiko zu tragen, da dieselben ihre Preisnotirungen verbaliter machen, während der große Exporteur an die Notirungen von Rio de Janeiro, Santos u. gebunden ist, deren Vermittelung, da noch keine Telegraphenlinie Blumenau erreicht, oft erst dann hier eintrifft, wenn die Conjunctionen sich dort verändert haben, während eine bereits abgegangene Sendung im Vertrauen auf die Beständigkeit der letzten Notirung expedirt wurde.“

Endlich liegt nun über den Export eine zuverlässige Tabelle vor, die wir hier folgen lassen:

zusuzigt des zweuntzertuzigs Blumenau fluzabwärts in den Jahren 1883 bis 1886.

Producte.	1883		1884		1885		1886	
	Kolli.	Quantität.	Kolli.	Quantität.	Kolli.	Quantität.	Kolli.	Quantität.
Zuder	8890 Sad	533 400 Kk.	6205 Sad	372 300 Kk.	7318 Sad	439 080 Kk.	6400 Sad	384 000 Kk.
Branntwein	240 Pipen	120 000 Lit.	300 Pipen	150 000 Lit.	220 Pipen	110 000 Lit.	230 Pipen	115 000 Lit.
Mais	3943 Sad	398 440 "	3332 Sad	226 560 "	950 Sad	76 000 "	1208 Sad	96 640 "
Reis, gestozen	675	40 500 Kk.	890	53 400 Kk.	1140	68 400 Kk.	796	47 760 Kk.
in Schale.	1500	120 000 Lit.	1030	82 400 Lit.	1800	144 000 Lit.	980	78 400 Lit.
Sarinha	1500	120 000	1800	144 000	1300	104 000 "	1050	84 000
Kartoffeln	481	38 480	194	15 502	173	13 840	440	35 200
Bohnen	1116	89 280	1678	134 240 "	1360	108 800 "	740	59 200 "
Tabak	85 Ballen	8 500 Kk.	87 Ballen	8 700 Kk.	156 Ballen	15 600 Kk.	90 Ballen	9 000 Kk.
Butter, Schmalz in								
Blechbüchsen	3814 Kisten	190 700 "	4542 Kisten	227 100	5048 Kisten	252 400 "	5625 Kisten	281 250
Fleischwaren	105 Kolli	11 500 "	383 Kolli	38 300 "	549 Kolli	54 900 "	353 Kolli	35 300 "
Cigarren	333 Kisten	3 330 000 Stk.	307 Kisten	3 070 000 Stk.	265 Kisten	2 650 000 Stk.	230 Kisten	2 760 000 Stk.
Hühner.	—	8 178 "	—	9 490 "	—	3 350 "	—	4 541 "
Eier.	399 Kisten	7 980 Dk.	354 Kisten	7 080 Dk.	297 Kisten	5 940 Dk.	347 Kisten	7 140 Dk.
Häute	—	ca. 1 500	—	ca. 1 500	—	ca. 1 500	—	ca. 1 500
Diverse Kolli.	622 Kolli	—	682 Kolli	—	761 Kolli	—	703 Kolli	—
Bretter und Bauholz	—	12 480 Dk.	—	11 260 Dk.	—	13 120 Dk.	—	8 350 Dk.
Gedernblöcke	—	—	—	—	—	—	—	1 200 Ebn.
Del, vegetabilisches,	—	—	—	—	—	—	—	—
v. Ricinus, Armen-	—	—	—	—	—	—	—	—
baum und Sicuba	—	—	—	—	—	—	250 Kisten	12 000 Kk.

9*

Dazu bemerkt der „Immigrant“ in Nr. 4 vom 26. Januar 1887: „Vorstehender Zusammenstellung des Exportes des Municipals Blumenau in den letzten 4 Jahren liegen einerseits die Ladelisten des Dampfers „Progresso“ zu Grunde, und diese sind vollkommen richtig, andererseits beruhen sie auf Abschätzungen der durch andere Fahrzeuge expedirten Waaren und Producte mit Benutzung der Steuerbücher. Letzteres kann auf absolute Richtigkeit keinen Anspruch machen; es würde hier wahrscheinlich ein Mehr heraus kommen, da sich kaum Jemand den Luxus gestatten wird, Producte zu versteuern, die er nicht ausführt. — Wir verdanken diese umständliche, zeitraubende Arbeit Herrn Victor Gärtner (dem deutschen Consul), der sich im Interesse unseres Municipals derselben in anerkennenswerther Weise unterzogen hat, und wir dürfen wohl mit Recht sagen, daß obenstehende Ausfuhrliste die erste über Blumenau veröffentlichte ist, die der Wahrheit entspricht, da es bisher gänzlich an zuverlässigen Unterlagen fehlte.

Die hierdurch zugleich gegebene Beleuchtung früherer Verzäumnisse könnte ich leicht noch verschärfen. Aber wir wollen lieber noch das Urtheil eines kaufmännisch geschulten Mannes von Erfahrung über das Exportgeschäft hören.

Einer der tüchtigsten Vertreter der Blumenauer Kaufmannschaft, Herr Gustav Salinger, äußert sich in Nr. 7 des „Immigrant“ von 1887 über die Geschäftslage so:

„In Nr. 4 des „Imm.“ findet sich eine Statistik hiesiger Exporte. Dieselbe weist ganz erfreuliche Ziffern auf, so daß sicherlich nach Meinung der auswärtigen Leser die beteiligten Geschäftsleute ein schönes Resultat erzielen; und dennoch trotz jener Ziffern, welche durchaus nicht zu hoch gegriffen sind, ist die Lage des hiesigen Exporteurs eine höchst ungünstige!

Die kleinen Geschäfte, welche im Innern der Kolonie wie Pilze aufschließen, tauschen meistens die Producte gegen Waaren ein, da sie nie Vorräthe sammeln, sondern Butter zc. in jedem Quantum dem Grossisten möglichst rasch abliefern. So sind dieselben einer Preisschwankung fast gar nicht ausgesetzt. Das Gegengewicht für den Exporteur aber, welches in Normirung eines Preises bestände, der ihn vor Verlust sicherte, das — giebt es nicht! —

Ohne die kleineren Geschäftsleute im Innern ist aber, wegen der ausgedehnten Lage der Kolonie, das Geschäft nicht möglich; und beginnt bei diesen die unverständlich betriebene Konkurrenz. Da sagt Peter einfach: Wenn mein Nachbar Paul 1 Mil 160 für ein Kilo Butter zahlt, dann geb' ich 1 Mil 200, ich kann's ja, ich brauch' ja nicht vom Geschäft zu leben, hab' meine schöne „Koga“, so und soviel Kühe, Schweine zc. Paul, entrüstet, daß seiner Meinung nach der Peter ihm die Butterpreise in die Höhe treibt; denkt: Wart', ich will doch sehen, wer es am längsten aushält und — zahlt 1 Mil 240! —

Ebenso wie es diese treiben, wird es auch von den Exporteuren gemacht! Geht die Butter oder auch irgend ein anderer Artikel in die Höhe, oder ist auch nur größere Nachfrage danach, so geht das Jagen hier erst recht los; Einer überbietet den Andern, damit um Gottes Willen Niemand etwas verdiene; fällt aber derselbe Artikel plötzlich, so will Niemand der Erste sein, der auch hier mit dem Preise herunter geht. Dann hört man auch in den Kreisen der Exporteure: „Wenn mein Nachbar noch denselben Preis zahlt und es aushält, dann kann ich es auch!“ Dies sind unsere Geschäftszustände.“

Die Dinte, die Herr Salinger führt, ist reichlich dunkel, aber sie schreibt deutlich.

Der Werth der Ausfuhr von 1886, zu den niedrigsten Preisen berechnet, beträgt die Summe von mindestens 1 Million Mark. Da nach einer officiellen Zusammenstellung im „Journal do Commercio“ der Gesamtexport der Provinz Santa Catharina in den letzten 5 Jahren im Durchschnitt knapp 4 Millionen betrug, so ist die Kolonie Blumenau mit nahezu einem Viertel daran theilhaftig. — Es darf dabei nie übersehen werden, daß nur der Ueberschuß der Kolonie-Produkte zur Ausfuhr kommt.

Die gegen die deutschen Kolonien eingenommenen Stock-Brasilianer (feiner gesagt „Nativisten“) mögen sich die Frage selbst beantworten, was wohl ohne die deutschen Kolonisten aus dem Itajahy-Thale ausgeführt werden möchte. Die Herren können ihrem Lande gar keinen größeren Dienst erweisen, als den, deutsche Einwanderer heranzuziehen, soviel in ihren Kräften steht.

An dieser Stelle darf nicht unerwähnt bleiben, daß das Itajahy-Thal seine meisten fremdländischen Bedürfnisse aus Deutschland bezieht. Unsere hiesigen Landsleute sind nicht, wie die in Nord-Amerika, Concurrenten der deutschen Landwirthschaft und Industrie, sondern Käufer deutscher Waaren. Deutschland lieferte im Jahre 1881 für 29 $\frac{1}{2}$ Millionen Mark Waaren nach Brasilien (in 74 Millionen Pfund). Diese Zahlen sind seitdem jedenfalls ganz bedeutend gestiegen; statistische Uebersichten neueren Datums sind mir aber nicht zugänglich. Diese Waaren gehen fast alle in die Hände deutscher Großhändler in Rio, Santos, Desferro, Porte Allegre u. s. w. Von diesen werden die Geschäftshäuser zweiten und dritten Ranges in den Städten und Kolonien versorgt. Besonders wird aus Deutschland eingeführt: Salz, Droguen, Farben, Del, Thraun und Theer, Seife, Stearinlichte, Wein und Bier, Glas, Porcellan, Steingut, Lampen, Kurzwaaren, Nürnberger Land, Flinten zc., Pulver, Eisen, Stahl, Kupfer, Blei, Blech, Papier, Bücher, landwirthschaftliche und andere Maschinen, Ackergeräthe, Werkzeuge u. s. w.

Die brasilianischen Kaufleute ziehen bereits viele deutsche Waaren den englischen und französischen vor, die bisher den Markt beherrschten;

ja es gehen sogar schon, wie ich aus sicherster Quelle weiß, englische Waaren in Masse über Hamburg nach Brasilien, um als deutsche eingeführt zu werden. Der Central-Verein für Handels-Geographie in Berlin giebt sich große Mühe, Brasilien immer mehr zu einem Absatzgebiete deutscher Industrie zu machen. Die kühle, ablehnende Haltung der deutschen Regierung gegen dies große und reiche Land legt aber den Bestrebungen jenes Vereins zum Schaden der deutschen Industrie immer noch (trotz der Berliner Ausstellung von 1886) Hemmschuhe an. Es ist ja eine gesunde Entwicklung, daß sich der deutsche Handel in Brasilien durch die Tüchtigkeit und Solidität seiner Vertreter ein großes Terrain erobert hat. Dasselbe müßte mit allen Mitteln erhalten und erweitert werden. So lange Brasilien aber noch unter dem Banne der „von der Heydt'schen“ Rescripte steht, ist ihm ein Makel angehängt, der die Grundlage des Geschäftslebens stört: das Vertrauen.

Dr. von Thering schreibt in seinem wiederholt citirten Buche über Rio Grande do Sul S. 171: „Alle diejenigen Zweige der deutschen Industrie dagegen, deren Produkte als minder häufig gebrauchte oder Luxusartikel auf den Weltmarkt angewiesen sind, und welche durch weitgehende Spezialisirung und theure, durch die Fortschritte der Technik beständig ergänzte oder veränderte Maschinen ein großes Kapital und weites Exportgebiet erfordern, werden noch auf Jahrhunderte in Südbrasilien einen günstigen Markt vor sich haben. Deshalb, und weil im romanischen Südamerika das Deutschthum sich als solches erhält und kräftig weiter entwickelt, verdiente im Interesse des deutschen Ausfuhr-Handels die Kolonisation Südbrasilien's von Deutschland aus gefördert zu werden.“

Bekanntlich hat Brasilien sehr hohe Import-Zölle. Dieselben liefern mehr als $\frac{3}{4}$ aller Staatseinnahmen. Die dadurch hervorgerufene Vertheuerung der Waaren hindert aber den Import nicht so sehr, als man denken sollte. Derselbe beschränkt sich auch keineswegs auf das Nothwendigste. Um nur ein Beispiel zu nennen, bekommt man in jeder Küstenstadt, und in den größeren fast in jeder Straße, Harzer Sauerbrunnen von Grauhof-Goslar (Dr. Sager), dessen Plakate man überall sieht; in einigen Restaurants wird auch mein „Theresienhöfer Sauerbrunnen“ geführt. Und doch kostet die Flasche 800 Reis bis 1 Milreis, d. h. 1 Mark 60 Pfg. bis 2 Mark.

Im Allgemeinen wird von der Einfuhr in Brasilien ein Wertzoll (nach amtlichen Tabellen) von 30 % erhoben, zu welchem noch mehrere „Addicional-Zölle“ hinzukommen, so daß durchschnittlich 50 % voll werden. Bei manchen Artikeln beträgt der Import-Zoll in Wahrheit aber (in Folge der Differenz zwischen taxirtem und wirklichem Werthe) bis zu 150 %, z. B. bei billigem Schuhwerke. Das sind Uebertreibungen, die der Staat selbst zurückschrauben

sollte, wenn er ein wirkliches Verständniß für seine Interessen hat. Wenn der Eingangszoll nicht mehr als höchstens 30 % betrage, würde sich der Staat besser stehen.

Dasselbe gilt von der Verzollung der Ausfuhrwerthe. Darüber schreibt die „Rio-Post“ im Januar 1887: „Der Export könnte größer sein, wenn er nicht durch Zölle und übermäßige Frachttarife staatlich garantirter Bahnen belastet und geschädigt würde. Man erleichtere den Export auf jede Weise; mit seiner Hebung wird der öffentliche Wohlstand wachsen, und diesen kann man dann entsprechend belasten. Tritt aber, wie heute, die Belastung ein, ehe der allgemeine Wohlstand die Fähigkeit zur Entwicklung gewonnen hat, so wird er niedergehalten und die Staatseinnahme wird unbedeutend bleiben. — Eine vollständige Systemveränderung ist in Bezug auf das Steuerwesen nothwendig, soll jemals die Belastung der Reichsbewohnerschaft eine möglichst auf Alle gerecht vertheilte und für den Staat ertragreiche werden.“

2. Die Industrie.

Dieselbe steckt im Itajahy-Thale noch sehr in den Kinderschuhen, obgleich der hohe Schutzzoll, von welchem eben die Rede war, die Industrie reizen sollte und Rohmaterial genug vorhanden ist. Die Gewerbefreiheit ist fast unbeschränkt. Die Regierung ertheilt Erfindungspatente und gewährt Fabrikations-Privilegien (gewöhnlich auf 20 Jahre). Die zum Betriebe nöthigen Maschinen gehen zollfrei ein und alle in Brasilien erzeugten Fabrikate sind von Ausfuhrzöllen befreit. Trotz alledem hinkt die Industrie matt neben dem Ackerbau her, dem sie doch den rechten Lebens-Impuls geben müßte.

Was sich hier aber an Industrie findet, liegt ausschließlich in den Händen der Deutschen.

S ä g e m ü h l e n mit Wasserkraft giebt es in der Kolonie Blumenau 47, mit Dampfkraft 6. Horizontalgatter haben sich dabei, wegen der Härte des Holzes, ebenso wenig bewährt, wie Kreisfägen. — Vergl. Seite 14.

F a r i n h a = M ü h l e n (S. 53) giebt es 170, Mahl-Mühlen für M a i s (S. 50) 52 und eine Del-Mühle (im Jahre 1884 von Herrn W. Scheeffler am Stadtplatze eingerichtet); vergl. Seite 82. Die Del-Mühle wird mit 4 Pferden durch ein Göpelwerk betrieben, mahlt mit aufrecht stehenden Steinen und arbeitet mit einer hydraulischen Presse von 500 Atmosphären Druck. Sie liefert hauptsächlich Ricinus-Del (*Olea mamona*), von welchem im Jahre 1886 etwa 24 000 Pfund zur Versendung gekommen sind, und welches, wie schon berichtet, in Berlin den ersten Preis davongetragen hat. Weil dieser Artikel nicht nur dem Besitzer der Fabrik (wie bei allen andern Mühlen) persönlich Vortheile bringen kann, sondern

zugleich hundertten von Kolonisten, so ist sie als eine gemeinnützige Einrichtung besonderer Hervorhebung werth. Deshalb mögen auch einige allgemeine Bemerkungen über die Auspressung und über das Del selbst für manche Leser nicht ohne Interesse sein*).

Das kalt ausgepreßte Ricinusöl ist nahezu geruchlos und geschmacklos. Es ist das dickste und schwerste aller fetten Oele. Das specifische Gewicht beträgt 0,96. Es ist schwerflüssig, durchsichtig und entweder farblos oder strohgelb. Bei Berührung mit der Luft wird es leicht ranzig, und diesem Umstande verdankt es den üblen Ruf in Bezug auf seinen Geschmack. Es wird zuerst ranzig, dann fest und trocknet vollständig auf.

Ricinusöl wird in Mengen in der Seifenfabrikation verwandt. Es liefert eine klare, hellfarbige Seife, die gut trocknet und härtet. Der Verbrauch dieses Oels in der Heilkunde ist bekannt. Er würde noch weit bedeutender sein, wenn nicht der widerliche Geschmack eine Einschränkung bewirkte. Die erwähnten Eigenschaften: nahezu geruchlos und geschmacklos, gelten nämlich nur für die feinste Qualität, die selten in den Handel kommt.

Deutsche Droguisten sollten sich deshalb mit der genannten Firma in Blumenau in Verbindung setzen, wie es das erste Droguenhaus Deutschlands (in Dresden) bereits gethan hat.

Jene Del-Fabrik stellt aber auch noch ein Del her, welches für pharmaceutische Zwecke in großer Menge in Brasilien Verwendung findet, von uns aber unter den Delfrüchten (S. 81 u. 82) nicht besprochen werden konnte, weil es von einem wildwachsenden Baume gewonnen wird. Auch hierbei können die Kolonisten nebenher guten Verdienst machen. Es ist das *Bicuiba*-Del. Darüber schreibt die „Pharmaceutische Centralhalle für Deutschland“ in Nr. 4 vom 27. Januar 1887:

„Neulich erhielt ich aus der Provinz St. Catharina von einem dortigen deutschen Delfabrikanten (W. Scheffer in Blumenau) das Del, Samen und die Preßkuchen von *Myristica officinalis* übersandt und gestatte ich mir folgendes darüber mitzutheilen: Der Samen Kern ist von einer braunen, holzigen, sehr spröden Schale umgeben, welche durch Zerdrücken in der Hand oder mittelst Schälmaschinen sich sehr leicht von dem Kern trennen läßt. Die Samen sind durchschnittlich 2 Gramm schwer und enthalten 100 Gramm Samen ungefähr 16 Gramm Schalen und 84 Gramm der ölhaltigen Samenkerne. Letztere haben im Querschnitt ein marmorirtes Ansehen, sind sehr fett, in einer Reibschale leicht zerreiblich und besitzen einen scharf aromatischen Geschmack, der indeß nicht so stark ist, wie bei dem von den Molucken zu uns kommenden *Myristica*-Samen. Das ausgepreßte, bei Lufttemperatur völlig starre Del wird von den Brasilianern *Bicuiba*-Del genannt.

Die Analyse der enthülften Muskatnüsse ergab folgendes:

Fett und ätherisches Del	72,20 %
Proteinstoffe	9,45
Stickstofffreie organische Bestandtheile (Kohlenhydrate, Cellulose)	12,19
Wasser	3,90
Mineralstoffe	2,26 "
	100,00 %

Der Gehalt an aromatischem Fett ist ein außerordentlich hoher und dürfte es der Mühe werth sein, einige Versuche über die Anwendbarkeit desselben zu machen, zumal dasselbe in Brasilien seit langer Zeit Verwendung findet. In älteren pharmakognostischen Handbüchern findet sich die Angabe, daß das brasilianische Bicuibadel eine schmutzig-rothbraune Masse sei, welches in röhrenartigen Schaften einer Cannacee versandt werde. Dies trifft heute nicht mehr zu, seitdem die fleißigen deutschen Kolonisten in den Provinzen Parana und St. Catharina die Herstellung des Deles in rationeller Weise betreiben und dasselbe in zugelötheten Blechbüchsen versenden.

Eine Baumwollen-Spinnerei und Weberei liegt am Rio do Testo, 1½ Stunden oberhalb Badenfurt. Sie gehört den Herren Karsten & Hadlich. Die Wasserkraft ist sehr groß, die maschinelle Einrichtung recht bedeutend. Die Fabrik wurde im Jahre 1883 eingerichtet, hatte anfänglich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, arbeitet sich aber tapfer heraus. Die Zahl der Käufer mehrt sich stetig. Ueber die Güte der Waare hört man nur günstige Urtheile. Ein Personal von 13 (selbstverständlich nur deutschen) Arbeitern hat die meiste Zeit im Jahre hinlänglich zu thun. Am Tage werden 180—200 Meter Waare (hauptsächlich Röper, Bett-drell, Unterrock-, Hemden- und Hosen-Zeug) fertig gestellt.

Die Strumpfwaren-Fabrik der Gebrüder Hering am Stadtplatze liefert eine vorzügliche Waare in Strümpfen und Trikotage und ist ziemlich bedeutend.

Die Conserven-Fabrik des Herrn W. Affenburg ebendasselbst arbeitet mit Dampfkraft und Eismaschine, besonders in Schmalz, Butter und Käse zum Export.

An Bierbrauereien fehlt es natürlich, nicht, wo 15 000 Deutsche wohnen. Die Kolonie hat ihrer sieben.

20 Ziegeleien reichen vollständig aus, um den Bedarf an Wand- und Dach-Steinen zu decken.

Ueber die Branntwein- (Caschaf-) Brennereien, deren es 225 giebt, ist schon auf Seite 62 gesprochen.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die Buch- und Stein-druckerei von Herrn B. Scheidemantel Arbeiten liefert, die von Buchdruckern und Lithographen in Deutschland als sehr gute Leistungen bezeichnet werden.

Anhang.

1. Aus Briefen meiner Frau.

Blumenau, 21. Januar 1886.

Liebe Josephine!

Du meinst, Du möchtest gar zu gern einmal in unser Haus sehen, könntest Dir auch nicht recht denken, wie wir unsre Tage verlebten. — Du weißt, daß Gustav ein nach hiesigen Begriffen großes Haus für uns gemiethet hat. Es ist nicht mehr ganz neu, aber Gustav hat es ganz neu streichen lassen, so daß es einen sehr freundlichen Eindruck macht. Es liegt ganz frei, von Garten, Hof und PAST umgeben, hart an der Landstraße, der Hauptverkehrsader der Kolonie. Vor der Front des Hauses, der Straße zugewandt, zieht sich die aus Brettern und Palmiten aufgeführte Veranda hin, die ein Ziegeldach hat, so daß wir sie auch bei Regenwetter benutzen können. Wir lieben sie sehr. — Den Eingang in unsere Wohnung haben wir von der Seite genommen, von dem kleinen offenen Gang aus, der das Küchengebäude mit dem eigentlichen Wohnhause verbindet. Du trittst auf einen kleinen Corridor, der führt Dich gerade aus in unser Wohnzimmer; ein großer Raum, die frühere Bende (Verkaufsstelle, Kaufladen). Wir haben die Wände pompejanisch roth streichen lassen. Thüren und Fenster haben weißen Oelfarben-Anstrich. Tapeten sind hier im Lande nicht wohl angebracht, sie halten schlecht, auch sind sie leicht, wenn sie sich irgendwo gelöst haben, ein Schlupfwinkel für Baratten und anderes Ungeziefer. — Hier im Wohnzimmer steht unser Flügel, den Fenstern gegenüber ein Sopha, meist mit gerissenen Maisblättern gestopft, was wir mit starken Gabeln selbst besorgt haben, das Reißen nämlich. Pferdehaare sind sehr kostbar. Ein hiesiger Tapezierer hat uns das Sopha gepolstert. Es hat eine neumodig altdeutsche Form und harmonirt durchaus mit Tischen und Holzchemeln, die wir uns hier von Cedernholz haben anfertigen lassen. Ein hübscher Nähtisch vor dem einen Fenster, Notenhalter, ein Blumentischchen und ein großes Bücher-Regal, das ist das Meublement. Denke Dir dazu unsere Bilder und Spiegel, die Du ja kennst, und Du wirst ein Gefühl von Heimath empfinden.

Am meisten imponirt unser Bücher-Gestell. Das aber gerade macht unsern Kindern viel Arbeit. Täglich müssen sie es gründlich nachsehen und abstäuben. Die Baratten, diese grünlischen Thiere, sind gerade hinter den Büchern wie toll her und benagen die hübschen Einbände auf fürchterliche Weise. Roth und lilla scheint ihre Lieblingsfarbe zu sein, da sieht man die Spuren ihrer Thätigkeit am meisten dran. Daß ich gleich von dieser wirklichen Landplage sage — es sind Käfer, wie Maitkäfer anzusehen, aber so weichlich; wenn Du sie zertrittst, ist es ein Brei und sie riechen abscheulich. Da ist nichts, was Du vor ihnen verbergen kannst, wenn sie sich, wie leider in diesem Hause, erst einmal eingemischt haben. Eine Baratte machst Du heute todt, morgen sind 20 an derselben Stelle. Sie wohnen hier im Hause in den Balken und unter den Dielen. Nur durch äußerste Vorsicht kann man Schränke und Komoden vor ihnen sichern. Man sagt, sie fressen auch Zeug an; das haben sie bei uns noch nicht probirt. Wenn man in einem neuen Hause von vornherein darauf achtet, soll es gar nichts zu sagen haben. Luft, Licht und Reinlichkeit, vor diesen 3 Factoren streicht auch in Brasilien das Ungeziefer die Segel. Aber wir haben sie hier nun mal. Und glaubst Du wohl, daß man sie beinah gewohnt wird? So schrecklich, wie im Anfange unseres Hierseins, sind sie mir nicht mehr.

Wir wollen sie sein lassen — ich will Dich weiter im Hause führen. Neben dem Wohnzimmer ist ein kleines Eßzimmer, mit resedagrüner Delfarbe gestrichen, da steht unser Eßtisch, ein hier sehr schön gearbeitetes Buffet, mein Schreibtisch, und meine Komode (auch alte Bekannte), ein Nähtisch und ein kleiner Schreibtisch von Emilie. Eine Thür führt von da aus direkt in den Garten. — Vom Wohnzimmer aus betritt man die Veranda. An diese beiden Zimmer grenzt nach hinten zu an der einen Seite unser Schlafzimmer und mein Schrank- und Nähkammerchen; an der andern Seite eine kleine Kammer mit zwei Betten und unsere sogenannte Schulküche. Vom Corridor aus führt eine kleine enge Treppe auf den Boden, wo in noch drei Räumen meine Kinder und die Mädchen schlafen.

Im ganzen Hause findest Du keinen Stuhl, der mit Rohr geflochten ist. Korbmacher giebt es hier noch nicht. Weit ab, hinten in der Kolonie, sollen es einige Italiener verstehen. Was man von derartigen Stühlen hier in der Kolonie sieht, kommt aus Deutschland, meist sog. Wiener Möbeln. Mit den Bildern, besonders den Photographien, muß man sich auch etwas in Acht nehmen; sie verblaffen hier so leicht. Unsere Spiegel haben wir alle besonders verkittet lassen; der Tapezierer verstand sich darauf, sie luftdicht zu verschließen. Hätten wir es nicht gethan, so hätte sich in kurzer Zeit die Quecksilbermischung dahinter in der so feucht-warmen Atmosphäre zersetzt.

Vor der Küche, vom Corridor aus, liegt das Leutezimmer, auch ein ziemlich großer Raum; die Waschküche unserer Kinder stehen mit darin. In unserer Küche, die einen Backsteinherd hat und einen besonders

gemauerten Bratofen (der von Senking mitgebrachte Herd ist noch nicht aufgestellt), habe ich einen meiner Kupferkessel einmauern lassen, was mir sehr angenehm ist. Ich lasse ihn täglich voll Wasser tragen; der Brunnen ist auf dem Pflast, der Straße gegenüber. Das Wasser aus dem nahen Stajahy zu holen, ist zu beschwerlich; das Ufer ist sehr hoch und steil. Was Dir in unserer Küche einzig auffallen könnte, wäre das Fehlen alles irdenen Geschirrs. Verzinnnte Blechgefäße, von drüben importirt, ersetzen die Stellen des uns als unentbehrlich scheinenden Hausraths. Ein einziger Mensch, am Rio Testo, versteht sich auf Töpferei. Er holt sich den Ton dazu aus Gustavs Belha. Mein Mann hat es ihm unter der Bedingung erlaubt, daß er mir dafür ein paar Töpfe und Näpfe lieferte: So habe ich doch soviel, um etwas Gurken einlegen zu können und ein Geschirr, in dem ich unseren beliebten Reis-Pudding anrühren kann. Alles Uebrige, was ich mir sonst einloche, wie bittere Drangenschaalen — ein köstliches Eingemachtes — Citronat und Ananas, Marmeladen der verschiedensten Art — bewahre ich in Blechbüchsen.

Blechbüchsen spielen hier eine große Rolle. In Blechbüchsen, sogenannten „Latten“, wird Petroleum eingeführt; in Blechbüchsen wird Butter, Schmalz, Schweinefleisch und dergl. ausgeführt. Es giebt am Stadtplatz eine ordentliche kleine Fabrik für Blechbüchsen.

Nun bin ich schon wieder am Stadtplatze und Du solltest doch in unserm Hause bleiben. — In unserm Hause bist Du eigentlich auch fertig mit umsehen, Du müßtest denn noch einmal oben auf den Boden in unsere kleinen Dachkammerchen gucken wollen, die ich als Vorrathsräume und dergl. benutze. Sorgfältig in Laken verwahrt, liegen dort unsere überflüssigen Betten, die sich bei öfterer Lüftung sehr gut halten.

Neben diesem eigentlichen Wohnhause liegt seitwärts noch ein kleines Gebäude, das wir für meines Mannes Stube und zu einer Kammer mit besonderem Eingange für den Diener resp. Monatslöhner eingerichtet haben. Hier steht meines Mannes alter Schreibtisch, Schränke, einige Stühle, ein Tisch, das ist alles.

Denke Dir zu diesen Gebäuden nach dem sogenannten Hofe zu noch einige halboffene Schuppen — einer unser sogenanntes Waschhaus, wo auch unser Plättofen steht und wir plätten; einer unsere Rollkammer — denk Dir, die Dächer dieser Schuppen als Mais- und schwarze Bohnen-Böden benutzt, so hast Du ein Bild unseres Reiches. Hier hausen wir. Und wie? Wir sind sehr fleißig nach hiesigen Begriffen. Von Gustav will ich Dir nur sagen, daß er sich neulich dermaßen überarbeitet hat und so krank zu Bett lag, daß ich den Arzt rufen lassen mußte. Der verordnete nichts als Ruhe. — Uns Frauen giebt die Wirthschaft und die Näherei vollauf zu thun. Des Morgens unterrichtet Emilie die drei noch schulpflichtigen Kinder. Seit einiger Zeit nehmen drei andere junge Mädchen von hier am Unterricht Theil. So ist es eine ordentliche kleine, sehr vergnügliche Schule. Meine beiden

Großen treiben Kochstudien, und da wir wöchentlich waschen und waschen müssen und nicht wenig Wäsche verbrauchen, so sind alle Morgen für uns drei völlig besetzt. Ich finde eben noch Zeit, mich im Schneidern zu üben. Das habe ich recht nöthig und bedaure immer wieder, daß ich es nicht gelernt habe. Mir hilft, daß ich mir immer wieder vorsage: was Andere können, mußt du auch lernen! — so schneide ich muthig ins Zeug. Es giebt hier Schneiderinnen, gewiß, ich glaube auch ganz geschickte, aber die kommen gleich auf Tage zu den Kunden ins Haus. Ich kann Niemand beherbergen. So thue ich's lieber selbst; spare doch auch ein Bißchen damit. Ich muß die Waschkleider der Kinder umarbeiten, einige neue anfertigen, ein paar Morgenröcke machen — denke doch, daß die Kinder mit meinen Heldenthaten ganz zufrieden sind. Nachmittags bis zum Kaffee faulenzten wir. Dann treiben die Großen mit Emilie Sprachen oder Literatur; die Kleinen machen Schularbeiten oder spielen Clavier; sie reiten öfter spazieren, machen wohl einen oder den anderen Besuch — so kommt der Abend. Daß eine Mutter von sechs Kindern ihre Hände niemals müßig zu halten braucht, kannst Du wohl denken. Ich finde aber doch Zeit, ab und an mit Gustav auszureiten. Desters auch hole ich ihn aus der Belha Abends heim. Das sind für mich die schönsten Stunden! Wenn wir beide da so zusammen hertrodeln durch den Wald, der sich mehr und mehr lichtet, und jedesmal, wenn ich ihn wiedersehe, ein anderes Gesicht bekommen hat, das ist wohl hübsch! Abends nach dem Essen sind wir denn Alle zusammen, erzählend, plaudernd oder vorlesend

Den 12. März 1886.

Eben kommt Herr v. Ar. mit der Nachricht, daß der „Progresso“ (unser kleines Dampfschiff) schon morgen in aller Frühe ginge, und daß ein Dampfer in Stajahy liege, der unsere Briefe auf schnellstem und bestem Wege besorgen würde. Da muß ich doch noch schreiben, und Euch wieder Nachricht von uns geben, obgleich ich eigentlich zu müde dazu bin. Wir haben uns den ganzen Tag mit der Wäsche geplagt, und es ist wahr, ich kann hier nicht so fleißig sein wie drüben; ich werde leicht schlaff und müde. Und doch ist heute kein besonders heißer Tag, aber es ist eigenthümliches Wetter, feucht und regnerisch. Für meines Mannes Pflanzungen ist das sehr gut; aber für mich arme Frau eben nicht. Wie und wo soll ich meine Wäsche trocknen? Sie stockt im Handumdrehen bei diesem Wetter auf den Leinen. Wenn es nicht bald anders wird, nehme ich sie alle wieder ab und stecke sie in Wasser. Man hat mir gesagt, daß das für 1—2 Tage die beste Hülfe sei. Du müßtest einmal sehen, wie hier gewaschen wird: da hocken die Frauen am Fluß; da waschen sie, da spülen sie, da bleichen sie, und haben sie das Zeug soweit fertig, hängen sie es zum Trocknen

auf Leinen von Cipo, dem eigenartigen Schlinggewächs, das in vielen meterlangen Stricken im Urwald von den Bäumen hängt. Hermann, unser Monatslöhner, brachte mir auf meinen Wunsch eine Anzahl Rollen aus dem Walde heim. Dieser Cipo ersetzt hier Bindfaden und Stricke. Aber (Du willst ja Alles wissen, und Alles von hier interessirt Dich) um noch einmal von der Wäsche zu sagen: ich glaube, nirgends in der Welt findest Du dieselbe weißer und mit mehr Sorgfalt behandelt, wie hier. Wenn eine Brasilianerin auch sonst nichts arbeitet, waschen thut sie, und weiße Wäsche ist ihr Stolz. Ein Loch drin genirt freilich nicht besonders. Diese Tugend der weißen Wäsche haben auch die hiesigen Deutschen angenommen. Jede Woche wäscht jede Haushaltung (schmutzige Wäsche stocht sofort) „am Fluß“. Die Kolonien liegen ja mehr oder weniger alle an demselben und seinen Nebenarmen; wo nicht, hat doch jede Kolonie ihr fließendes Wasser. Dann machen die Leute sich einen kleinen Bleicheplatz; und was die Sonne hier zu bleichen versteht, das kannst Du wohl denken. Sie bleicht aber auch farbiges Zeug gründlich; es ist daher wirklich am vernünftigsten, ich lasse unsere Kinder beständig in weißen Kleidern gehen. Blaue für die Wäsche beziehen wir „von drüben“, und zum Stärken derselben benutzt man Arrowroot und Xipim-Stärke. Doch kann man für feine Wäsche auch die gewohnte Reisstärke (auch aus Deutschland eingeführt) in den Läden bekommen.

Ich muß mich immer wieder von neuem wundern, was hier zu haben ist. Ich frage mich oft: was ist nicht zu haben? Nun ja, an eine deutsche Großstadt darfst Du nicht denken, aber bei Dir in J. möchtest Du manches vergeblich suchen, was hier in den Läden ausgelegt ist. Natürlich ist es für gewohnte deutsche Begriffe sehr theuer; muß doch alle Waare das weite Meer und die Steuer passiren. Ersteres machte nicht viel; die Fracht ist billig, aber die Steuer!!

Da kommt eben mein Kleines, und was sehe ich? richtig barfuß. Ihr höchstes Vergnügen, aus Schuh und Strümpfen zu schlüpfen, und ohne diese lästigen Dinger herumzulaufen. Ihre kleinen Spielgefährten thun das alle, nun muß Eva doch das nachthun! „Aber Kind, du bist doch ein deutsches Mädchen!“ Dann schüttelt sie den Kopf und fort ist sie, und wir müssen sie wieder fangen. — O, das ist hier ein Kinderland, ein Kinder-Paradies! Immer können sie draußen sein! immer spielen sie mit Blumen! Eva hat sich heute ein „Spaß-Bett“ wie sie sagt, aus abgefallenen Azaleenblüthen gemacht, alles rothe Blüthen, da lag unser kleiner Schwarzkopf drin — kannst es ganz buchstäblich nehmen — in seinem weißen Kleidchen, warf die Blüthen mit den Händchen hoch und jubelte vor Lust! Wie die Kinder hier aufwachsen! Da ist keine ängstliche Wartung nöthig, wenn sie nur erst laufen können! „Aber die Schlangen“, höre ich Dich sagen. Mein, das ist nicht so schlimm wie man's drüben denkt. Gewiß muß man d'rauf achten. So lange ich hier bin, habe ich erst ein solches Thier gesehen. — Unser klein Eualiebchen gedeiht, daß es eine Lust ist zu sehen. Kinderkrankheiten,

wie bei uns in Deutschland, davon weiß man hier nichts. Am Stadt-
plaze selbst klagen sie ab und an bei den Kindern über Husten, sonst
wüßte ich nicht, daß man von Krankheit hörte. Auch nicht bei Erwachsenen.
Nur Rheumatismus macht von sich reden. Kein Fieber, keine ansteckende
Krankheit — gar nichts dergl. Daß Trinker wassersüchtig werden, nun
ja, das ist doch wohl natürlich. Und das Trinken ist hier ein trauriges
Laster. Noch nie in meinem Leben habe ich so viel betrunkene Leute
gesehen, es müßte denn in Petersburg gewesen sein.

Daß hier Leute 10—12, ja noch mehr Kinder haben, ist ganz
an der Tagesordnung. Schuhe und Strümpfe gebrauchen die Kleinen
nicht; ein Hemdchen, ein Röckchen, das genügt. Und um's tägliche Brot
braucht sich Niemand zu sorgen. Hier deckt unser Herr-Gott den Tisch!
Ach, die armen Leute drüben, die nicht wissen, wie sie von einem Tage
zum anderen ihre Kinderchen sättigen sollen, wenn die das mal sähen!
Da hängen die Bananen und gedeihen völlig ungepflegt. Du weißt,
welch' köstliche Frucht das ist! Die Brasilianer geben sie, in der Schale
in Kohlen geröstet, kleinen neugeborenen Kindern. Und wir pflegen uns
dran; essen sie roh, gebacken, gekocht, als Mus und auch auf Kuchen.
Unsere Apfelsinen- und Langerinenbäume biegen sich fast unter der Last
ihrer Früchte. Reif sind sie noch nicht, aber meinen Kindern schmecken
sie doch schon. Therese meinte, man müsse sich beim Essen eben nur
noch ein bißchen zusammennehmen. Pfirsiche giebt es in Menge; die
Schweine werden damit gefüttert, ebenso wie mit Apfelsinen; doch sind
die schon mehr gesucht, da Viele Wein daraus bereiten. Wir mögen den
Orangen-Wein gern; mit Wasser vermischt löscht er den Durst vor-
züglich; auch gebrauche ich ihn mit Vorliebe beim Kochen, an Reis- und
Brot-Suppe, an geschmorte Bananen und verschiedene andere Früchte;
auch schönen Wein-Crème kann man daraus bereiten.

Heute Morgen hatten wir große Freude: da kam ganz unerwartet
unser verloren geglaubter Puter mit 16 kleinen Puterküken an; die
hatte er ganz heimlich in irgend einer verborgenen Ecke ausgebrütet.
Und das noch nicht genug, bringt auch unser Pferdejunge uns noch
eine Glucke, die es, ich weiß nicht mit wie viel Küken, dem Puter nach-
gemacht hat! „Und die wilden werden besser, als die, die man setzt“
sagt unser Junge. So gedeiht hier das Geflügel. — Nun müßtest Du
mal sehen, wie unser Herzblättchen sich mit den kleinen Thierchen freut.
Da sitzt sie auf der Erde dazwischen und streut ihnen Futter und schnattert,
und will sie fangen — es ist ein helles Vergnügen.

Ja, liebes Josephchen, es wäre wohl schön hier, wenn das Heimweh
nicht wäre! Aber so — und Du weißt wohl, alte Bäume verpflanzen
sich schwer, und die abgeschnittenen Wurzeln hören nicht auf zu bluten.
Ich habe Mann und Kinder um mich, und sollte wohl zufrieden sein,
und würde es auch sein, wenn mein Mann nicht mit so viel Sorgen
und Kummer zu kämpfen hätte. Wie ganz anders würde ich manches
ansehen und beurtheilen, wenn ich des Glaubens leben dürfte, daß nach

einigen arbeitsvollen Jahren, wenn meines Mannes Pläne und Absichten sich verwirklicht hätten, wir glücklich wieder „zu Haus“, zu Euch, kommen dürften!!

Was ist es hier für ein reich gesegnetes Land. Und was für ein herrliches Klima! Das kann ich Dir gar nicht beschreiben! Es gab heiße Tage, und die waren für uns Neulinge recht unangenehm. Aber es waren eben nur Tage. Jetzt ist es schon seit Wochen wirklich entzückend. Nur unter Mittag suchen wir im Hause vor der Sonne Schutz. Gustav hat uns eine breite Veranda vor die Sonnenfenster bauen lassen, so daß unsere Zimmer wirklich kühl sind. Wenn wir zu Mittag gegessen haben, ziehen sich meine Kinder dahin zurück. Dann stellen sie die Schiffsstühle auf und halten, halb lesend, halb schlafend, ihre Siesta. Mein Mann geht in sein Zimmer und macht es ebenso, und ich lege mich ein Stündchen aufs Bett. Der Kaffee, unter dem Drangenbaume servirt, vereinigt uns alle wieder. Mein Mann reitet danach wieder zu seiner Arbeit in die Belha, die Kinder haben Unterricht oder machen Handarbeit. Oft auch reiten sie aus. Das ist für unsere Kinder das größte Vergnügen hier. Wir haben eben 8 Pferde auf unserm Past laufen. Gustav hat auch für mich eins aufgetrieben; einen alten Schimmel, einen bewährten Marschador. Da reite ich drauf, wie — in einer sanften Wiege. Du würdest lachen, wenn Du mich auf diesem Koffe sähest, mich alte Frau! Aber Du könntest mich unbesorgt und ohne Angst drauf sitzen lassen. Man muß hier reiten, wenn man nicht absolut an's Haus gebannt sein will, und reiten thut hier Jedermann. Die Entfernungen sind zu groß. Freilich giebt es auch Wagen, offenen Jagdwagen ähnlich, am Stadtplatz kann man immer dergl. bekommen, sie werden vermietet, wie bei uns in Deutschland und sind auch nicht übermäßig theuer. Auch halten viele Familien ihre eigenen Equipagen, und ich kann Dich versichern, daß Du hübsche darunter siehst, deren man sich auch in Deutschland nirgends zu schämen brauchte. Auch eine geschlossene Kutsche ist am Stadtplatze zu finden, und eine Art „Brockenwagen“ Wir haben es erst bis zum Leiterwagen gebracht. Der wird jetzt viel in der Belha gebraucht.

Den 7. Mai 1886.

Ich habe heute einen ganz stillen Sonntag; mein Mann ist mit allen Kindern außer Eva schon um 5 Uhr nach der Pommeroder Kirche aufgebrochen. Um 10 Uhr werden sie dort sein. Gustav selbst macht die Tour in einem Jagdwagen und hat die beiden sogenannten Kleinen neben sich. Unsere Großen sind zu Pferde, und Du kannst daraus schließen, welch tüchtige Reiterinnen sie geworden sind, daß ihnen eine solche Tour (hin und zurück 10 Stunden im Sattel) Vergnügen macht. Sie waren schon einmal dort, und meinten damals, die Gegend

bei Bommerode habe ein anderes Gesicht wie hier. Es sei dort flacher und ebener. Man sähe wirklich weite Felder bebauten Landes, Mais, Zuckerrohr, Nipim, Kartoffeln und dergl. Die Kirche, und neben ihr das Schulhaus, liegt auf einem Hügel; man übersieht ordentlich die Gegend, was man hier an keiner Stelle kann. Damals kamen sie ganz begeistert und ergriffen zu Haus. Sie sagten, es sei ein herzbeweglicher Anblick gewesen, das „deutsche Volk“ zur Kirche strömen zu sehen; viele hundert Menschen. Die alten Pommerfrauen in ihrer Tracht, die junge Generation in hellen, weißen Kleidern mit bunten Kopftüchern. Deutschland inmitten Brasiliens! Möchten sie auch heute wieder einen so schönen Tag haben!

Mir ist's gar einsam. Klein Eva ist mit den beiden Mädchen zu Frau F. auf Besuch gegangen. Nun bin ich ganz allein. Da will ich ein bißchen mit Dir plaudern. Ich kann Dir auch ganz Hübsches erzählen: von einem Picnic, das wir diese Woche in der Belha veranstalteten. Wir haben jetzt so schönes Wetter, da hatte Gustav uns den Vorschlag dazu gemacht. Ich sagte unserer lieben Frau Sch. davon, und die ergriff es mit Freuden. So erließen wir denn unsere Einladungen; wir waren über 30 Menschen. Als wir (d. h. ich mit Eva, den Mädchen, dem Kaffeegeschirr &c.) an dem dazu ausersehenen Plage ankamen, brannte schon ein helles Feuer unter einer mächtigen Figere, und das Wasser im Kessel, der an Bambus befestigt darüber hing, brodelte bereits. Meine Töchter hatten unter Anleitung der Frau Sch. und deren Familie Alles ganz fein hergerichtet. Bänke und Tische hatte mein Mann aus gespaltenen Palmiten aufschlagen lassen. Am neuen Wege gelegen, den er mehrere Stunden durch den Urwald baut, war ein größerer Platz besonders dazu gesäubert, alles Unterholz fortgehauen; die Zweige der großen Bäume gaben ein grünes Dach. Von Palmiten wehte die deutsche Flagge und bildete zugleich den drapirten Eingang zu dieser grünen Behausung. Mein erster Gedanke und erster Ausruf war: „Wären doch Vater und Josephine hier!“ Es war wirklich ein überraschend schöner Anblick. Die Reihe der Wagen, die vielen Pferde, die hellgekleideten Damen, alles das in der eigenthümlichen Beleuchtung des Feuers im Urwalde gab ein eigenartiges Bild, das sich mir für immer eingepägt hat. Wir waren recht vergnüglich zusammen. Unsere Kinder sangen, und wir machten, so weit es ging, Entdeckungszüge in unserm Walde. Einige über die Belha gelegten Stämme verlockten uns, hinüber zu balanciren, was auch allen Damen mit Hilfe der Kavaliere gelang. Gustav zeigte mir drüben im Dickicht die Spuren eines Tapir. Dann gingen wir eine lange Strecke auf seinem eben erst frisch angelegten Wege; zu beiden Seiten dichter Urwald. Hohe Baumfarren erfreuten mich am meisten. Ganze Kubel davon standen dicht zusammen, unter sich Farren von allen möglichen Sorten und Arten; als Erbedecke das in Deutschland in den Gewächshäusern gezogene moosartige Farrenkraut. Sonst ein wildes Durcheinander von undurchdringlichem Grün. An den Bäumen oben

in der Luft hängen als Schmarozerpflanzen die brennend rothen Bromelien; und Orchideen von den verschiedensten Arten wurden mir von den Herren gezeigt. Zu den Füßen wuchsen die prachtvollsten, farbigen Blattpflanzen; Schlingengewächse aller Art bildeten gordische Knoten und verschlangen in einander, was schon als unentwirrbar vor uns stand. Blaue, gelbe und farbige Schmetterlinge taumelten mit schweren Flügelschlägen in der Luft; ab und an ließ sich ein Papagei vernehmen. Sonst war es ganz still; das Murmeln des Velha-Wassers war der einzige Ton in dieser Wildniß. Lustig sprang es von einem Granitblock über den andern. Von Affen war keine Spur, die arbeitenden Menschen hatten sie vertrieben. Bis heute habe ich noch keinen gesehen, und doch hören wir fast täglich ihre Stentor-Stimmen aus dem Urwalde laut bis zu unserm Hause herüber dringen. Das einzige Geschöpf, das wir in der Velha entdeckten, war ein Chamäleon, das lustig an einem Baumzweige baumelte. Ich bin mit Evaliebschen ganz tapfer herumgestiegen. Ach, das Kind freute sich so! „Ist das deutscher Wald?“ so fragte sie oft. Wir hatten farbige Eier mitgenommen und versteckten sie für die Kinder. Sie spielten „Häschen in der Grube“ und all solche schöne Sachen.

Man muß sich hier in Acht nehmen, wenn man Ursache hat, die Dunkelheit zu vermeiden. Es giebt hier keine Dämmerung. Ist die Sonne untergegangen, deckt auch Nacht die Erde. Unsere Kutscher trieben zur Rückfahrt. Der Weg durch die Velha war von ihnen zum ersten Mal befahren, da waren sie ängstlich, an verschiedenen Biegungen und neuen Brücken richtig zu leiten. Eine große Cavalcade war es, als wir aufbrachen. Voran die Wagen. Langsam fuhren wir dahin, an meines Mannes frisch geschlagenen Roças vorbei, an seinen jungen Plantagen von Kaffee, Zucker, Mais, Kamie — möchte Gott es segnen! — Dann ging's schärferen Trab. Die Reiter folgten. An einer Biegung des Weges war der ganze Zug sichtbar. Die Herren schwenkten die Hüte und riefen Hurrah, und Eva klatschte in die Händchen. Gerade vor Sonnenuntergang gelangten wir auf die große Heerstraße. Hatten wir schon im Walde ab und an einen Leuchtkäfer gesehen, hier sahen wir sie zu Tausend und Abertausenden, wie leuchtende Edelsteine, wie bengalische Flämmchen sprühten sie vor uns auf. An einer weiten, etwas feuchten Stelle war der Anblick geradezu entzückend. Ihr könnt sie nicht mit deutschen Glühwürmchen vergleichen. Denke, daß sie solche Leuchtkraft haben, daß, wenn man ein gefangenes Thierchen unter ein Glas stellt, man bei dem Lichte lesen kann. Die Kinder steckten neulich die Thierchen in Magnolienblüthen. Waren das aber Laternen! Sie sind ungefähr so groß wie Maikäfer, länglich, dunkelbraun, und leuchten mit dem Kopfe und unter den Flügeldecken.

Den 29. Mai 1886.

... Heute Nachmittag war ich auf ein Stündchen zu der alten Frau N. gegangen, unserer Nachbarin. Das ist eine der ältesten Kolonisten-Frauen. Wenn ich mit ihr zusammenkomme, erzählt sie allemal von „damals, wie wir in's Land kamen“ „30 Jahre sind's her. Ach, jetzt ist es ein Paradies hier — aber damals! Kein Weg, kein Steg — Urwald und wieder Urwald. Zuerst hausten wir im Aufnahmeschuppen, dann bauten wir uns selbst unsere Palmitenhütte. Aber die Entbehrungen, die wir in den ersten Jahren unserer Ansiedelung zu tragen hatten, davon kann man sich nur schwer einen Begriff machen. Es fehlte an Allem, oft auch an den allernothwendigsten Nahrungsmitteln. Milch gab es nicht; ich glaube, e i n e Kuh war damals in der Ansiedlung. Mehl? Einen ganzen Tag gebrauchte mein Mann, um mit seinem Säckchen Mais zum Müller hin und zurück zu gelangen. Er trug's auf dem Rücken durch den Urwald durch. Die einzige Straße war eigentlich der Fluß und per Kanoe unsere einzig mögliche Fortbewegungsart. Per Kanoe bekamen wir von Stajahy, was wir durchaus gebrauchten. Wenn das die Leute bedächten, die jetzt hier herkommen und klagen!“

So sagte die alte Frau. Und ich schämte mich — ich gehörte auch zu den Seufzenden und Klagenden. Daß man es auch so leicht vergißt, auf welch' jungfräulichem Boden man hier steht. Man bringt von drüben seine alten gewohnten Ansprüche mit und vergißt, daß eine vielhundertjährige Kultur dieselben hat zu etwas selbstverständlich Alltäglichem werden lassen. Ich hatte gerade in diesen Tagen über die schlechten, schmutzigen Straßen geseufzt, die durch Regenwetter ganz aufgeweicht waren. Und doch sind es erst 20 Jahre her, daß wir in Deutschland, auf dem Wege von Semmenstedt nach Timmern, buchstäblich im Dreck stecken blieben. Wenn man das bedenkt, muß man staunen, was hier geschaffen ist! Wie ganz anders sieht man jetzt so manches an — und liest so anders, z. B. Freitag's „Deutsche Vergangenheit“. Was ich früher so gedankenlos als selbstverständlich hingenommen, stand auf einmal groß vor meinem Verständniß, und um die Häupter der alten Mönchsgestalten, die als Pioniere der Kultur und der Civilisation in die Urwälder Deutschlands drangen, wob sich vor meinem geistigen Auge ein Strahlenkranz. Mit was für Entbehrungen haben die Helden zu kämpfen gehabt! Da war nicht n u r Urwald wie hier — da war eisiger Winter, da waren wilde reizende Thiere, wilde Heiden! Und was für rohe Hilfsmittel! Wir sind ihnen gar nicht dankbar genug. —

Ich hatte mir Hefen von der guten alten Seele mitgebracht. Ihr Sohn hat eine große Bierbrauerei, und das Geschäft blüht. Sie haben ein hübsches freundliches Wohnhaus mit allem Zubehör. Die Brauerei ist ein massives Gebäude für sich. Dies alles liegt auf einem weiten, großen Pflast (Wiese). Vor der Hausthür wiegen Palmen ihre könig-

lichen Häupter in der lauen Luft! Was mir aber fast noch schöner vorkommt, ist eine Bambusgruppe, die einsam auf dem Pflast sich erhebt. Ein wundervoller Anblick. Was für ein Paradies könnte hier geschaffen werden, wenn erst einmal wohlhabende Leute aus Liebhaberei sich Gärten anlegten, und tüchtige Gärtner von drüben hier arbeiten würden; hier, wo tropische Vegetation ebenso gut und üppig wuchert wie die Vegetation der gemäßigten Zone. Du hast hier alle deutschen Blumen. Kornblumen sind z. B. Zierpflanzen in den Gärten. Rosen, Reseda, Heliotrop, Veilchen, alles spendet wie drüben seine balsamischen Düfte. Rosenhecken blühen Jahr aus, Jahr ein. Rosen, köstliche gelbe Thee-Rosen, überziehen ganze Häuser, oder hängen, wie in unserm Garten, hoch aus den Palmen nieder. Und Lilien! Nein, solche Pracht kann ich Dir nicht beschreiben. Lilien von allen möglichen Sorten, wie ich sie nie vorher mir hatte denken können. Wenn ich auf die Blumen zu sprechen komme, finde ich nicht Worte, ihre Pracht zu schildern. Vor einiger Zeit hatten wir 6 „Königinnen der Nacht“ auf einmal in unserm Zimmer. Sie waren uns freundlich von verschiedenen Seiten zugesandt. (Du glaubst gar nicht, wie liebenswürdig man uns hier in jeder Weise begegnet. Ich fühle mich oft ganz beschämt. Womit sie nur denken können, uns eine Freude zu machen, das schicken sie uns zu.)

Kaktus wächst hier wild, aber Du findest auch eingeführte Arten. Wunderbare Kaktusgestalten kannst Du hier antreffen, wie Du sie aus den afrikanischen Bildern kennst. Und nun die Myrthen! Sie blühen, und tragen Früchte, ähnlich unsern Kirschen und Beeren. Die kleine buschartige Myrthe, die hier überall wächst, hat rothe Beeren, ähulich unseren Kronsbeeren. Kannst denken, wie reizend das aussieht. Und nun alle die tropischen Gewächse, deren Namen ich gar nicht kenne! Man meint drüben, die tropischen Blumen hätten wohl Farben, aber keinen Duft. Ich sage Dir, des Duftens ist oft zu viel. Bäume voll duftender Blumen! Und die Schlinggewächse! — Weißt Du, daß die Kaffeebüthen so wonnig riechen?

Kaffee — da komme ich doch wieder in unsere Küche, wohin ich Dich eigentlich führen wollte; in die Küche und vor unsern Backofen. Jetzt kann ich backen, auch Maizbrot! Aber bis ich's gelernt habe, das hat Rünste und Thränen genug gekostet. Jetzt bin ich schon stolz auf meine Rünste, und kann mich schon als Lehrmeisterin für meine Töchter aufspielen. Maizbrot wird mit Hefen angestellt; wir setzen Weizenmehl zu, viele Kolonisten nehmen geriebenen Cara, eine Art Kartoffelfrucht, um das an sich trockene Maismehl angenehmer zu machen. Ich nehme auch zuweilen Rummel in's Brot; es schmeckt dann herzhafter. Gustav kann's nicht gut vertragen; für ihn backe ich immer reines Weizenbrot. Und Du weißt doch, wie gerne er Süßes isst. Nun sind hier Eier und Zucker so billig — da bin ich eine recht verschwenderische Hausfrau. Nach der „Davidis“ backe ich die herrlichsten Dinge. Jetzt gelingen uns auch die Kaisers vorzüglich. Mit Apfelsinen, Pfirsich und Bananen belege ich Kuchen. Ich bin ganz stolz auf das, was ich gelernt habe.

Einen Backofen hinter dem Hause zu haben, ist hier so nothwendig, wie einen Herd in der Küche. Alles, auch das Maisbrot, hält sich nicht lange gut; es setzt Schimmel an. Man kann durch tägliche fahrende Milchwagen von den Bäckereien am Stadtplatze Brot beziehen; ja, es kommt alle Morgen ein besonderer Semmelwagen vor unserer Thür vorbei, der seine Waare bis nach Badenfurt hinauf fährt, aber bei unserer Menschenzahl — wir sind augenblicklich mit unsern Leuten 13 Personen — kommt dies gekaufte Brot zu theuer; auch schmeckt es uns nicht, wie unser selbst bereitetes.

Du fragst nach unserm Küchensettel. Heute gab's Rindfleisch-Suppe, Blumenkohl mit Fleisch, Weincrème mit Bisquitplätzchen. Morgen habe ich grüne Bohnen. Gemüse habe ich in Vorrath. Verschiedene Kohllarten, Gurken, Mohrrüben und Stedrüben, auch rothe Rüben. Wir können ganz deutsch kochen und thun das auch. Alles deutsche Gemüse gedeiht bei nur etwas Pflege ganz prachtvoll. Und es giebt, wenn man es danach anfängt, i m m e r Gemüse. Nur in den ganz heißen Monaten wird es knapp. Da essen wir viel Reis und Geflügel. Herrlich sind hier auch unsere Citrouenhecken. Wir machen uns täglich Citrouenlimonade. Du siehst, was Essen und Trinken anbetrifft, leiden wir keinen Mangel.

Den 8. Juli 1886.

... Du klagst über Einsamkeit und hast wohl recht damit. Wie einsam lebst Du dahin! Was wollen wir da sagen, wo wir uns doch selbst genug sein sollten! Weißt Du, was hier so peinlich auf uns lastet? Die Unmöglichkeit, fort zu kommen. Man kann reisen, aber mit was für Strapazen ist es verbunden und mit was für Geldopfern! Vor Deiner Thür hält der Bahnzug; Du kannst fast stündlich fort, wenn Du willst. „Wir sitzen hier in der Mausfalle“, klagen die Kinder. Es ist so enge und so ängstlich! Wer an der See wohnt, hat es darin besser. In Itajahy, wo wir die Schiffe kommen und gehen sehen, fühlten wir uns Deutschland so sehr viel näher. Der „Progresso“ bringt uns die Möglichkeit der Verbindung 2 mal wöchentlich in's Bewußtsein, und ich kann Dir sagen, wenn ich seinen Pfiff höre, durchzittert es mich noch jetzt. — Wenn ich so darüber nachdenke, was es wohl eigentlich ist, was uns hier belastet: — ein undefinirbares Etwas — der Mangel an geistigem Leben. Uns selbst unbewußt haben wir die geistige Luft drüben geathmet. Jetzt umgiebt uns der Materialismus. Drüben lebt man von der Vergangenheit für die Zukunft; hier lebt man nur der Gegenwart. Vergangenheit hat das Land noch nicht. Für die Zukunft braucht Niemand zu sorgen. Sitte, Recht, Herkommen, alte Ueberlieferungen, alles umgiebt den Deutschen drüben wie freundliche Gehilfen. Die Steine drüben erzählen Dir Geschichten, die alten Bäume drüben rauschen Dir halbvergessene Sagen — Poesie umflutet Dich,

Dir selbst unbewußt — und hier? — Der Nutzen ist ja allerdings nützlich — aber wenn der Hauptfactor alles Handelns die immer wiederkehrende Frage ist: „Macht es auch Rechnung?“ und Dir dieselbe überall entgegentritt, so wirst Du traurig. Kann man nicht auch in dieser Beziehung des Heilands Wort anwenden, daß der Mensch nicht von Brot allein lebt? Gehört nicht doch zur Entwicklung des Menschen auch „das Schöne“, worunter ich Alles begreife, was unsern höhern Sinn anregt und befriedigt, dem Geiste und Gemüthe Nahrung giebt? Ich weiß nicht, ob ich mich damit Dir verständlich gemacht habe. Das soll nicht heißen, als gäbe es hier keine tüchtigen guten Leute!

Ich bin nicht blind für die traurigen Verhältnisse drüben, wo der Kampf um's Dasein sich in oft erschreckender Weise vor unsern Augen abspielt. Hier siehst Du den Kampf nur die Natur auskämpfen. Geh in den Urwald und Du siehst ihn verkörpert vor Dir. Aber weißt Du wohl, daß auch das für mich etwas niederdrückendes hat? Drüben hat überall der Geist des Menschen der Natur seinen Stempel aufgedrückt. Keine Handbreit Erde, kein Baum im Walde kann drüber verleugnen, daß Gottes Befehl, im Paradiese den Menschen gegeben, die Erde sich unterthan zu machen, voll erfüllt sei. Hier herrscht noch die Natur in ungezähmter Kraft, unbezwungen. Ich kann mir denken, welcher Reiz für einen Mann darin liegen muß, diese Aufgabe zu erfüllen. Als wir hierher kamen, ich schrieb Dir's ja, sah ich nichts wie wilde Wüstenei. Jetzt, wo sich meine Augen an die ungeheure Ueppigkeit der Natur gewöhnt haben und das Bild der abgegrenzten Felder, der in Reihen gepflanzten Bäume von drüben in meinem Gedächtniß mütter geworden ist, jetzt sehe ich auch hier die Arbeit des Menschen und fange an, sie zu respectiren. Aber es sind das Stellen wie Nasen in der Wüste. Ich war auf der Spitze unseres Apimberges. Wir sahen hin über Hügel und Fluß und Thal. Alles grüner Urwald, so weit das Auge reicht. Hier und da stiegen Rauchsäulen auf: helle Flammen loderten gen Himmel, es wurden neue Noças gebrannt. Wir bejubelten den Feuerschein und hatten nur den einen Wunsch, daß er doch aller Ecken und Enden sich erheben möchte, auf daß doch bald dies so überaus reich gesegnete Land den Menschen aufgeschlossen würde, und freundliche Dörfer, Heimstätten glücklicher, sorgenfreier Menschen, sich da erheben möchten, wo jetzt noch in ungestörter Ruhe der Affe haust.

Den 6. Oktober 1886.

Die Meinen sitzen alle noch draußen auf der hohen, weißen Kirchentreppe der katholischen Kirche. Wir haben heute einen so wunder-vollen Tag gehabt, und er ist jetzt so schön, daß ich nur wünsche, es möchte mir gelingen, Dir in Etwas ihn vor die Seele führen zu können. Aber ich fühle mich unfähig dazu und arm an Worten. Und

wäre ein tüchtiger Maler heute hier gewesen und hätte gesehen, was ich gesehen habe, er suchte vergebens in seinen Farrentöpfen, und es gelänge ihm nicht, die Pracht der Natur, der Farben, des Lichtes und des Glanzes auf seine Leinwand zu bannen.

Wir waren Nachmittags zum hiesigen Pfarrer geladen. Die evangelische Kirche liegt, wie die katholische, auf einem Hügel. Man sieht von da aus weit hin über Berg und Thal, über Fluß und Stadtplatz. — Wir wurden freundlichst begrüßt; der Pfarrer aus Badensfurt mit seiner Frau war auch unter uns. Wir fanden den Tisch gedeckt unter Palmen, vor der Kirchthür. Da setzten wir uns; die Jugend spielte, wir Alten besprachen dies und das, tranken Kaffee und Chocolate, aßen Kuchen und gingen umher. Ich löste mich ab und ging allein auf den höher liegenden Kirchhof. Ich werde die Stunde nie vergessen! Da saß ich einsam unter einer hohen Palme, zwischen Gräbern der alten Kolonisten aus Allen Gauen Deutschlands. Die Krone der Palme säufelte leise, die Lilien, die hohen weißen Lilien umdufteten mich, leise wehte ein weicher Wind und trug die Töne des Harmoniums, das meine Kinder in der Kirche spielten, in dem Liede „Harre meine Seele“ an mein Ohr. Die Thränen tropften mir aus den Augen — ich weiß nicht, ob vor Heimweh? Und es tauchten zwei andere Kirchhöfe vor meinen Augen auf. Der Kirchhof auf der Düne in Helgoland! Da liegt er auch, einsam, mitten im wilden Meer, umrauscht und umtoßt von den Wellen; so einsam! — und ich gedachte an den einsamen Kirchhof oben in Hahnenklee, dem abgelegenen Harzorte — mitten im Tannenwalde und weiten Wiesen, so still, so einsam!

Und dieselbe Sonne bescheint sie alle! Und derselbe Herrgott sieht sie Alle, die da schlafen, und wird sie Alle erwecken. . . .

Wir waren noch lange zusammen. Die Abendshatten senkten sich hernieder, in unbeschreiblicher Pracht versank die Sonne hinter den Hügeln. Der Mond erstrahlte in seinem hier so weißen Lichte, Leuchtkäfer umschwirrten uns, die Sterne glänzten am Firmament in herrlichen Farben, die Palmen säufelten leise, leise rauschte der Fluß von ferne — ich kann es nicht beschreiben.

Als wir zu Haus kamen, erklang aus der katholischen Kirche der Abendgesang: „Ora pro nobis“ Er sang unser Kindchen in den Schlaf. Und jetzt sitzen meine Großen und mein Mann oben auf der Kirchentreppe und singen auch: „Ora pro nobis“. Sie singen alle unsere alten deutschen Lieder — sie singen sich das Heimweh vom Herzen herunter. . . .

2. Eine Reise durch das Itajahy-Thal nach den Kampos von Curitibaanos.*)

In Folge der Eröffnung des Weges von der Kolonie Blumenau aus war es mir möglich, die Reise nach dem Hochlande in zwei Jahren dreimal zu machen. Es ist meine dritte Reise, welche ich hier wahrheitsgetreu zu beschreiben gedenke.

Die Vorbereitungen zu einer solchen Reise sind nicht unbedeutend, da kein anderes Transportmittel anwendbar ist, als Pferd und Maulesel, und weil größtentheils unbewohnte Gegenden zu passiren sind. Man muß daher für Zelt, Lebensmittel, Waffen, Koch- und Eßgeschirr, wollene Decken zc. Sorge tragen und schließt sich dann gewöhnlich einer Caravane (Tropa) an, welche Vieh von den Kampos holt. Mein Begleiter, ein junger deutscher Kaufmann, und ich beschloßen, die Reise lieber allein zu machen und nur einen Knecht zu miethen.

Unsere Transportmittel bestanden aus einer Stute (Madrinha, gesprochen Madrinje) mit einer kleinen Glocke am Halse, sechs Maulthieren und einem Pferde. Der Madrinha (wörtlich übersetzt: „weiblicher Pathe“) folgen die sonst störrischen Maulthiere, wohin es auch sei; steht sie, so stehen alle; hat man etwas am Sattelzeuge zu ändern, so kann man sein Thier nur anhalten, indem man die Madrinha anhält.

So ritten wir vom Stadtplatze Blumenau am 12. November ab; auf der Straße, welche neben dem Itajahy hinläuft und die Kolonie in ihrer ganzen Länge durchzieht, rechts und links in Abständen von ein paar hundert Metern, besetzt von meist schmucken Häusern. Die Blumengärten vor denselben zeigten die prachtvollsten Rosen, Lilien, Oleander, Kamelien und viele andere Blumen zwischen Palmen und Orangen- (d. h. Apfelsinen-) Bäumen. Gut gepflegte Viehweiden wechselten mit Mais- und Zuckerrohrfeldern. Die Straße ist gut erhalten und fast ganz frei von Steigungen.

Wir gelangten Nachmittags am Stadtplatz Warnow an und fanden bei dem mir schon seit langer Zeit befreundeten Kaufmann Leopold Höschl freundliche Aufnahme. Andern Tags bestimmten wir eine verhältnißmäßig kurze Strecke zur Reise, weil wir dann bei mäßigen Ritten bessere Lagerplätze fanden. Von Warnow aus geht der Weg immer noch parallel mit dem Itajahy durch zum Theil sehr schöne Landschaften, von Kolonisten ganz besetzt. Es treten einzelne höhere,

*) Diese Zugabe verdanken wir Herrn Paul Schwarzer in Blumenau. — Raum der fünfte Theil des uns gütigst zur Verfügung gestellten Manuscriptes konnte hier zum Abdruck kommen, weil die höchst interessante Beschreibung des Kamp selbst nicht in den Rahmen dieses Buches gehörte.

steile Berge auf, die hier und da starke Erdrutsche zeigen. Die Landstraße ist vollkommen eben. Wir gelangten Nachmittags zum Reifebach (Bugrebach genannt), wo wir bei einem deutschen Krämer zum letzten Male alle Bequemlichkeiten und Genüsse fanden, welche die Civilisation an einem solchen Platze bieten kann.

Am nächsten Morgen passirten wir einen von Brasilianern besetzten District, der uns den gewaltigen Unterschied zwischen Wohnungen und Pflanzungen dieser und der deutschen Kolonisten zeigte. Die fremdblichen Häuser haben den oft recht elenden Palmitenhütten Platz gemacht; die Pflanzungen waren voll Unkraut und Gestrüpp. Das Terrain wird bergiger, das Flußthal enger, von Felsen durchsetzt; es erhebt sich vor dem Reisenden ein wohl 3000 Fuß hoher steiler Berg, der Morro da Subida, an welchem jedoch der Weg mit solchem Geschick angelegt ist, daß die Steigung gewiß nicht mehr als 6% beträgt. Nach einem Ritt von mehreren Stunden gelangt man auf der Höhe an und steigt ganz allmählig zwischen Kolonien, die von Italienern besetzt sind, in das herrliche Flußthal mit seiner hier großen Ebene herab, in welcher auf dem fruchtbarsten Boden sich noch einzelne italienische Besitzungen finden. Es ist der sog. Contra-District. Bald kamen wir zu den letzten Bewohnern der Kolonie Blumenau, deren noch unbefetzte Gemarkung sich jedoch sehr viel weiter ausdehnt. Der Fahrweg hörte auf und wurde zur Pfade (schmaler Durchhau) durch den schönsten Urwald. Vor Sonnen-Untergang gelangten wir bis zum Südarne des Itajahy, welcher seine wohl 300 Fuß breiten flachen Gewässer langsam durch eine weite Ebene dahinwältzt. Das Wasser kommt fast zum Stehen und verdunstet zu einem so großen Theile, daß kaum die Hälfte davon in den Hauptfluß gelangt.

Da machten wir auf einer Anhöhe über dem Flusse Halt. Die Pfade wurde nach rück- und vorwärts durch Knüppel versperrt; ein etwas freier Platz bot Raum für Zelt, Feuer und Vieh, welches sich an den Blättern einer Art Rohr Futter suchte. Das Sattelzeug mit seinen hier üblichen Decken und Pelzen wird im Zelte auf die Erde gebreitet und bildet ein gutes Lager. Unser Mahl bestand selbstverständlich aus schwarzen Bohnen, die man die Woche 14mal zu sich nimmt, Farinha (dem Mehl der Mandiocawurzel) und Spießbraten von carne secca (Dörrfleisch). Zum Schluß fehlte der unerläßliche Kaffee vom stärksten Extract nicht, wie man ihn wohl nur in Brasilien trinkt.

Am andern Morgen construirten wir uns zunächst ein Floß, indem wir leichte Baumstämme durch Lianen mit einander verbanden und gelangten nicht ohne Fährniß an das andere Ufer. Der Weg wurde immer schlechter. Gesträuch, Rohr und hauptsächlich Dornen waren so über denselben hingewachsen und gefallen, daß man meist mit dem Kopfe auf dem Halse des Maulthieres liegen mußte, um das Gesicht vor den Dornen zu retten. Der Pfad war so schmal, daß sich nur ein Thier auf demselben hindurch winden konnte, das von einem tiefen Loche in's andere trat, eine schwere Strapaze für Thier und Reiter.

Nach einigen Stunden änderte sich fast plötzlich die Vegetation. Die Palmiten und die andern Palmenarten verschwinden; ebenso die Baumfarren, die bambusartigen Rohre, die Schlingpflanzen. Der Wald wird lichter, die Bäume stehen vereinzelter, hier und da schon eine Pinie, deren Zahl sich nach und nach vermehrt, Malven blühen rechts und links in drei verschiedenen Farben. Der Weg ist noch immer eben, bis man den Trombudo-Fluß durchwatet hat.

Da machten wir das zweite Nachtquartier im Urwalde.

Andern Tags gelangten wir auf etwas besserem Wege Nachmittags 3 Uhr zu einer Hütte, die sich der Ingenieur seiner Zeit erbaut hatte, als er die Pitade hergestellt. Wir beschloßen, da zu bleiben und vergnügten uns mit Fischefangen in einem nahen kleinen Flusse.

Am folgenden Morgen brachen wir früh auf, um bei Zeiten die letzte Lagerstelle unterhalb der Serra zu erreichen. Bald erblickten wir denn auch in weitem Bogen die blaue Höhenkette, wenn der Weg uns an Stellen vorüberführte, wo der Wald eine größere Fernsicht gestattete. In dieser Gegend ist ein großer Waldbaum sehr häufig, der eine Art von wildem Lorbeer (*dicypellium carpophillatum*) ist und dessen Blätter ein köstliches Aroma besitzen, ähnlich dem der Gewürznelken.

Der künstliche Weg war für einige Meilen zu Ende. Durch Löcher, Morast und Wurzelwerk gieng in ganz ebenem Lande von fruchtbarster Art bis an den Fuß der Serra, wo wir an einem muntern Gebirgsbache unser Lager aufschlugen, um uns für den schlimmsten und gefährlichsten Theil der ganzen Reise zu stärken.

Am andern Morgen recht früh begannen wir den Aufstieg. Bald stellte sich Morast ein. Wir mußten absteigen. Die Thiere sanken oft bis an die Brust ein. Es war ein saueres Stück Arbeit. Dann folgte ein guter Reittweg schon in ziemlicher Höhe am Bergrücken entlang. Man ist erstaunt, hier mit einem Male wieder dieselbe Vegetation zu finden, wie am unteren Laufe des Itajahy: ein Stück tropischen Urwaldes ist mitten in die Vegetation der gemäßigten Zone versetzt, was sich durch die geschügte Lage erklärt.

In großen Bogen überwindet der geschickt angelegte Weg die Steigung. Etwa 3 Stunden nach dem Aufbruch kamen wir an eine gefährliche Stelle, die sog. Coqueira-Marke, weil hier die Grenze der Palmen ist. Man feuert einige Schüsse ab, um sich zu überzeugen, ob der Pfad auch nicht von einer andern Truppe besetzt ist, die durch Schüsse antworten würde. Ein Begegnen würde für beide Theile der sichere Untergang sein, denn an ein Umkehren ist nicht zu denken. An einem furchtbar tiefen Abgrunde führt nämlich der Pfad in einer Breite von nur 2 Fuß hin. Das geringste Drängen der Thiere und sie liegen unrettbar in der Tiefe, wie es oft passirt. Natürlich steigt man vor der Stelle ab, der Reiter der Madrinha führt diese am Zügel voraus, ihm folgen 2 Thiere; dann wieder ein Mann und 2 Thiere und so fort. Wir waren schwindelfrei und überwandten diesen lebensgefährlichen Engpaß glücklich.

Der Weg wurde immer grundloser. Er ist von dem lehmigen Abhange des Berges ziemlich breit abgegraben. Weil aber in dieser Höhe täglich ziemlich starke Nebel oder Regen eintreten, so bilden sich in der weichen Masse überall Vertiefungen. Ein Thier tritt immer in die Fußtapfen des andern, wodurch der ganze Weg aus nichts als Löchern besteht, die durch Erdwellen von einander getrennt sind. Bis an den Bauch sinkt das Maulthier in den Schlamm und arbeitet sich dann mühsam auf die Erhöhung, um sofort wieder in den Morast hinabzusteigen. Wehe, wenn in den Löchern auch noch Wurzeln oder große Steine stecken! Mit Schmutz überdeckt kamen wir endlich auf einem kleinen Plateau an, welches mit Recht *Boa vista* genannt wird. Zu den Füßen eine senkrechte Felswand, so hoch, daß die Schlucht unten ganz dunkel erschien — von dieser laufen große, helle Thäler aus, von Hügelketten hier und da unterbrochen — wohin man blickt, nichts als Himmel und Wald, kein Zeichen von Cultur, keine Spur menschlicher Thätigkeit! Wäre dies herrliche, ungeheure Land bewohnt — was für einen ganz andern Anblick würde es gewähren! Möchten es doch Deutsche sein, die sich hier eine Heimath gründeten! Vielen Tausenden, die in Deutschland mit bitteren Sorgen kämpfen, wäre hier bei viel weniger harter Arbeit ein menschenwürdiges Loos zu bereiten. Und welch' schönes Feld wäre hier der brasilianischen Regierung geboten, wenn sie endlich einmal nach so vielen kostspieligen Experimenten in der Kolonisationsfrage planmäßig zu Werke gehen, eine gar nicht schwierige Eisenbahn bauen, die daran liegenden Ländereien billig verkaufen wollte!

Nach einer kurzen Rast brachen wir wieder auf und stiegen noch beinahe 2 Stunden lang unmerklich bergan. Doch war der Weg bisher schlecht gewesen, so wurde er nun noch schlechter. Die Erderhöhungen fehlten im Wege, der sich zu einem langen tiefen Sumpfe ausdehnte. Die Scenerie und Vegetation ist hier sehr merkwürdig. Die Berge haben bizarre, oft trichterförmige Spitzen; die Pflanzenwelt zeigt Erscheinungen, die mir immer wieder als höchst sonderbar auffallen, obgleich ich seit 20 Jahren in Brasilien lebe und man in der Zeit doch eigentlich verlernt hat, sich über eigenthümliche Pflanzen zu wundern. Am Wege wucherte eine riesenhafte Kriechpflanze mit Blättern von 4 Fuß Durchmesser, die mit denen der *Malva rotundifolia* Aehnlichkeit haben; die Felsen waren von einer glänzenden, silberfarbigen Flechte ganz zugedeckt.

Endlich lag der Kampf vor uns. Wir begrüßten ihn mit einem kräftigen Hurrah. Unsere Thiere wurden von einem neuen Leben erfüllt. Die langen Ohren bekamen eine drollige Beweglichkeit.

Das Hochland macht einen durchaus fremdartigen Eindruck. Es ist sanft wellenförmig, nicht, wie man vielfach denkt, eine große Ebene. Das schöne, hellgrüne Rampgras bedeckt die meisten Stellen. Eine unbeschreibliche Blumenpracht, wohin man sieht: blaßlilla blühende *Berberis*; Asters in allen Farben und Formen und tausend andere in

herrlichster Abwechslung. Hier und da stehen dichte Gebüſche von Myrthen und Lorbeer. In weiten Strecken wird aber das Grasfeld durch dunkle Pinienwälder unterbrochen. Die Luft iſt dünn und leicht; ſo ganz anders, als man ſie zwiſchen Meer und Serra gewohnt iſt.

3. Iſt das Itajahy-Thal als Ziel der Auswanderung zu empfehlen?

Wenn Profeſſor Keller=Leuzinger, ein genauer Kenner des Landes, im 4. Heft der „Kolonial=Zeitung“ von 1886 nachweiſt, daß Süd=Brasiliens im Allgemeinen in jeder Hinſicht für die deutſche Auswanderung günſtiger ſei als Nord=Amerika, ſo gilt das auch im Beſonderen voll und ganz für das Itajahy-Thal. — Ebenſo wenn Dr. W. Breitenbach in ſeiner vortrefflichen Schrift über Rio Grande (Heidelberg 1885), vor der Maſſen=Auswanderung warnend, „dieſes ſchöne Land für eine Auswanderung kleiner Mengen Deutſcher im höchſten Grade“ empfiehlt. — Die warmen Worte, die Karl von Roſeritz, der namhafteſte Deutſche Süd=Brasiliens, in ſeiner Zeitung, in Büchern, als Abgeordneter, in Vorträgen hüten und drüben für die Auswanderung in ebenſo geiſtvoller als nüchternen Weiſe ausgeſprochen hat, verdienen die größte Beachtung. — Dr. Dörffel hat ganz recht, wenn er in ſeinem Buche über Dona Franziska ſchreibt: „Ob dieſe drei Provinzen (Süd=Brasiliens) für deutſche Auswanderer geeignet ſeien, das kann eigentlich gar keine Frage mehr ſein. Denn ſchon vor mehr als 50 Jahren haben in dieſen Provinzen Deutſche ſich angeſiedelt und im Laufe der Zeit kräftig entwickelt, ſich gedeihlich vermehrt und wohlleingerichtet, bei alledem auch ihr deutſches Weſen bewahrt, und heutzutage leben, weben und ſchaffen in dieſen Provinzen bereits über hunderttauſend Deutſche, theils in Kolonien vereinigt, theils zerſtreut unter der eingeborenen Bevölkerung portugieſiſcher Zunge. Das iſt eine Thatſache, die nur Unverſtand oder böſer Wille zu leugnen vermögte. Wo aber ſchon ſo viele Deutſche leben und — man kann mit Recht ſagen — ihres Lebens froh werden, warum ſollten da derer nicht noch mehr leben und gedeihen können, vorausgeſetzt nur, daß es an Platz für ſie nicht fehle? Nun fürwahr: Platz, geeigneter Platz iſt noch da für viele Tauſende vorhanden, und ſo ſind denn dieſe drei Provinzen in der That recht wohl geeignet, bezüglich der deutſchen Auswanderung den Nord=amerikaniſchen Freiſtaaten, denen zeitlich der Strom dieſer Auswanderung faſt excluſiv zu gute kam, wirkſame Concurrrenz zu machen.“

Das iſt alles wahr; ich ſtimme dieſen Zeugen vollkommen bei und könnte leicht noch andere von Bedeutung aufrufen, z. B. Dr. von

Jhering, Sellin, Dr. H. Lange, W. Spielberg u. s. w. Auf solche allgemeinen Sätze ist aber schon manche Thräne geflossen, und mancher Fluch ist gegen dieselben ausgestoßen.

Es ist hier doch Alles so ganz anders, als man es sich drüben gedacht hat. Man liest wohl Bücher und studirt Karten und macht sich doch ein falsches Bild. Es fehlt der Vergleichungspunkt.

Zu einer ganz speziellen Darstellung der Verhältnisse, wie ich sie in diesem Hefte zu geben versucht habe, kommt die ebenso wichtige Personenfrage. Wenn mich jetzt Jemand brieflich um Rath fragt, ob er auswandern soll, geht es mir wie einem Arzte, der es mit seinem Gewissen nicht vereinigen kann, einen Rath zu ertheilen, bevor er den Kranken gesehen hat. Nicht der Bildungsgrad ist es, der einen Menschen zur Auswanderung geschickt macht; noch weniger der Besitz von so und so viel tausend Mark; sondern die Willenskraft, die keine Schläffheit duldet, vielmehr ein strammes Arbeiten auf ein möglichst hohes Ziel hin fördert; ferner ein sanguinisches Temperament, das sich in alle möglichen und scheinbar unmöglichen Zustände zu schicken versteht; und endlich die Gewohnheit zu arbeiten. Wo ich diese Eigenschaften an einem Menschen finde, da sage ich: „Gehe getrost über das Meer, so wirst Du Dein Brot doppelt finden“ — Hier gilt nur persönliche Tüchtigkeit. Der einfachste Tagelöhner oder Handwerker, der nichts mitbringt, hat es oft in fünf Jahren weiter gebracht, als der akademisch gebildete, in Deutschland erfahrene Landwirth, der Geld genug hat, andere Leute für sich arbeiten zu lassen. Es ist aber unverantwortlich, daß noch immer junge Leute, die in Deutschland nicht arbeiten wollten, von ihren Familien nach Süd-Brasilien geschickt werden, um hier Koloniebummler oder Küstenbummler darzustellen. Dieselben gehen meist im Schnaps unter.

Wer nun dies Heft mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, wird sich die in der Ueberschrift gestellte Frage leicht selbst beantworten können. Weil mir aber alles daran liegt, auf diesem Instrumente einen klaren, bestimmten Ton abzugeben, so

warne

ich vor der Auswanderung Alle, welche eine Neigung zum Trinken und Nichtsthun haben, ferner Alle, welche in Deutschland ihr gutes Durchkommen haben. Wer eine Stellung hat, gebe sie nicht auf, um „drüben sein Glück zu machen“ Wer für sich und die Seinigen in der alten Heimath sorgen kann, bleibe im Lande und nähre sich redlich. Habe ich dies Buch nicht ohne Wärme der Empfindung geschrieben, so war doch an keiner Stelle der Wunsch, Jemanden zur Auswanderung zu animiren, der Vater des Gedankens.

Besonders warne ich junge Kaufleute; sie müßten denn Vermögen genug haben, sich mit einem soliden hiesigen Geschäftshause zu associiren; andernfalls sind sie der Concurrenz und Lokalkenntniß der hiesigen Kaufleute nicht gewachsen. Ebenso warne ich Landmesser, Ingenieure, Lehrer,

auf's Gerathewohl hierher zu kommen; auch Fabrikarbeiter, angeknackte Handwerker, Guts-Inspectoren, die ab- und ausgewirthschaftet haben.

Dagegen

e m p f e h l e

ich die Auswanderung nach dem Stajahy=Thale (unter Voraussetzung der Charakter=Lüchtigkeit und Nüchternheit) den ländlichen Arbeitern, die gern selbstständig werden möchten; den Bauernsöhnen, die dem ältesten Bruder den Hof lassen müssen und abgefunden werden; den Handwerkern aller Art, die trotz aller Mühe gegen die Concurrnz nicht aufkommen können; den Capitalisten, die Kenntniß und Unternehmungsgest mit besitzen, Schweizeereien, Schweinezucht im Großen, Fabriken, Bankgeschäfte u. s. w. einzurichten.

Wer aber auch kommt, der sei darauf gefaßt, Lehrgeld bezahlen zu müssen. Wer klug hierher kommt, wird bald zu seinem Schaden Meister finden. —

Es ist besser, verheirathet als unverheirathet hierher auszuwandern.

Was Jemand als Auswanderer verständigerweise mit zu nehmen hat, möchte ich nicht aufzählen, um auch den Schein zu vermeiden, als suchte ich Propaganda zu machen. Wer das wissen will, wende sich an das Auskunfts-Büreau des Deutschen Kolonialvereins in Berlin, oder kaufe sich das Buch „Rathschläge für Auswanderer“, Berlin 1885, Preis 1 Mk. 60 Pfg., welches jede Buchhandlung von der allgemeinen Verlags-Agentur besorgt.

Dagegen würde dies Capitel unvollständig sein, wenn es sich nicht ausspräche über

die verfügbaren Ländereien

im Stajahy=Thale. Andeutungen darüber finden sich schon auf S. 33 u. 34.

Die neu Einwandernden sind fast alle der Meinung, es sei ganz leicht, sich hier Land zu erwerben. Erst wenn sie Tagereisen weit durch das Flußthal und seine Nebenthäler geritten sind, kommen sie zu der Erkenntniß, daß Besizung an Besizung grenzt, meist mit 200 Meter Breite nach dem Wege zu. Auch die kleinsten Nebenthäler („Tiefen“ genannt) sind besetzt, mit wenigen Ausnahmen solcher, die im Besitze von Kolonisten sind, welche warten können. — Doch werden genug Kolonien zum Kauf angeboten, namentlich wenn der Eingewanderte durchblicken läßt, daß er über genügende Baarmittel verfügt. Aber er sei doch ja vorsichtig! Wirklich gute Ländereien finden, wenn sie preiswerth sind, hier genug Abnehmer, ohne lange angeboten zu werden. Werden sie das, so sind sie zu theuer. Ausgebauete, d. h. seit 20, 30 Jahren cultivirte, nie gedüngte Grundstücke giebt es in Menge zu kaufen. Manche davon sind sauber gehalten und erscheinen dem Un-erfahrenen annehmbar. Man hüte sich! Man lasse sich nicht dadurch bestechen, daß die Weide gut aussieht, das Haus freundlich, die Pflanzung

Preis ein verhältnißmäßig niedriger ist. Zehnmal lieber noch gutes, schon bebautes Land im Thal der Itoupava, des Rio Testo, des Benedicto u. s. w. theuer bezahlen!

Das richtigste bleibt immer, Urwald zu kaufen und die Mähen des Anfangs nicht zu scheuen. Prachtvolles Urwald-Land ist noch immer ganz oben in der Kolonie zu bekommen, im Anschluß an die letzten Ansiedler am Benedicto, Cedro und noch weiter an der Udda und jenseit der Wasserscheide zum Itapoku. Dort liegen auch von der Regierung vermessene Grundstücke von je 100 Morgen. Der Kolonist zahlt zunächst nur die Vermessungs-Kosten und kann sich mit dem Landgelde allenfalls ein paar Jahre gedulden. Doch ist der Anfang schwer. Freilich haben alle die Kolonisten so angefangen, und in vieler Beziehung noch viel schwerer, die vor 30 Jahren in's Land kamen; und wer sich nicht fürchtet, einige Jahre sich aller gewohnten Genüsse zu entschlagen, der gehe dorthin. Doch muß er auch bedenken, daß die Producte, die er zieht, oben in der Kolonie nicht so theuer bezahlt werden können, als in der Nähe des Verladungsplatzes, und daß andererseits auf alle Waaren, die er kaufen muß, der Transport-Zuschlag fällt. Auch fehlt oben in der Kolonie noch jede Möglichkeit, baares Geld nebenbei zu verdienen. Ich habe oft 30 und mehr Arbeiter gehabt, die 10 Stunden weit von der Wasserscheide des Itapoku kamen, froh, einmal wieder Gelegenheit zu finden, baares Geld zu erwerben.

In den Gasparthälern, 4—6 Stunden von Blumenau oder Gaspar entfernt, finden sich noch Urwaldgrundstücke, die bequemer liegen, auch am Caêthe-Bache, in der oberen Garcia. Näher bei Blumenau haben Gottlieb Reif und Wilhelm Scheffer einige „Tiefen“; doch bilden die des ersteren mehr Berg als Thal. Das größte, noch unbefetzte Terrain unmittelbar bei der Stadt sind etwa 7000 Morgen, die ich von Dr. Blumenau gekauft habe. Doch kann ich das Land jetzt leider nicht abgeben.

Größere Komplexe von Privatländereien für Kolonisations-Gesellschaften finden sich nur noch am linken Ufer des Itajahy zwischen Blumenau und der Mündung des Flusses. Dort liegen z. B. noch 50 000 Morgen, die der Familie Flores gehören, zum größten Theile von besonderer Fruchtbarkeit und Güte und äußerst bequem zugänglich; ferner 18 000 Morgen, die Liberatos gehören, oberhalb Luiz Alves, 9000 Morgen, die Eigenthum von João Mafra sind. Auch die Ledeschen Erben haben dort noch vielleicht 10 000 Morgen. Das würde im Ganzen ein Kolonie-Gebiet für etwa 1000 Familien bilden und ist im höchsten Grade empfehlenswerth. Aber auf das Zerbrechen der großen Besitzungen in kleinere Grundstücke, auf das Eröffnen von Wegen mit Brücken, das Vermessen u. s. w. lassen sich die brasilianischen Besitzer nicht ein. Gesellschaften aber, die über Kapital verfügen, geschäftskundige, thätige und verständige Privatleute könnten gute, vielleicht glänzende Geschäfte machen, wenn sie diese noch verfügbaren Privatländereien zur Kolonisierung erwürben. Es würde auch aus der hiesigen Kolonie auf einen starken

Zuzug dahin zu rechnen sein, weil es eine Menge junger Leute zwischen 20 und 30 Jahren giebt, die gern selbstständig werden wollen und doch keine Neigung haben, sich an den Enden der Kolonie nach oben hin anzusiedeln. Für die fernere gedeihliche Entwicklung des Itajahy-Thales wäre es ein wahrer Segen, wenn diese weiten, von Urwald bedeckten fruchtbaren Ländereien in der Nähe des großen Flusses endlich aufgeschlossen würden.

Verfügbare Staatsländereien, welche unmittelbar zum Gebiete des Itajahy gehören, und welche ihren Markt in Blumenau finden, sind noch mehr als 200 deutsche Quadratmeilen vorhanden, also soviel, wie das Königreich Sachsen groß ist. Das ist das Gebiet der oberen Zuflüsse. Es herrscht nur ein Urtheil darüber, daß die Güte des Bodens vorzüglich ist. Der genaueste Kenner dieser Territorien, der bekannte Ingenieur Emil Odebrecht, ist zugleich der wärmste Empfehler derselben. Rechnet man über die Hälfte davon für Berge und Flüsse oder weniger gutes Land ab (was viel zu hoch gegriffen ist), so bleiben doch noch 100 deutsche Quadratmeilen übrig, die zu den fruchtbarsten, gesündesten Gegenden der Erde gehören. Dort steht ein ungeheurer Wald der werthvollsten Hölzer, und die höhere, trockene Lage würde besonders geeignet sein für Baumwolle, Tabak, Weizen, Gerste, Bergreis, Obst.

* * *

Die Verbindung zwischen Deutschland und dem Itajahy-Thale ist viel einfacher und billiger, als sich die meisten Menschen vorstellen. Die großen, schönen Dampfschiffe, welche von Hamburg und Bremen über Lissabon in knapp 4 Wochen nach den brasilianischen Häfen fahren, befördern Zwischendeck-Passagiere für 150 Mark bei guter Verpflegung. Der Kajütenplatz kostet 510 Mark. — R. D. Lobedan in Hamburg und der Norddeutsche Lloyd in Bremen geben unentgeltlich auf briefliche Anfragen genaue Auskunft. — Für Zwischendeck-Passagiere halte ich es am rathsamsten, Billets bis Rio de Janeiro zu nehmen und sich bei Ankunft im Hafen sofort als Einwanderer zu melden. Diese werden dann auf der „Blumeninsel“ in's „Emigrantenhaus“ aufgenommen, anständig versorgt und mit dem nächsten Küstendampfer auf Regierungskosten bis nach Blumenau frei befördert.

Die auf Seite 109 für den Anhang bestimmten Mittheilungen über die transatlantischen Verkehrsverhältnisse und die Küstendampfschiffahrt in Bezug auf das Itajahy-Thal kommen in Wegfall, weil sie für den Zweck dieses Buches nicht so wichtig sind, daß ihrethalben ein neuer Druckbogen angefangen werden kann.



Karte der Kolonie Blumenau
in der
PROVINZ STA. CATILARINA
(Süd-Brasilien.)

Mafsstab 1:1000000

D. geograph. Meilen 1:57.

49°



BRASILIANA DIGITAL

ORIENTAÇÕES PARA O USO

Esta é uma cópia digital de um documento (ou parte dele) que pertence a um dos acervos que participam do projeto BRASILIANA USP. Trata-se de uma referência, a mais fiel possível, a um documento original. Neste sentido, procuramos manter a integridade e a autenticidade da fonte, não realizando alterações no ambiente digital - com exceção de ajustes de cor, contraste e definição.

1. Você apenas deve utilizar esta obra para fins não comerciais. Os livros, textos e imagens que publicamos na Brasiliiana Digital são todos de domínio público, no entanto, é proibido o uso comercial das nossas imagens.

2. Atribuição. Quando utilizar este documento em outro contexto, você deve dar crédito ao autor (ou autores), à Brasiliiana Digital e ao acervo original, da forma como aparece na ficha catalográfica (metadados) do repositório digital. Pedimos que você não republique este conteúdo na rede mundial de computadores (internet) sem a nossa expressa autorização.

3. Direitos do autor. No Brasil, os direitos do autor são regulados pela Lei n.º 9.610, de 19 de Fevereiro de 1998. Os direitos do autor estão também respaldados na Convenção de Berna, de 1971. Sabemos das dificuldades existentes para a verificação se um obra realmente encontra-se em domínio público. Neste sentido, se você acreditar que algum documento publicado na Brasiliiana Digital esteja violando direitos autorais de tradução, versão, exibição, reprodução ou quaisquer outros, solicitamos que nos informe imediatamente (brasiliiana@usp.br).